Vae Victis

Meine Erlebnisse in Spanien u. Frankreich während des Weltkrieges

von

Paul Madsack



Leipzig 1918

Verlag von Klinkhardt & Biermann

Paul Madsack, Vae Victis

Paul Madsack

Vae Victis

Vae Victis

Meine Erlebnisse in Spanien und Frankreich während des Weltkrieges

Mit 14 Zeichnungen und 4 Abbildungen

Von

Paul Madsack.

E. R. WEISS. 09.

Verlegt bei
Klinkhardt & Biermann in Leipzig
1918.

In Paris.

Im April 1914 war ich mit meiner Familie, Frau, Kind und einem Mädchen nach Paris gegangen, um zu malen. Ich mietete mir in dem Quartier Montparnaß eine kleine Etagenwohnung und zeichnete in der Nähe des berühmten Künstler-Cafés du Dôme in der Grand Chaumière und der Colarossi, wo Gauguin und van Gogh gemalt und damals Claude Simon und Naudin Korrektur erteilten. Es waren das keine eigentlichen Malakademien, sondern Anstalten, wo zu gewissen Zeiten Modelle standen und für 50 Centimes die Stunde jeder von der Straße hereinkommen konnte, um Akt oder Kopf zu zeichnen. Man fand dort eine internationale Gesellschaft beisammen, wenig Franzosen, viel Deutsche, selten Engländer, häufiger Amerikaner. Man zeichnete dort mit einigen wenigen Ausnahmen nicht anders oder besser als etwa in irgend einer kleinen deutschen Provinzstadt, von besonderem Kunstverständnis war dort ebensowenig zu spüren wie anderswo. Als einmal das Gespräch auf Cézanne kam, hatten die Umstehenden noch nie etwas von ihm gehört und meinten, das müßte wohl ein ganz moderner Maler sein. Nur eine Berlinerin wußte Bescheid. In den Anstalten dort kann man das Malen auch nicht besser lernen als anderswo, aber man muß es auch dort nicht lernen wollen, sondern muß auf die Straßen von Paris gehen und atmen, in jener entzückenden Luft der Parks und Boulevards mit ihrer schmerzlichen Süße, die vor den Menschen und Dingen wie ein Schleier liegt und jenen Charme verursacht, der immer wieder das Auge des Malers reizt.

Es ist ein eigen Ding um die Luft in Frankreich. Irgendwo las ich einmal, die Franzosen behaupteten, sogar die französische Luft sei „boche“-feindlich. Es ist etwas dran. Die französische Luft nimmt den Dingen ein gut Teil der Wirklichkeit. Der grade, ehrliche, etwas plumpe Deutsche paßt nicht hinein in diese Luft, er sieht grotesk, zu wirklich aus und ist ein garstiger Fleck in jenen Straßen, wo die Lüge so phantastische Blüten treibt und die Wahrheit gehaßt wird.

Aber die Medaille hat auch ihre Kehrseite. Man stelle den Franzosen in die deutsche Luft und er steht plötzlich seiner Flitter beraubt, nackt, hilflos und lächerlich in jener ernsten, strengen Luft, die keine Schleier kennt und die Dinge zeigt, so wie sie sind: nüchtern und real.

Liegt auch in Deutschland nicht jene Luft auf Wiesen und Wäldern, Straßen und Aeckern, die die Dinge malerisch erscheinen läßt, so hat der Deutsche dennoch oder gerade deswegen die Kraft, stärker künstlerisch zu sehen als der Franzose, dem es die Natur leichter gemacht hat. Dem Charme des Franzosen steht die Mystik des Deutschen gegenüber. Die Dinge scheinen wie sie sind und dennoch liegt noch hinter ihnen etwas, das zu heben lohnt. Die Dinge sind doch noch anders, als sie scheinen. Haltet sie fest im Auge, die Dinge, die ihr täglich seht, die Menschen, die ihr täglich sprecht, die Tiere, Bäume und Pflanzen, und plötzlich schiebt sich ein anderes Wesen der Dinge davor. Die Straße, die ihr täglich geht, erscheint euch plötzlich neu, ihr seht sie jetzt zum ersten Male: ein Märchen vielleicht, das Märchen der Großstadt, mit bunten Lichtern und bunten Farbflecken, oder die Symphonie der toten Dinge oder lebende Ungetüme: Wagen und Straßenbahnen, oder das lächerliche Gewimmel von Ameisen, über die die Dämonen der Fabriken und Häuser herrschen, oder was man sonst will. Und erst die

Menschen, wie verschieben sich da die Dinge. Der Käsehändler, der immer hinter dem Ladentisch den Käse verkauft, ist Theosoph, der da glaubt, daß er in einem frühern Leben römischer Cäsar gewesen. Der Bankier, der den Leuten den Hals zuschnürt, macht Gedichte, der Schlachter gehört einer fanatischen religiösen Sekte an und der Bettler, der am Fuße eines Denkmals steht, ist eben jener, der da in Stein seit Hunderten von Jahren auf dem Postamente thront. Das ist Mystik in Deutschland.

Es ist schon ein Unterschied in der Luft in Frankreich und in Deutschland. In Frankreich scheinen die Dinge anders als sie sind; in Deutschland sind die Dinge anders als sie scheinen.

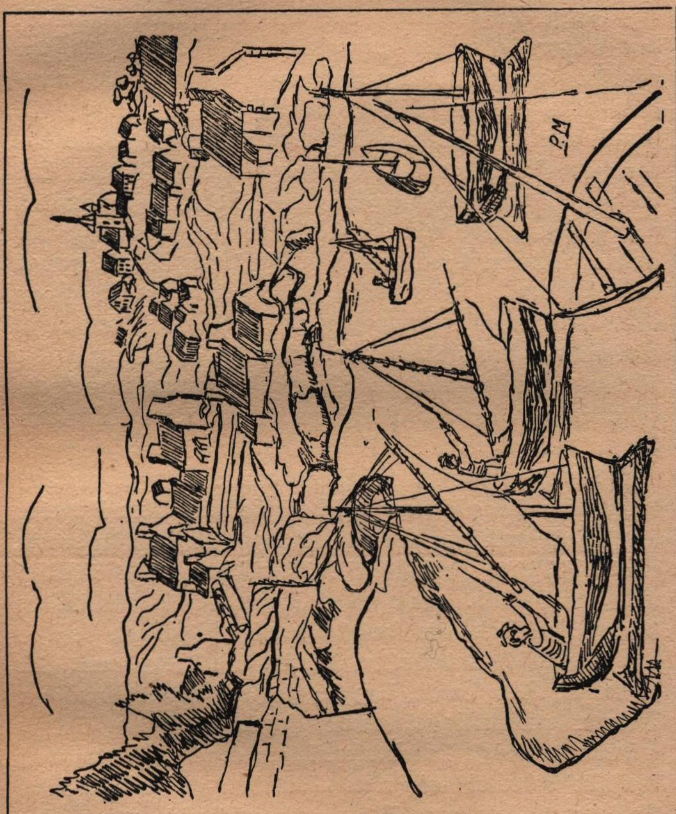
In der Bretagne.

Nachdem ich Ende Juni 1914 auf dem Montparnaß noch ein neues Atelier für den Herbst gemietet, in der siebenten Etage, mit einem grandiosen Ausblick über den Rosenfriedhof von Montparnaß, auf das unendliche, steinerne Meer von Paris, reiste ich in der schon recht heißen Jahreszeit mit meiner Familie in die Bretagne. Ich fuhr durch die bretonischen Badeorte, wo statt der Kellner und Portiers die Frauen und Mädchen an den Bahnhöfen stehen, um ihre Villen zu vermieten. Ländliche Erscheinungen diese Bretoninnen, die aber doch schon recht gut wußten, daß ihre schwarze bretonische Tracht mit den weißen Hauben den Fremden gefiel. Der sanfte Charakter jener Gegend der Bretagne mit ihren üppigen, lila und roten Mohn- und Artischocken-Feldern, den sauberen Häusern und dem silbernen Badestrande, war ja

recht lieblich, aber mich störten die vielen Strandkörbe, die eleganten Frauen und Kinder, kurz das ganze Badeleben. Ich suchte anderes und fand schließlich abseits der Hauptbahnlinie und auch von der Kleinbahnstation aus nur in zwei bis drei Wegstunden mittels eines Wagens, der zurzeit der Flut streckenweise durch das Meer fahren mußte, erreichbar, das Fischerdorf Ploumanach, einen idyllischen, weltfremden Ort. Ueberall am Strande haushohe, phantastisch geformte Felsen, die gleich urweltlichen erstarrten Riesentieren dalagen und dem wildanstürmenden Meere Trotz boten. Auf dem Hintergrunde der Felsen, die die Häuser überragten, dann das Fischerdorf mit seinen kleinen, aber aus dicken Steinquadern festgefügten und einander vollkommen ähnlichen Fischerhäusern, deren zinnoberrote und indigoblaue Dächer so gut zu der vorgelagerten Heidelandschaft und den vereinzelten saftgrünen Fichten stimmten, durch die hindurch man von den vielen kleinen Anhöhen das Meer schäumen und blitzen sah, bis zu den schmalen, langgestreckten, felsigen Inseln, die der Küste vorgelagert waren.

Unterkommen war nicht schwer zu finden, die Fischerfrauen, deren Männer vielfach nur im Winter im Dorfe waren, hatten ihre Häuser sauber zugerichtet und mit allen, auch zu einer eignen Haushaltung nötigen Küchen- und Hausgeräten bereit stehen. Für einen billigen Preis konnte man das ganze Haus, gewöhnlich aus vier großen Zimmern bestehend, bis zum Herbst mieten. Es enthielt alles, was man brauchte, große patriarchalische eichene Betten mit vorzüglichen Matratzen, dazu Wäsche, Tischzeug, Kücheneinrichtung und was man sich nur wünschte.

Hier malte ich dann vier Wochen, fern aller gewohnten Kultur, aller Unrast und aller Gesellschaft: am Strande die manchmal zinnoberroten Felsen mit dem Meere und den Inseln, im Lande die hügelige, von vielfarbigen Kornfeldern durchbrochene und von Dörfern und



Gehöften mit blauen und roten Dächern durchsetzte Heide, die immer wieder mit einem Streifen des silberblauen oder grünen Meeres zum Horizonte überleitete.

Ganze Tage blieben wir fort im Lande, aßen bei den Bauern oder in den primitiven Wirtshäusern, wo wir stets freundlich, ja achtungsvoll aufgenommen wurden, denn der ungebildete Mensch achtet meistens die Kunst, nur der gebildete lächelt, weil er, ohne etwas davon zu verstehen, annimmt, daß es doch nichts taugt. Ein famoser Menschenschlag in jener Gegend. Eigentlich wenig französisch, eher bedächtig und schwerfällig, wie unsere norddeutschen Bauern. Lesen und Schreiben war nicht die starke Seite dieser Leute, Rechnen ging schon eher. Mit Strichen, von denen fünf einem + und zehn einem Kreis entsprachen, verstanden sie es ganz gut, die Rechnung zu präsentieren. Aber dafür waren sie auch ein gesunder Menschentyp. Die Frauen tranken mehr Schnaps als die Männer, und die kleinen Kinder konnten schon mit fünf Monaten laufen. Sich mit den Leuten zu verständigen, war etwas schwer. Ist doch die bretonische Sprache, die im wesentlichen noch heute der keltischen Ursprache entspricht, dem Franzosen anderer Landesstriche selber nicht verständlich. Nur unsere Anna, die bereits in der kurzen Zeit in Paris soviel Französisch gelernt, daß sie sich französisch unterhalten konnte, brachte es auch hier in kurzer Zeit soweit, daß sie sich mit den bretonischen Bauern verständigen konnte, sogar in ihren Selbstgesprächen pflegte sie manchmal „ma doue“ zu sagen, was dasselbe bedeutet wie mon dieu, das zweite Wort der Bretonen. Uebrigens ist es auch gefährlich, wenn man ein derartiges Sprachtalent hat, denn nachdem unsere Anna später auch noch sieben Monate spanisch gesprochen und noch dazu den andalusischen Dialekt gelernt, konnte sie bei ihrer Rückkehr nach Deutschland einige Zeit nur gebrochen deutsch sprechen.

Daß wir Deutsche waren, hatten wir überall laut und ohne jegliche Scheu erzählt, man nahm uns das damals auch keineswegs übel, die Fischer und Bauern waren sogar in gewisser Weise stolz darauf, hofften sie doch, daß Ploumanach einstmals ein berühmter Badeort werden könnte. Der Grund dafür schien ja schon gelegt zu sein, nachdem sogar Leute aus dem fernen Deutschland hierher in die Sommerfrische kamen.

Manchmal, wenn der Wind günstig war, segelten wir aus der kleinen Bucht, in die das Meer zurzeit der Flut mittels eines schmalen Wasserarmes tief hineinströmte und für die Fischerboote einen kleinen Hafen bildete, hinaus in das Meer auf die größte der sieben Inseln, die der Küste vorgelagert waren; auf die seltsame, weiter entlegene Insel mit den schönen bunten Kieselsteinen, die gleich Halbedelsteinen von unbekannter Größe am Strande des Meeres lagen, der Insel mit den meterlangen gelben Blumen, die zwischen dürrem, niedrigem Gestrüpp wuchsen, das von wilden Hasen massenhaft bevölkert war und wo ein paar magere Ziegen mühsam ihre Nahrung suchten. Auf der Insel wohnte niemand als der Leuchtturmwächter, der uns bereitwilligst seinen Leuchtturm zeigte, einen Leuchtturm première classe, der freilich nur mit Petroleum gespeist wurde. Es gab noch hellere, größere Leuchttürme, aber die waren elektrisch betrieben, wie uns der Wächter bedauernd sagte. Er hoffte auch noch einmal „elektrisch" zu werden. In der Mitte der Insel lag ein altes, zerfallenes Kastell, durch dessen zerstörte Mauern der Nordseewind heulte und in dem sich das Grab eines französischen Offiziers befand, der hier vor beinahe hundert Jahren mit ein paar Soldaten die Bewachungsmannschaft des Kastells gebildet hatte und hier gestorben und begraben war, weil er von seiner Insel nicht wieder hatte herunter wollen. Nach seinem Tode war das Kastell

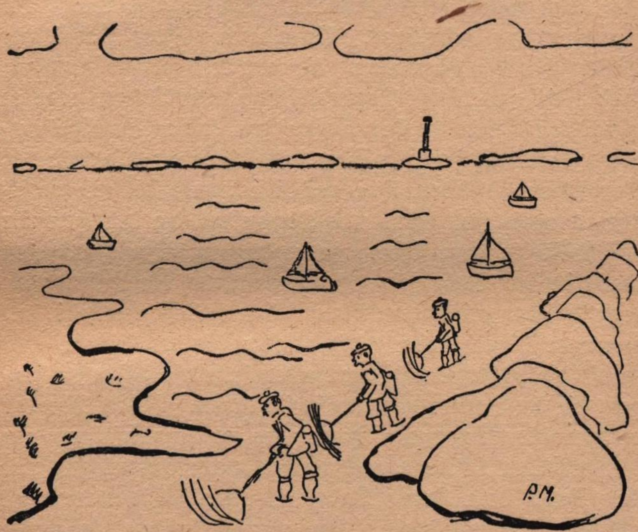
nicht wieder neu besetzt worden und die kleine Feste war langsam von der Zeit zerstört worden. Man konnte sie jetzt für ein paar hundert Franken kaufen, wie man uns sagte.

Wenn wir dann wieder mit unserm Segelschiffe zurückfuhren, legten wir Angelleinen aus und fingen daran allerlei Fische, die, frisch aus dem Meere gezogen, in jenen roten, grünen und blauen Farben schillerten, die in dem Dunkel des Meeres leuchten und fast zu stark und vielfarbig für das hellere Tageslicht sind. Hin und wieder begegneten wir, außer Möwen und andern Wildvögeln, auch dem seltsamen Wasserpapagei, der mit seinem großen, hakenförmigen schwarzen Schnabel und seinem grellbunten Gefieder, unmotiviert wie ein Vogel aus südlichen Gegenden, auf dem Wasser saß und uns aus seinen runden Augen anglotzte. Wir mußten aufpassen, wenn wir zurückfuhren, daß die Ebbe nicht schon eingesetzt hatte, denn sonst konnten wir gar nicht wieder landen, weil das Meer dann zu stark an die Felsen brandete und die schmale Wasserbahn, die tief in das Land in den kleinen Hafen von Ploumanach strömte, zurzeit der Ebbe trocken lag.

Der Hummernkönig.

Auch für manche andere mehr materiellen Genüsse war Ploumanach der rechte Ort, denn die dortige Küste ist das gelobte Land der Krabben und Hummern. Ein gewohntes Bild, das man oft dort sah, war der Krabbenfischer, der mit aufgekrempelten Hosen und nackten Beinen im Wasser watete und ein Netz an einer Holzstange in dem Schlamme des Meeres vor sich herschob. Von Zeit zu Zeit zog er das Netz heraus, um die Krabben, kleine und große, von den Meermuscheln, Seeschnecken,

Taschenkrebsen und anderm Seegetier zu sondern. Eine mühsame und wenig einträgliche Beschäftigung. Darum überließen sie die Fischer wohl auch mehr den Fremden, von denen man manchmal einige in bunten Troddelmützen und eleganter Pariser Salonkrabbenfischertracht ihre zierlichen Netze vor sich herschieben sah, hocherfreut, wenn mal wirklich ein paar Krabben drin waren.



Auch die Hummern konnte man auf dem Lande unter den großen, vom Meere ausgehöhlten Felsen mit krummen Stöcken herausholen, wenn sie manchmal dort von der Ebbe überrascht wurden. Freilich glückte das nur äußerst selten. Die Jungens im Dorfe liefen zwar alle mit krummen Stöcken zwischen den Felsen herum und versuchten Hummern zu fangen, wer aber wirklich einen auf dem Lande gefangen, wurde als berühmter Hummernjäger noch lange Jahre den Fremden gezeigt. Bei dieser Art, Hummern zu fangen, konnte man keine Reichtümer

erwerben, und doch war der Herr Padel, der Hummernkönig von Ploumanach, der reichste Mann im Dorfe. Herr Padel war mein Freund. Eines Abends, als ich noch spät zwischen den Stallungen und Gebäuden des Herrn Padel auf der kleinen, felsigen Anhöhe, nicht weit von meinem Hause, stand, trat plötzlich ein vierschrötiger, kräftiger Bauer weltgewandt an mich heran und lud mich ein, sein Haus, seine Familie, seine Pferde und seine Hummern zu besichtigen. Es war der Herr Padel, der Beherrscher der Hummern. Er war kein Fischer, stammte auch nicht aus dieser Gegend. Vor zehn Jahren war er ohne einen Sou in der Tasche mit seiner Familie eingewandert und heute gehörte ihm fast ganz Ploumanach. Vor allem gehörten ihm auch die Tausende von wohlschmeckenden Hummern und Langusten, die draußen vor der Küste in dem Meere herumkrochen. Zu Hunderten lagen in der Bucht seine Hummernkörbe, die Oeffnungen nach Art der primitiven Mausefallen hatten, durch die der Hummer hinein, aber nicht wieder hinaus konnte, und in die die Hummern hineinkrochen, um die Fische zu fangen, die im Innern als Lockspeise lagen. Jeden Morgen mußten die Fischer des Dorfes für ihn hinausfahren, um die gefüllten Körbe zurückzuholen, neue auszulegen und ihre Beute dem Herrn Padel abliefern. Sie waren fast alle von ihm abhängig. Nur wenige fuhren als eigene Unternehmer auf das Meer und kämpften noch den aussichtslosen Kampf um ihre Selbständigkeit. Herr Padel war sich aber auch seiner Bedeutung voll bewußt. Er führte mich zum Schluß auf einen höher gelegenen Felsen neben seinem Hause, von wo er mit einer großartigen Geste auf die Fischerhäuser hinwies, auf das von ihm angelegte Hotel, die von ihm erbaute Kaimauer, die alle in dem von ihm selbst über das ganze Dorf angelegten elektrischen Lichte bis elf Uhr abends erstrahlten. Er fragte mich dann, ob ich noch mehr solch reiche Leute

gesehen, umarmte mich und sagte, wenn ich etwas nötig hätte, möchte ich mich nur an ihn wenden. Ich beneidete damals den „mächtigen" Mann, dachte aber gleich an einen gewissen Polykrates aus dem grauen Altertum und an die Mißgunst der Götter.



Schon ein paar Tage darauf erlebte ich denn auch etwas recht Sonderbares. Es war um die Zeit der Flut und das Meer, das um die Zeit der Ebbe unterhalb der Häuser des Hummernkönigs vollkommen zurücktrat und nur Seegras, Krabben und Taschenkrebse zurückließ, schwoll drohend zwei bis drei Meter hoch gegen die Felsen unterhalb des Hauses des Herrn Padel an. Das war

nur das gewohnte Schauspiel, das wir alle neun Stunden sahen, aber ungewöhnlich war der folgende Anblick: Der allmächtige Herr Padel, nur mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, das seine athletische, vierschrötige Gestalt an sich vorteilhaft hervorhob, kämpfte einen heftigen Kampf mit zwei Frauen, die ihn vergeblich daran zu verhindern suchten, ein Bad im Meere zu nehmen. An sich war die Stelle im Angesicht des ganzen Dorfes zum Baden wenig geeignet, auch war es schon recht kalt an dem Abend. Der Hummernkönig war, wie man bald bemerkte, vollkommen betrunken, was ihm, wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, des öftern passierte, und jedesmal trieb es ihn dann im dunkeln Drange hinab in das Meer, wahrscheinlich zu seinen Hummern. Das Bild war im Dorfe nichts Ungewohntes, der Anblick bot sich regelmäßig von Zeit zu Zeit dar. Meist war es Frau und Tochter gelungen, ihn wieder von dem Bade abzubringen. Diesmal aber glückte es ihm, sich loszureißen und ins Wasser zu springen, wo er vergnüglich umherplätscherte. Da er aber vollkommen betrunken war, versagten seine Kräfte bald und er drohte, trotzdem er nach Aussage der Fischer der beste Schwimmer weit und breit war, unterzusinken. In ihrer Verzweiflung machten Frau und Tochter einen Kahn los, fuhren ihm nach und fischten glücklich auch den bereits Untersinkenden mit einem Angelhaken wieder in das Boot. Die Fischer am Lande, die den Vorfall stumm und ehrerbietig mit angeschaut hatten, brachten ihn dann sorgsam wieder in sein Haus.

Immerhin hatte der Mann die Mißgunst der Götter doch nicht so sehr zu fürchten, wie ich anfangs annahm, denn er brachte ihnen ja auf seine Art hin und wieder ein Opfer.

Die ersten Kriegsanzeichen.

An Krieg dachte niemand im Dorfe, wir am allerwenigsten. Freilich war bereits der österreichische Thronfolger ermordet und man wußte auch schließlich, daß die politische Lage gespannt war. Hin und wieder hatte mal einer der Fischer eine Zeitung in den Händen und fing an, von der politischen Lage zu reden, aber er erweckte damit wenig Interesse, auch zu der Zeit noch nicht, als der Krieg zwischen Serbien und Oesterreich schon ausgebrochen war. Einmal kam ein Bekannter aus Paris und erzählte allerlei unheimliche Dinge von der Pariser Börse. Die Salonkrabbenfischer mit ihren bunten Troddelmützen fuhren merkwürdig schnell wieder nach Paris zurück, aber das ließ uns zunächst noch kalt. Nachdenklicher wurde ich, als wir wieder einmal zu unsrer Insel mit den gelben Blumen, den Hasen und Kaninchen hinüberfuhren und uns auf dem Rückwege französische Torpedoboote begegneten. Ich fragte die Fischer, was die hier suchten, sie zuckten die Achsel und meinten, sie hätten sie sonst hier nicht gesehen; manche Leute meinten, es gäbe Krieg mit Deutschland. Dann eines Abends, einige Tage vor der Kriegserklärung, erschien plötzlich die Intelligenz des Dorfes, der Schullehrer, bei uns, um die politische Lage zu besprechen und zugleich, um uns vor der Bevölkerung zu warnen; man habe Mißtrauen gegen uns, wir sollten sehr vorsichtig sein; es sei doch richtig, daß wir Deutsche wären. Dabei trank er von meinem Benediktiner ein Gläschen nach dem andern und fing ein Loblied auf Deutschland zu singen an. Ob wir nicht seinen Sohn zu Hause in Deutschland bei uns aufnehmen wollten, die deutsche Erziehung sei so gut. Ich versicherte ihm, daß wir uns über die Bevölkerung absolut nicht zu beklagen hätten, wir seien zwar Deutsche, aber darum keine Feinde Frankreichs, und das mit dem Sohne müßte man sich

doch wohl noch näher überlegen. Nach dem sechsten Benedektiner ergriff er gerührt meine Hand, eine Träne glänzte in seinem Auge, er wäre alles andere wie ein Chauvin, wir wollten am nächsten Morgen gemeinsam einen „Apéritif" einnehmen. Wenn man sähe, daß wir mit ihm in so intimem Verkehr ständen, würde das Mißtrauen der Bevölkerung rasch schwinden. Seine Frau holte ihn nach einiger Zeit ab, sie schien es gewohnt zu sein, daß er etwas länger da sitzen blieb, wo er einkehrte. Am nächsten Morgen ging er dann mehrfach an unserm Hause vorüber, um mich zum gemeinsamen Einnehmen eines „Apéritif" zu veranlassen. Ich ging aber nicht hinaus, weil unsere Nachbarsfrau mir sagte, dem alten Säufer käme es nur darauf an, einen Schnaps zu erjagen und im übrigen könne er froh sein, wenn man ihn selbst zufrieden ließe.

In der Folge bemerkten wir mehrfach, daß wir beobachtet wurden. Namentlich der Leuchtturmwächter, nicht der von der Insel, sondern der vom Festlande, der den Leuchtturm deuxième classe besorgte, erschien immer, wenn ich in die Nähe des Strandes kam, oben auf seinem Leuchtturme und beobachtete mein Tun mit dem Fernrohre. Der Friseur, bei dem ich mich ständig rasieren ließ, fragte mich einmal, als er mich eingeseift hatte, mit hochgeschwungenem Rasiermesser in der Hand, welcher Nationalität ich angehörte, und der Postbote stellte jedesmal hochnotpeinliche Verhöre an, wenn er Post brachte. Diese Umstände und die zunehmende Unfreundlichkeit der Bevölkerung waren zwar beunruhigend, wie unbefangen wir aber damals noch waren, zeigt der Umstand, daß meine Frau ihren alten Vorsatz, den sie schon in Paris gefaßt hatte und dem ich immer vergeblich widerstrebt hatte, gerade in jener Zeit ausführte. Nämlich ihren Vorsatz, an dem Strande von Ploumanach eine Flaggenburg zu errichten. Es ist in französischen Badeorten

wenig üblich auf Sandburgen Flaggen aufzustecken, wie denn überhaupt in jenen Gegenden nur wenig Sand am Strande ist. Meine Frau meinte aber, dann müßte man es eben dort einführen, und da es etwas mühsam war, am Strande eine Burg zu bauen, beschloß sie einfach, die Fahnen und Wimpel am Hause anzubringen. Als ich eines Mittags nach Hause kam, war denn auch glücklich, zur Freude der Dorfjugend und zum Erstaunen der Fischer, das ganze Haus mit bunten Wimpeln bedeckt; darunter auch die deutschen Farben. Ich drang nun doch darauf, daß die Flaggen sofort entfernt wurden.

Im allgemeinen herrschte im Dorfe gerade ganz kurz vor der Generalmobilisation die Meinung vor, daß die Kriegsgefahr vorüber sei. Ich weiß nicht, ob diese Stimmung der Frankreichs im allgemeinen entsprach und worauf sie sich gründete. Jedenfalls war auch der Schullehrer derselben Ansicht. Ich traf ihn in jenen Tagen eines Abends in einem kleinen Wanderzirkus, wo als Hauptnummer ein Pferd vorgeführt wurde, mit dessen Beinen der Dresseur, während es auf dem Rücken lag, einen Knoten schlug. (Das Pferd wurde ein paar Tage darauf mit dem ganzen Zirkus mobilisiert.) Der Schullehrer meinte damals, Kaiser Wilhelm würde den Krieg verhindern. Er war etwas mißgestimmt, weil es mit dem „Apéritif" nichts geworden, war aber sehr bescheiden, da eben nach seiner Ansicht die politische Lage nicht mehr so war, daß er größeres Interesse für mich und meine Likörflasche zeigen durfte. Leider Gottes lagen die Verhältnisse in Wirklichkeit doch anders und der Schullehrer sollte bald wieder mir gegenüber in stärkere Position kommen.

In einer Nacht, kurz vor Ausbruch des Krieges, wurde plötzlich zwischen zwei und drei Uhr an unsere Tür geklopft. Ich sah im Hemde aus dem Fenster heraus und erkannte den Lehrer wieder in Begleitung von zwei Gestalten. Ich sollte aufmachen, sie hätten mir

etwas mitzuteilen. Ich fragte, ob sie das denn nicht zu anderer Zeit tun könnten, erhielt aber von unten so etwas wie einen Befehl, die Tür sofort zu öffnen. Ich zog mich rasch an, holte die Likörflasche heraus und ging hinunter, um den Lehrer mit seinen beiden Begleitern, biederen, älteren Seeleuten, die sich als Magistrat des Dorfes vorstellten, in die Eßstube eintreten zu lassen. Die beiden Begleiter waren mir von Ansehen bekannt. Ich hatte sie oft gesehen, wenn sie mit ihrem Fischereigerät auf der Schulter zum Fischen auszogen oder wiederkamen und dann noch einige Zeit auf der Kaimauer meinem Hause gegenüber saßen, um von Wind und Wetter zu sprechen. Der eine von ihnen war außerdem unser Butterlieferant, ein offenbar vielseitiger Mann. Die beiden Seeleute waren ziemlich gemütlich, sagten wenig und schienen sich selber etwas unpassend vorzukommen. Der Dorflehrer dagegen war weniger bescheiden, ja beinahe drohend in seinem Auftreten; einzig die Likörflasche auf dem Tische schien ihn zu besänftigen. Er eröffnete mir, daß der Krieg, zum mindesten aber die Mobilisation bevorstände. Ich dürfte in diesem Falle unter keinen Umständen das Dorf verlassen, sonst würde ich sofort verhaftet. Im übrigen sei das Dorf bereits militärisch bewacht und ein Entkommen unmöglich. Bliebe ich andererseits ruhig am Orte, würde mir nichts geschehen, der Krieg würde bald vorbei sein. Ich erinnerte mich zufällig des Kollegs über Völkerrecht, das ich einstmals bei dem seligen von Bahr in Göttingen gehört hatte — es ist doch immerhin etwas wert, wenn man juristische Kenntnisse hat — und meinte, es stände mir völkerrechtlich das Recht zu, innerhalb 24 Stunden nach der Mobilisation Frankreich zu verlassen. Einer der biedern Seeleute nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ja, es mag wohl sein, daß es so eine Bestimmung gibt, aber im Kriege werden alle diese Bestimmungen nicht so genau eingehalten.“



Landschaft am Guadaira

Kriegsausbruch.

Noch immer waren wir überzeugt, daß der Krieg unmöglich sei. Ich telegraphierte am nächsten Morgen sofort nach allen Windrichtungen, nach Deutschland, nach Paris, an das Konsulat und an Bekannte. Ich gab dem Telegraphenbeamten extra hohe Trinkgelder, erregte damit aber, wie ich später erfuhr, nur um so größeres Mißtrauen; meine Telegramme wurden natürlich nicht weitergegeben. Der Tag verging mit dem Warten auf irgend eine Antwort, auch am nächsten Tage telegraphierten wir immer noch in alle vier Himmelsrichtungen, dann war plötzlich die Generalmobilisation da.

Ich befand mich gerade mit meinem Malgerät auf dem Felde, niemand war in der Nähe, nur im Hintergrunde sah man weidende Kühe, mähende und das Korn aufraffende Bauernfrauen. Es war still und ruhig in der Natur und dennoch teilte sich auch mir etwas von dem mit, was zu dieser Stunde die ganze Welt bewegte. Unruhig ging ich hin und her und rauchte eine Zigarre nach der andern. Was war das nur, daß die Glocken in dem benachbarten Dorfe schon seit einiger Zeit ununterbrochen läuteten? Ich ging um den Hügel herum und hörte jetzt auch von den andern Dörfern her die Glocken läuten. Was hatte das nur zu bedeuten? Kein Lufthauch rührte sich. Das Meer in der Ferne war so ruhig und unbewegt, wie es fast nie in jener Gegend zu sein pflegt. Und dennoch rissen diese Menschen wie verrückt an den Glocken. Jetzt ging auch durch die Gestalten auf den Feldern eine Bewegung. Sie standen erregt zusammen, dann ließen sie alles im Stich und strebten nach Hause. Ich packte meine sieben Sachen und dachte an Frau und Kind.

Auf dem Heimwege kamen mir überall weinende Frauen und Kinder, ernste und tiefbedrückte Familienväter entgegen, die alle in diesem Moment zu sehr mit sich beschäftigt waren, um von mir Notiz zu nehmen. Als ich Ploumanach näher kam, sah ich auf der Anhöhe der Telegraphenstation, an deren Fuß das Dorf Ploumanach lag, eine blutig rote Fahne wehen. Merkwürdig, ich sah sie bestimmt in diesem Moment zum ersten Male. Wie ich später erfuhr, war sie schon immer dort gewesen. Im Dorfe selbst hörte man Trommelwirbel und gleich darauf sah ich meine drei nächtlichen Freunde mit großen Plakaten, einem Klebetopfe und einem gewaltigen Pinsel vorüberziehen, um an allen Dorfenden die Plakate, die die Generalmobilisation verkündeten, anzuheften. Bald darauf kam diese Gesellschaft in Begleitung der hohen Polizei, das war nämlich der Kohlenträger im Dorfe geworden, ein baumlanger, humpelnder Kerl, dem man einen Revolver umgeschnallt hatte, auch zu mir in das Haus, um eine Haussuchung vorzunehmen. Sie wollten feststellen, ob ich einen Revolver, Dynamit oder einen photographischen Apparat bei mir hätte. Ich nötigte sie freundlichst, alles recht genau zu untersuchen, was aber nur in sehr oberflächlicher Weise geschah, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, nämlich der Nachtschränke. Der Kohlenträger sah sich eingehend die Vase der Nacht auf ihren Inhalt an, wahrscheinlich vermutete er darin das Dynamit.

Als sie fort waren, konnten wir nicht mehr zweifeln, daß der Krieg unmittelbar bevorstand, nunmehr mußte gehandelt werden. In der Nacht konnten wir nicht mehr fort. Sofort aber am nächsten Morgen machten wir uns alle zusammen auf in die nächste Mairie nach Perros Guirec. Von dort ging eine Kleinbahn, die uns nach Lannion, der nächsten Unterpräfektur, und weiter an die Hauptbahnlinie gebracht hätte.

Es war kein leichter Weg. Ueberall drohende Fäuste und Schimpfworte, wo man uns erkannte; einer der Wohlgesinnteren meinte, man brauchte uns ja nicht gleich totzuschlagen, eine kleine Tracht Prügel würde auch genügen. Wir waren froh, als wir langsam zwischen ratlosen Kurgästen und betrunkenen Seeleuten, die auf ihre Art Mobilisation machten, endlich in Perros Guirec ankamen. Unterwegs hatte ich einen mir bekannten Schweizer aufgesucht, um mich mit dem Manne zu beraten; er war bereits in Todesangst und entrüstet, daß ich ihn aufsuchte, man könnte ihn ja auch für einen Deutschen halten. Ein Italiener, den ich aus Paris kannte, wußte sich mir gleichfalls schleunigst zu entziehen. Zwei mir bekannte Deutsche wollten überhaupt keine Deutsche mehr sein, sondern Holländer und Norweger. Als ich endlich auf dem Bahnhof ankam, stellte es sich heraus, daß die Kleinbahn nicht mehr fuhr. Auf dem Reisebüro, wo ich nach Billetten für ein Schiff nach Holland nachfragte, lachte man uns aus. Allmählich wurde man in der Ortschaft auf uns aufmerksam. Die Leute bildeten Gruppen und fingen an zu diskutieren. Die Tochter des Maire, die zufällig des Weges kam, ein munterer Backfisch, geriet ganz außer sich, als sie hörte, daß Deutsche da wären, die fort wollten. Sie entlieh einem der Umstehenden ein Rad, schwang sich auf dasselbe und jagte davon, indem sie den Leuten zurief, sie sollten die Deutschen festhalten, sie wolle ihren Vater holen. Die Bevölkerung blieb demgegenüber ziemlich ruhig. Einige erklärten uns selber, was die aufgeregte Person gewollt hatte — wir hatten den Vorgang aus der Ferne nicht ganz richtig verstanden —, sie lachten über das heldenhafte Mädchen und entfernten sich langsam wieder.

Dieser Vorfall brachte uns aber wenigstens auf den Gedanken, mal auf die Mairie zu gehen und unsern Fall vorzutragen. Der Maire und seine Beisitzer, vier-

schrötige Bretonen, über denen im Zimmer die französische Flagge hing, waren von der Tochter schon unterrichtet. Man empfing uns ruhig, aber eisig kalt. Der Maire meinte, er hätte noch keine Instruktion, ich sollte mich an die Unterpräfektur in Lannion wenden. Wir entschlossen uns sofort, mit dem Wanderstabe in der Hand zu versuchen, dorthin zu kommen, denn dort gab es auch wieder eine Kleinbahn, die uns an die Hauptstrecke nach St. Brieux bringen konnte. Nach langen, mühseligen Versuchen gelang es uns schließlich, für gute Worte und noch mehr Geld ein Automobil aufzutreiben, das uns in etwa zwei Stunden nach Lannion brachte, direkt vor die Unterpräfektur. Man holte sofort den Unterpräfekten, der zunächst fragte, ob ich Offizier sei; als ich das verneinte, meinte er, es sei das beste, wenn in solchen Zeiten jeder in seine Heimat reise; es ginge abends noch ein Zug nach Paris, es stände nichts im Wege, daß ich diesen Zug benutzte. Wir stiegen wieder ins Automobil und fuhren direkt zum Bahnhof.

Es war inzwischen auch hier im Städtchen bekannt geworden, daß wir Deutsche seien, und zwar hatte es einer der Bürobeamten auf der Präfektur, ein Chauvin allerschlimmster Sorte, den draußen um das Automobil Herumstehenden mitgeteilt. Als wir nun durch die Straßen zum Bahnhofe fuhren, liefen halbwüchsige Burschen schreiend und johlend: en bas l'Allemagne neben unserm Automobil her und machten so die Straßengänger auf uns aufmerksam. Am Bahnhof angekommen, herrschte dort bereits großer Tumult; der Andrang der Reisenden war ungeheuer und man nahm sofort eine drohende Haltung gegen uns ein. Ich stieg rasch aus dem Wagen, ging durch die Menschenmenge an den Schalter und bat um Billette nach Paris. Man entgegnete mir kurz, für Deutsche gebe es keine Billette. Ich machte noch einen Versuch, ging zum Gendarm, der am

Portal stand, trug ihm den Fall vor und bat ihn, zu veranlassen, daß ich Billette erhielte. Der Gendarm blieb sehr höflich, ging auch mit mir zum Schalter, jedoch gleichfalls ohne Erfolg, man sagte uns diesmal, es wären keine Plätze mehr da. Was sollte ich anfangen? Verweilen war gefährlich, die Menge schrie und johlte, Steine flogen durch die Luft und ich hatte Mühe, wieder zum Wagen zurückzukommen. Ich stieg schleunigst wieder ein und ließ das Auto erst außer Sichtweite vor einem Hotel halten, wo ich glücklicherweise eine anständige Frau traf, die uns sofort ein separates Zimmer gab. Jetzt galt es Kriegsrat zu halten und sich sofort zu entscheiden. Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder im Automobil weiterzufahren an eine andere Bahnstation, wo vielleicht Anschluß zu erreichen war, oder sofort wieder nach Ploumanach zurückzukehren. Das erstere war bedenklich schon deswegen, weil die Fahrt unsere beschränkten Geldmittel aufgezehrt hätte und wir riskierten, in einem weltfremden Orte ohne Geld festzusitzen, während wir in Ploumanach immerhin ein paar Bekannte hatten, die uns vielleicht helfen würden. Es war ein schwieriger Entschluß, der Chauffeur drängte, er wollte wieder fort. Wir entschlossen uns kurz zurückzufahren. In zwei bis drei Stunden schon zeigte sich uns im letzten Lichte des Tages von der Anhöhe, von der wir herabfuhren, unser Dorf im Abendfrieden am Rande des Meeres. Ich hatte es noch nie so schön wie damals gesehen, und ich muß sagen, ich hatte nach den Stürmen des Tages etwas das Gefühl der Beruhigung. Man hatte doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe, man kannte die Gesichter und war nicht in der ewigen Spannung als Deutscher entdeckt zu werden.

Um ein Haar freilich wären wir in unser Haus gar nicht mehr hineingekommen. Die Tür war verschlossen und die Nachbarfrau teilte uns mit, das Haus wäre bereits in unsrer Abwesenheit weiter vermietet. Peinliche

Ueberraschung. Trostlos saßen wir im Hinterhofe des Hauses und warteten auf das Erscheinen der Wirtin. Gott sei Dank ließ sie uns hinein, es waren wirklich schon neue Mieter dagewesen, aber sie hatte das Haus noch nicht wieder vermietet.

Gefangen in Ploumanach.

Da saßen wir nun an der nordwestlichen Ecke Frankreichs, inmitten einer halbwilden Bevölkerung, ohne Schutz irgend einer Obrigkeit, auf die Gnade der Fischerbevölkerung angewiesen. So ungefähr muß es im grauen Altertum den Barbaren (den Fremden) zumute gewesen sein, wenn sie an irgend eine fremde Küste verschlagen wurden, wo sie vogelfrei waren. Mit einem Schlage waren diese Zeiten zurückgekehrt. Es gab kein Recht mehr, keine Obrigkeit außer dem Kohlenträger mit dem Revolver und den beiden Gendarmen, die wir von unserm Fenster aus an den beiden Enden des Dorfes auf und ab schreiten sahen. Es hätte kein Hahn danach gekräht, wenn man uns totgeschlagen hätte. Aber wir leben doch schließlich im zwanzigsten Jahrhundert und es gibt doch auch gebildete Menschen! Ich hatte vor dem Kriege einen Musikprofessor aus Paris kennen gelernt, der sich dort gleichfalls mit seiner Familie zur Sommerfrische aufhielt. Als ich ihn nach Kriegsausbruch einmal auf der Straße sah, ging ich zu ihm, um mich mit ihm zu besprechen. Er bedauerte mich zunächst mit Pathos. Es wäre ja entsetzlich, unter solchen Umständen unter dieser Bevölkerung zu leben. Er sei übrigens selber hier seines Lebens nicht sicher, das seien hier ja keine Menschen, sondern Wilde. Man würde aber mich und meine Fa-

milie zweifellos in Schutz nehmen, „on vous protegera". Also wenigstens eine mitfühlende Seele, dachte ich, das ist doch schon etwas. Aber siehe da, als ich ihn ein anderes Mal in Gegenwart seiner Frau anreden wollte, ging diese ohne jedes Vorspiel sofort rasend mit dem Regenschirm auf mich los, wobei eine Flut von Schimpfworten auf mich niederhagelte. Der arme Musikprofessor stand etwas betrübt daneben, hatte vielleicht bessere Absichten, schien es aber nicht gewohnt zu sein, sich den Meinungsausbrüchen seiner Gattin zu widersetzen. Ich zog mich schleunigst zurück mit dem Vorsatze, es da doch schon lieber mit den Wilden, den „sauvages", wie der Musikprofessor immer pathetisch rief, selber zu versuchen, wie ich es auch schon früher immer mehr mit den „sauvages" gehalten und dabei im allgemeinen bis jetzt ganz gut gefahren war.

Es brach eine trübe Zeit für uns an. Niemand sprach mehr mit uns, wir wurden gemieden wie die Pest. Alle Augenblicke gab es neue Haussuchungen, alle Augenblicke war der Gendarm im Hause. Ständig wurden Personalien und Listen aufgenommen. Man ermahnte uns immer wieder, uns um Gottes willen nicht zu rühren und uns nicht sehen zu lassen. Schon unser Anblick reize die Bevölkerung. Andere dagegen meinten wieder, wir müßten uns mehr sehen lassen, die Bevölkerung wolle wissen, was wir trieben. Man wäre beunruhigt, wenn man uns nicht sähe. Die Tochter des Herrn Padel, in deren Hotel wir früher manchmal zu Mittag gegessen, forderte uns auf, wieder hinzukommen, es sähe sonst so aus, als hätten wir ein schlechtes Gewissen. Wir gingen auch wirklich hin, wenigstens zum Kaffee auf der Veranda, es ging auch alles noch gut ab, aber die Stimmung war derart gespannt, daß wir doch vorzogen, in Zukunft zu Hause zu bleiben.

Dazu wurde das Geld immer knapper. Ich hatte bei Kriegsausbruch nur für einen Monat Geld ge-

habt, das schon zum großen Teil für die Automobilfahrt draufgegangen war, wir mußten uns täglich mehr einschränken. In der ersten Zeit waren freilich die Lebensmittel noch sehr billig, wurden sogar billiger als vor dem Kriege, aber man wollte uns nichts mehr geben. Meiner Frau und unsrer Anna wurde es jeden Tag schwerer, Brot, Milch, Fische und ähnliches zu beschaffen. Wir bekamen ja schließlich immer noch, was wir nötig hatten, der Milchmann brachte uns sogar jeden Tag eigenhändig die Milch und ließ uns sagen, so lange er selber noch welche hätte, bekämen auch wir Milch. Aber schon an einem der folgenden Tage wurde nach der Milchflasche auf seinem Wege zu uns mit Steinen geworfen. Er meinte zwar, er hätte ein großes Messer bei sich, aber das hätte ihm wohl auf die Dauer wenig geholfen.

In der ersten Zeit konnten wir uns noch bis 7 Uhr abends außerhalb des Hauses bewegen. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mir die Erlaubnis zu erwirken, noch einmal nach Perros Guirec zu gehen, um hier nach Geld zu telegraphieren. Ein äußerst schwieriges Unternehmen. Dreifache Zensur auf der Post, auf der Mairie und in der Gendarmerie, merkwürdigerweise ließ man dort die Telegramme schließlich zu, man prüfte nur die Telegramme, nicht die Personalien. Ich telegraphierte also nach Holland, Norwegen und der Schweiz um Geld. Sehnsüchtig warteten wir dann auf den Briefträger, den wir jeden Abend durch die Heide von weitem anmarschiert kommen sahen. Aber er hatte nie etwas. Nur einmal brachte er einen Brief von der Bank, die mir kurz mitteilte, daß mein Bankkonto gesperrt sei und ich kein Geld mehr zu erwarten hätte.

Konnte ich noch in der ersten Zeit wenigstens aus der Hintertür unsers Hauses heraus auf entlegenen Wegen an den Strand gehen, so mußte ich auch das bald unterlassen, denn unsere Wirtin hinterbrachte mir immer häu-

figer, dieser oder jener hätte gesagt, er wolle mir den Hals brechen, mich in das Meer werfen oder ähnliche schöne Dinge. Fäuste reckten sich überall, wo wir gesehen wurden, aus den Fenstern der Fischerhäuser, und Schimpfworte wurden hinter uns hergerufen. Die Zustände wurden immer unerträglicher. Ich saß schließlich nur noch ein paar Stunden im hintern Hofe des Hauses, um Luft zu schöpfen. Von hier hatte man einen Blick auf das Jagdbesitztum eines polnischen Grafen. Es war ein hügeliges, mit dichtem, wildem Gestrüpp bewachsenes Terrain, durchbrochen von sauber gepflegten Wegen, mit parkähnlichen Partien. Das Grundstück lag hinter einer langausgedehnten Mauer, die sich den Bewegungen der Hügellandschaft anpaßte und die streckenweise durch die mächtigen Felsblöcke der Landschaft ersetzt war. Hinter diesem Jagdbesitztum, auch zurzeit der Ebbe noch durch das Meer getrennt, ragte das Schloß selbst mit seinen Zinnen und Türmen mitten aus dem Meere heraus, auf dem Unterbau der auch dort noch im Meere liegenden gigantischen Felsblöcke, als ihre letzte von Menschenhand geschaffene kunstvolle Krönung.

Wenn ich auf dem Hofe hinter meinem Hause saß, von wo ich noch die höchsten Zinnen des Schlosses hinter dem Jagdterrain aufsteigen sah, glaubte ich immer, auf den sanft gewellten Hügeln des Parkes, oben auf dem höchsten Gipfel eine Frau sitzen zu sehen, ganz in Weiß gekleidet, die scheinbar unverwandt zu mir hersah. Ich knüpfte einige Hoffnung an diese edle weiße Gestalt und das dahinter liegende Schloß. Im letzten Notfall konnte man sich vielleicht noch in der Nacht hinter diese Mauern retten und sich dort verstecken. Auffallend fand ich es jedenfalls, daß die Dame stets dort war, wenn ich auch auf der Mauer saß, und so unverwandt herstarrte; manchmal schien es auch, als ob sie ein Buch lese. Meine Wirtin, die ich nach der Dame fragte, klärte mich aber lachend

auf, es war nur eine Statue aus weißem Marmor, die dort oben stand. Also mit der weißen Dame war es auch nichts.

Von der Außenwelt erfuhren wir nur noch wenig. Dafür drangen allerlei unkontrollierbare Gerüchte zu uns von Deutschen, die man kurzerhand erschossen. Bei Brest sollte ein Deutscher, der dort schon lange Jahre mit einer französischen Frau gelebt hatte, versucht haben, eine Eisenbahnbrücke zu sprengen und zum Tode verurteilt sein. Ein anderer Deutscher, der in einem benachbarten Badeorte mit Französinnen ein recht üppiges Leben geführt, hatte im letzten Augenblick versucht, mit seinem Auto zu entkommen, und hatte, als er sich schon gerettet glaubte, „vive l'Allemagne, en bas la France" geschrien. Man hatte ihn aber in einem andern Auto eingeholt und ihn samt seinem Auto ins Meer geworfen. Eine deutsche Familie mit vielen Kindern, die mittellos dasaß, hatte sich das Leben genommen, weil sie ständig von den Polizeibeamten mit Revolvern bedroht wurden. All diese Gerüchte und die ewigen Meldungen der Zeitungen von den Greueltaten der Deutschen, die natürlich anstandslos geglaubt wurden — sonst wäre es ja nicht gedruckt, meinte man —, trugen nicht gerade zur Beruhigung bei.

Der Zustand wurde noch komplizierter, als in das Hinterhaus der Nachbarin noch zwei Malerinnen einzogen, eine Deutsche und eine Russin, die wir schon vor dem Kriegsausbruch kennen gelernt hatten. Sie hatten bis jetzt bei dem Zollkontrolleur im Dorfe gewohnt. Dieser Zollkontrolleur war ein ganz netter Mensch, der in seinen freien Stunden Tischlerarbeiten trieb und mir bisher immer die Keilrahmen geliefert hatte. Er war einer von den wenigen, die mit uns noch kurz vor und nach Kriegsausbruch freundschaftlich sprachen. Wir hatten in der ersten Zeiten noch gemeinsam die Schrecken


J.P.M.

der Mobilisation durchlebt. Jedesmal, wenn ich wieder hinging, war für ihn eine neue Mobilorder gekommen. er solle sich bereit halten, er müsse dableiben, er müsse sofort abfahren. Es schien recht durcheinander zu gehen bei diesen Mobilordern, und jedesmal schrien und weinten Frau und Kinder, jedesmal packte er seine Sachen von neuem und hielt feierlich patriotische Abschiedsreden an die vier oder fünf andern Zollbeamten, die mit ihm in einem Hause wohnten, und ging ernst und bedrückt vor seinem Hause einher. Aber immer wieder blieb er und war auch zuletzt, noch als wir fortfuhren, im Orte. Uns gegenüber verlor er nie eine gewisse Ritterlichkeit, ja man erzählte uns sogar, er habe in Versammlungen Reden gehalten, Gerechtigkeit müsse sein, den Fremden dürfe nichts geschehen usw. Mit der Zeit wurde aber auch er vorsichtiger, denn er mußte wegen seiner Bekanntschaft mit uns allerlei Anfeindungen ausstehen. Man hatte ihn sogar bei seiner vorgesetzten Behörde wegen seines Umganges mit den Deutschen angezeigt, kurz es war ihm nicht zu verdenken, daß er die beiden Malerinnen ausquartierte und in unserm Nebenhause bei einer Verwandten von ihm unterbrachte.

Von den beiden Malerinnen genoß die Russin als Bundesgenossin zu Anfang erhebliche Sympathien im Dorfe. Namentlich, weil sie einmal einen Brief erhalten hatte, auf dessen Kuvert aufgedruckt stand: „Französisches Marineministerium". Ihr Hauswirt in Paris war nämlich Sekretär im Marineministerium und benutzte einfach die vorgedruckten Kuverts auch für seine persönlichen Angelegenheiten. Auf den Zollkontrolleur, der es im Dorfe weiter herumbrachte, machte das einen starken Eindruck, namentlich, weil die Russin in Ausnützung dieses Umstandes durch zarte Andeutungen zu verstehen gab, sie sei die Geliebte des Marineministers. Diese Russin war aber, wie sich bald herausstellte, eine recht zweifelhafte

Persönlichkeit, sie war nämlich gar keine Russin, wenigstens war ihr Paß falsch. Sie erzählte mir eine lange Geschichte, wie sie in einem Heuwagen versteckt über die russische Grenze habe flüchten müssen, bald danach aus Deutschland ausgewiesen wäre und dann in Paris sich mit einem falschen Passe aufgehalten habe. Der Paß war leider Gottes noch so, daß er sie eigentlich verraten mußte, denn er war auf eine Person von 46 Jahren ausgestellt, während sie noch nicht einmal 30 Jahre alt sein konnte. Ich riet ihr, von diesem Paß keinen Gebrauch zu machen. Aber schon ein paar Tage darauf, als alle Fremden zusammen auf die nächste Mairie nach Perros Guirec mußten, um sich dort eine Permis de Séjour (Aufenthaltsbewilligung) zu erwirken, sah sie sich zu ihrer Legitimation dennoch gezwungen, von diesem Passe Gebrauch zu machen.

Wir paar Ausländer traten gemeinsam diesen Weg an. Es waren nur wenige Personen. Ein russischer Maler mit Frau und Kindern, zwei ganz junge Schwedinnen, die gleichfalls in Ploumanach zeichneten, die beiden Malerinnen und meine Familie. Schon auf dem Wege stellte der Russe fest, daß die russische Malerin kein Russisch verstand, die beiden sprachen deutsch miteinander und sie erklärte ihm, daß sie Estin sei und als solche nur estnisch verstände. Auf der Mairie verlief aber trotzdem alles glatt. Als der betreffende Beamte den falschen Paß mit der Altersangabe sah, schüttelte er zwar mit dem Kopfe, verbesserte dann aber einfach in der Aufenthaltsbewilligung die Zahl 46 in 36. Diesmal war es gut gegangen, aber wie leicht konnte jemand an der Altersangabe im Passe Anstoß nehmen. Ueberhaupt war diese russische Malerin, die uns vom Schicksal als Gefährtin gegeben war, eine recht merkwürdige Persönlichkeit. Sie war entschieden ein mongolischer Typ mit plumpen und groben Gesichtszügen, dabei hatte sie eine

sehr hohe Stirn und verfügte über große Intelligenz und Tatkraft. Leider Gottes log sie gewohnheitsmäßig auch da, wo sie es noch nicht einmal nötig hatte. Ihre Tatkraft und fortwährende Unruhe, die in jener Zeit und unter jenen Umständen absolut nicht am Platze waren, brachten uns in der Folge fortwährend Ungelegenheiten. Da sie aber nun mal im Hinterhause des Nebenhauses untergebracht war und da ihre Freundin eine Deutsche aus recht guter Familie war, blieb uns nichts anderes übrig, als sie mit in den Kauf zu nehmen. Freilich konnte aus diesem Verkehr großes Unheil entstehen, denn wenn sie keine Russin und ihr Paß falsch war, so war sie natürlich nach Ansicht der Franzosen eine Spionin und wir mit ihr. Es war eine gefährliche Sache, die fraglos anderswo aufgedeckt worden wäre. Gott sei Dank spielten in jener Gegend Papiere damals keine große Rolle.

Es kamen immer bösere Zeiten. Das Leben spielte sich in immer engern Kreisen ab und die Haltung der Bevölkerung wurde immer drohender. Der Zollkontrolleur vertrat noch immer unsere Partei, beruhigte die Leute und schickte uns von Zeit zu Zeit durch die Nachbarsfrau Nachrichten. Aber sie hatten zu wenig zu tun, diese Leute im Dorfe, und immer wieder, wenn sie abends auf der Kaimauer, gerade unserm Hause gegenüber, sich versammelten, diese Fischer, Gendarme und Zöllner, wußten sie nichts besseres, als immer wieder über uns zu diskutieren, was sie mit uns machen sollten.

Die einen warfen uns vor, daß wir noch da waren, die andern, daß wir hatten fort wollen. Die einen, daß wir uns nicht mehr sehen ließen, die andern, daß wir wieder gesehen worden. Manche behaupteten auch, ich hätte einen photographischen Apparat gehabt und wäre in der Nacht am Strande gewesen. Letzteres war freilich richtig, aber den Apparat hatte ein Bekannter aus Paris gehabt, der uns photographiert hatte. Wir hätten auch

das alte Kastell auf der Insel und die beiden Leuchttürme ausspioniert, Flaggenzeichen gegeben und die Telegraphenbeamten zu bestechen versucht. Besonders erregt wurden die Unterhaltungen, wenn sich unser Freund, der Zollkontrolleur, mit dem jungen Lehrer traf, der den alten Schnapssäufer abgelöst hatte, nachdem dieser auf die Insel als Leuchtturmwächter gekommen war. Diese beiden schienen sich auch persönlich zu hassen. Jedesmal, wenn sie sich vor meinem Hause trafen, bildeten sich zwei Haufen hinter beiden, die erregt aufeinander einsprachen. Der Lehrer schien recht wortgewandt, er hatte eine mächtige Haarmähne auf dem Kopfe, war immer in Hemdsärmeln und schien ein Chauvin schlimmster Sorte zu sein. Der Zollkontrolleur in seiner schmucken Zolluniform blieb ruhiger, fand nicht immer so schnell eine Entgegnung, wenn der andere seine Worte hervorsprudelte, seine Haltung blieb aber trotzdem selbstbewußt und der Situation gewachsen. Einige der Fischer mahnten gleichfalls zur Ruhe, zuckten mit den Achseln und meinten, das würde sich schon regeln. Von dem Fenster meines Hauses konnte ich den Vorgang jedesmal genau beobachten, ja zum Teil hören, was gesagt wurde. Solange der Zöllner die Oberhand behielt, war es noch gut, was aber würde geschehen, wenn die Vernunft nicht mehr siegte? Die Annahme lag nur zu nahe, daß dann eines schönen Tages einfach unser Haus gestürmt würde.

Immer ungemütlicher wurde es auch im Hause selber. Unsere Anna saß in der Küche und heulte, unser Töchterchen, bisher vom Sohne der Wirtin, Pierre, als ein Wunder angestaunt, bekam jetzt des öftern von ihm Prügel. Unsere Wirtin schielte jeden Tag begehrlicher nach den Schmucksachen meiner Frau. Sie fragte, welchen Wert die Sachen wohl hätten und ob sie sie nicht mal anlegen dürfte. Im Hinterhause, wo die beiden Malerinnen wohnten, die sich im Dunkeln manchmal zu uns

herüberschlichen, lag ein sterbendes Kind. Wehklagende, jammernde Frauen, wohin man sah. Dazu vom Meere der Geschützdonner der Schiffsgeschütze von Brest her, die Uebungsschießen veranstalteten, daß das Haus in seinen Grundfesten erzitterte, es war zum Haareausraufen. Ich überlegte hin und her und fand keinen Ausweg. Was sollte werden, wenn der Winter kam oder das Geld ausging, das vielleicht noch für einen Monat reichte. Dabei mußte ich immer tun, als ob wir im Gelde wühlten, denn das war das einzige Mittel, das uns in etwas noch bei der Bevölkerung Ansehen gab. Wenn ich wenigstens die herrliche Einrichtung der Konzentrationslager damals schon gekannt hätte, das wäre ja in unsrer Situation wenigstens ein Hoffnungsstrahl gewesen, denn so hatten wir nur die Aussicht, über lang oder kurz zu verhungern oder totgeschlagen zu werden.

Mir war schließlich alles egal, und da ich doch nichts ändern konnte, setzte ich mich wieder an meine Staffelei und malte. Malte aus den Fenstern die kleine Meeresbucht mit den Fischerbooten und dem dahinter liegenden Dorfe mit der Kirche und den spielzeugartigen Häusern, malte die sich zankenden und diskutierenden Fischer vor meinem Fenster, den Lehrer mit der Friseurmähne und den Zollkontrolleur in seiner schmucken Zolluniform mit ihren beiderseitigen Anhängern.

Es waren inzwischen so ungefähr vier Wochen seit dem Kriegsausbruch ins Land gegangen und die Generalmobilisation war nahezu vollendet. Da kam eines Abends der Zollkontrolleur zu mir mit geheimnisvoller Miene, zog aus der Tasche eine Zeitung und las aus derselben ein kürzlich erlassenes französisches Gesetz bezüglich der Abschiebung der Fremden vor. In diesem Gesetz war zu lesen, daß nach Vollendung der französischen Mobilisation sämtliche Fremden Frankreich über die spanische Grenze verlassen dürften. Er riet mir daraufhin, ein

entsprechendes Gesuch an die Präfektur in St. Brieux einzureichen.

Ganz einfach war dieses Unternehmen nicht, denn ich durfte das Haus ja nicht mehr verlassen, und im Dorfe wurde es nach den unzähligen Verwarnungen, mich ja nicht zu rühren, fraglos als Spionage angesehen, wenn ich irgend etwas Schriftliches von mir gab. Geschriebenes erschien diesen Leuten, von denen der größte Teil selber nicht schreiben konnte, ohne weiteres als etwas Verdächtiges und Gefährliches. In einer dunkeln Nacht gelang es mir aber dennoch, nach langen Vorbereitungen, ungesehen einen Brief an die Präfektur in St. Brieux in den Kasten zu stecken. Ich hatte nicht viel Hoffnung, daß daraus etwas werden würde, man hatte uns zu oft die Aussichtslosigkeit, von Ploumanach fortzukommen, vor Augen geführt. Wider Erwarten erhielt ich dennoch ein Schreiben oder vielmehr ein gedrucktes Formular, worin ich angewiesen wurde, wieder auf die nächste Mairie nach Perros Guirec zu gehen, um dort „vielleicht" einen Passierschein nach St. Brieux zu erhalten. Am Schlusse des Formulars stand dann noch zu lesen, daß man mir keine Angaben über die Reiseroute nach Spanien machen könne, doch sei die Fahrt über Paris verboten. Noch immer war ich natürlich in Ungewißheit, ob man mir die Ausreise in St. Brieux auch wirklich gestatten würde. Der Schlußsatz des Formulars schien das aber doch bescheiden anzudeuten, und ich beschloß daraufhin, die Sache zu versuchen.

Die Dorfbewohner hatten es gleichfalls erfahren, daß ich dieses Schreiben erhalten, und waren ärgerlich und bekümmert, daß man ihnen ihre Gefangenen so leichterhand fortnehmen wollte. Sie hatten es sich so schön gedacht, so auf eigene Hand Gefangene zu haben, mit denen sie nach Gutdünken verfahren konnten. Sie trösteten sich

zunächst damit, daß wir doch nicht fortkommen würden und rieten uns dringend, dort zu bleiben.

Die Sache hatte jetzt vor allem den Haken, daß ich kein Geld mehr hatte und ich mir zunächst irgendwie das Reisegeld beschaffen mußte. Ich ließ die Tochter des Hummernkönigs kommen und bot ihr Schmuckgegenstände zum Verkauf an. Sie wollte sie ihrem Vater zeigen, der darin Sachverständiger wäre, kam aber bald darauf wieder und erklärte, daß sie bedauerte, sich nicht darauf einlassen zu können. Ich wußte damals noch nicht, daß ein Gesetz bestand, wonach jeder Handel mit dem Feinde verboten war. Wie ich später von den Malerinnen erfuhr, hatten die Gendarme auch bereits beschlossen mich zu verhaften. Sie kamen aber Gott sei Dank zu spät, denn schon am nächsten Tage waren wir fort. Wir bekamen nämlich das nötige Reisegeld schließlich von der deutschen Malerin, die noch soviel Geld hatte, daß ich mit meiner Familie zunächst abreisen konnte. Denn da die beiden Malerinnen noch kein Gesuch eingereicht hatten, einigten wir uns dahin, daß ich vorausfahren und ihnen das Reisegeld sofort von Spanien aus zurücksenden sollte. Nun schuldete ich außerdem noch meiner Wirtin hundert Franken, die ich zunächst schuldig bleiben mußte. Ich verhandelte lange mit ihr, machte ihr klar, daß sie an meinen Koffern, die ich zurücklassen mußte, weil pro Person auf der Bahn nur 30 Kilogramm mitgenommen werden durften, genügend Sicherheit hätte und versprach ihr schließlich zweihundert Francs, wenn sie mir das Geld bis Spanien stundete. Sie wollte sich zuerst nicht auf diesen Handel einlassen und die Schmucksachen meiner Frau zurückbehalten. Die Uhr und die Goldsachen hatten ihr in die Augen gestochen und sie kämpfte deshalb einen harten Kampf mit sich. Merkwürdigerweise zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß ich ihr das Geld schicken würde, nur war der Reiz der

Schmucksachen, die sie unmittelbar vor Augen hatte, größer als die Aussicht auf die Geldsumme. Schließlich aber gab sie sich mit dem Versprechen zufrieden. Wir packten das Unentbehrlichste zusammen, bestellten bei Herrn Padel einen Wagen und beschlossen, noch in derselben Nacht abzureisen.

Die Fahrt an der Westküste Frankreichs entlang.

Die drei Tage und Nächte dauernde Fahrt im Bummelzuge die Westküste Frankreichs entlang war mit das Anstrengendste und Aufregendste dessen, was ich damals erlebte. Ich habe später als Gefangener die gleiche Reise unter viel erbärmlicheren Umständen gemacht, aber es ist etwas ganz anderes, als freier Mensch unerkannt durch ein feindliches Land zu reisen, als im immerhin auch in Frankreich Sicherheit gewährenden Gefangenentransport.

Es war damals die Zeit kurz vor der Marneschlacht und Frankreich befand sich in einem Zustande derartiger Erregung, daß die Franzosen nicht mehr wußten, was sie taten. Wenn ich trotzdem wohlbehalten mit meiner Familie durchkam, ist es wohl in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, daß ich Frau und Kind bei mir hatte und deswegen weniger Verdacht erregte.

Um zwei Uhr nachts stand der Wagen vor der Tür, die letzten Minuten wurden in der größten Aufregung verbracht. Die Wirtin hatte Not wegen ihres Geldes, sie hätte doch lieber die Schmucksachen gehabt. Meine Frau konnte sich nur schwer von unsern Sachen trennen, die wir zurücklassen mußten. Mir

war das ziemlich gleichgültig, nur meine Amatigeige, die noch nicht einmal bezahlt war, tat mir leid. Die beiden Malerinnen hatten wieder Angst, daß wir nicht gut durchkamen und das Reisegeld aus Spanien ausblieb. Es waren aufregende Augenblicke, aber es gab kein Zaudern, wir mußten die Reise ins Ungewisse sofort antreten; jeder Verzug konnte alles vereiteln. Draußen hatten sich trotz der Nachtzeit johlend und singend Leute um den Wagen angesammelt. Es waren frisch Mobilisierte, die sich Mut angetrunken hatten; Rufe wurden laut: „vous ne quitterez jamais la France". Wir verstanden die Worte bis in das Haus hinein und konnten während der ganzen Reise diesen Ruf nicht wieder los werden: „vous ne quitterez jamais la France" (Ihr werdet niemals Frankreich verlassen). Wir durften nicht länger zögern und zogen entschlossen mit unserm Gepäck aus dem Hause. Der Kutscher war uns nach besten Kräften behilflich; Herr Padel, der ihn geschickt, schien uns noch immer etwas wohlgesinnt und die Leute vor dem Hause wichen schweigend zurück als sie uns sahen. Ehe sie zur Besinnung kamen, saßen wir schon im Wagen und es ging hinaus in die Nacht, in das feindliche Land, einem ungewissen Ziele entgegen. Noch einmal traf unser Ohr ein vereinzelter Ruf „vous ne quitterez jamais la France", wir zweifelten ja selber daran, daß wir durchkamen.

Die Fahrt zum Bahnhof nach Lannion dauerte über zwei Stunden. Meine Frau und Anna hatten die größte Angst, daß im Dunkeln irgend jemand im Chausseegraben uns auflauerte. Sie erwarteten sehnsüchtig das erste Tageslicht. Ich meinerseits fühlte mich ganz wohl in der Dunkelheit und fürchtete mehr die ersten Morgenstrahlen, die uns an das Tageslicht zerren würden.

In Lannion herrschte trotz der frühen Morgenstunde schon lebhaftes Treiben. Mobilisierte wollten ins Feld

und viele Badegäste aus den umliegenden Badeörtern der Bretagne strebten ihren Heimatstädten zu. Ein paar bekannte Gesichter sahen wir mit Schrecken, aber man kümmerte sich weiter nicht um uns. Unangenehm war hier nur, was sich übrigens auf der ganzen Fahrt fortsetzte: kein Mensch wollte oder konnte wechseln. Jeder behielt das Geld, das man hingab, Kutscher, Gepäckträger, Kellner und Billettverkäufer. Wir kamen glücklich in den Zug hinein, saßen zwar dichtgedrängt, aber es ging vorwärts.

In St. Brieux langten wir noch vormittags an und kamen mittels unsers Passierscheines glücklich durch die Sperre hindurch. Hier sahen wir zum ersten Male, daß die Ausgänge der Bahnsteige außer durch Schaffner auch noch durch Militär gesichert waren, das sich jeden einzelnen Passierschein ansah. Der betreffende Soldat las auch unsern Passierschein durch, aber gerade nicht die Stelle, wo es stand, daß wir Deutsche waren. Wir kamen so ohne Aufsehen in die Stadt hinein und begaben uns sofort zur Präfektur, wo uns sachgemäß bedeutet wurde, zuerst auf die Polizei zu gehen, damit wir daselbst uns ein Leumundzeugnis ausstellen ließen. Wir also wieder auf die Polizei. Der betreffende Polizeikommissar geriet zunächst ganz außer sich als er erfuhr, daß wir Deutsche waren. Gendarme und alles, was gerade auf der Polizei anwesend, drängten sich heran, um der Verhandlung zu folgen. Man hielt uns alle möglichen Schandtaten vor, die wir in Belgien verbrochen hätten: kleine Kinder und alte Frauen ermordet usw., dazwischen meinte er, es gebe auch bessere Deutsche, er kenne solche, die wären wie die Kinder. Was ich von Beruf wäre. Ich entgegnete ihm, Jurist. Das regte ihn wieder neu auf. Die Beamten wären beinahe ebenso schlimm wie die Offiziere. Anna und das Kind fingen an zu weinen. Ich sagte gar nichts, verstand auch nicht alles, was er in der Erregung

hervorsprudelte: Die Strafe würde kommen, die Russen ständen schon vor Danzig, wir würden von zwei Seiten „écrasé", und bei dem Worte écrasé, an dem er sich selber berauschte, beruhigte er sich immer mehr und stellte uns das gewünschte Zeugnis aus. Auf der Präfektur wurde uns dann ein Reisepaß nach Spanien ausgehändigt. Aufenthalt gäbe es nicht, wir müßten direkt durchfahren. Auf dem Passe stand zu lesen, daß jede Behörde verpflichtet wäre, uns Beistand zu leisten. Das klang ja sehr schön, aber was besagte das in jener Zeit, acht Tage, bevor die Marneschlacht vor den Toren von Paris tobte.

Wir traten diese Reise, die uns in drei Tagen im Bummelzuge, im „omnibus", wie der Franzose sagt, an die spanische Grenze brachte, noch immer mit nur geringer Hoffnung an. Hauptsache blieb, daß man uns nicht als Deutsche erkannte, denn dann hielten wir uns für verloren. Dieses zu verbergen war besonders wegen unsers dreieinhalbjährigen Kindes schwer, das die Situation noch nicht verstand und nur unter Aufwendung von Energie und ständiger Beobachtung am Sprechen verhindert werden konnte. Zu essen gab es auf dieser Reise nichts, außer hin und wieder etwas Milch und Birnen, die an den Bahnhöfen in jener Jahreszeit feilgeboten wurden.

Hinter Nantes fuhren wir etwa sechs Stunden in einer Kleinbahn, die bis auf den letzten Platz besetzt war. Unterwegs gab es ein kleines Ereignis, das nicht gerade dazu beitrug, uns ruhiger zu machen. Im Nebenabteil versuchte ein Deutscher einzusteigen, man wollte ihn aber nicht hereinlassen, wenigstens nicht in einen Wagen zweiter Klasse. Da er auf seinem Recht bestand, indem er mit etwas rauher Aussprache immer nur die Worte sagte: „c'est mon droit", gab es schließlich ein Handgemenge und der Mann flog aus dem Wagen heraus. Was dann mit ihm geworden, weiß ich nicht. In unserm Abteil sprach kein Mensch ein Wort, die Stimmung war zum Platzen.

Man sah uns mißtrauisch und feindlich an. Gott sei Dank wechselten einige Reisende, was etwas Ablenkung gab. Ein biederer Landmann stieg ein und fing eine Unterhaltung an, aber niemand reagierte recht, er wandte sich deshalb an mich und bot mir eine Prise an. Ich dankte lächelnd, konnte ihn aber nicht los werden. Ich lächelte immer nur, ließ ihn reden und tat, als ob ich mit dem Einschlafen kämpfte. Er ließ aber nicht nach und fing jetzt an, mit meiner Tochter zu scherzen. Gott sei Dank fand meine Frau einen Ausweg, indem sie sagte, das Kind wäre unartig gewesen und dürfte nicht sprechen. Einen Augenblick später hielten wir auf einem Bahnhofe, Gleis an Gleis mit einem andern Zuge, der mit Marinesoldaten besetzt war, die nach Paris fuhren. Die Soldaten scherzten durch das geöffnete Fenster zu uns herein, Leute im Abteil antworteten über uns hinweg, die üblichen Prahlereien der Franzosen flogen von Abteil zu Abteil und der Zug wollte und wollte nicht weiterfahren. Wie wir schließlich fortkamen, weiß ich nicht mehr.

Bald darauf mußten wir an einer kleinen Station umsteigen und auf den andern Zug warten. Es war ein entzückender Ort, überall wohlgepflegte Gärten und hinter einer dunstigen, reizvollen Luft sanftgewellte Hügel gegen einen milden grünen und roten Abendhimmel. Weiß der Teufel, wo es war. Die Situation wurde gleich wieder ungemütlich. Es hieß, der Zug hätte Verspätung, wir müßten mehrere Stunden warten. Da wir ziemlich die einzigen Reisenden auf dem Bahnhof waren, erregten wir gleich wieder Aufsehen und Mißtrauen. Zwei oder drei Landsturmleute in Zivilkleidern, nur mit einer Soldatenmütze ausgerüstet und einem Gewehr im Arme, nahmen uns aufs Korn. Sie schritten dicht hinter uns her, wenn wir den Bahnsteig entlang gingen. Jedesmal, wenn ich umdrehte, waren sie zum Greifen dicht hinter mir und ich hatte jedesmal das Gefühl, daß sie zugreifen wollten. Nur

meine scheinbare Unbefangenheit hielt sie davon ab. Das konnte nicht stundenlang so weiter gehen. Auf dem Bahnhof stand noch ein Soldat, der sich vergeblich bemühte, eine Sardinenbüchse zu öffnen. Ich ging kurz entschlossen auf den Mann zu, ruinierte mein Taschenmesser, bekam aber die Büchse auf und erwarb mir während der Zeit, die ich noch warten mußte, während etwa einer Stunde, die Freundschaft dieses Mannes, der mir seine Lebensgeschichte erzählte. Der betreffende Soldat war Bretone und hatte an meinem Französisch nicht das Geringste auszusetzen. Er erzählte auch immer nur und fragte nicht. Die Landsturmleute hatten sich inzwischen beruhigt und waren fortgegangen. Als endlich der Zug kam, reichte ich dem französischen Soldaten noch aus dem Zuge die Hand und wünschte ihm viel Glück. Er winkte noch, als der Zug aus dem Bahnhof fuhr.

Bis Mitternacht hatten wir Ruhe. Das Abteil war leer. Kurz nach Mitternacht mußten wir in irgend einer größern Stadt das Abteil wechseln. Der Zug wollte gerade abfahren, wir hatten aber noch keine Fahrscheine. Wir mußten also riskieren, uns voneinander zu trennen. Der Zug ging los und meine Frau war noch nicht wieder zurück. Entsetzlicher Moment. Gott sei Dank winkte sie mir gleich darauf aus dem Abteil eines Nebenwagens zu; sie war also doch mitgekommen. Die Fahrscheine hatte der Schaffner für sie besorgt.

Als es Tag geworden, wurden wir etwas kühner. Es war bis jetzt alles so gut gegangen; ich drückte dem Schaffner drei Franken in die Hand und bat ihn, dafür zu sorgen, daß wir allein blieben. Er versprach es, wahrscheinlich hielt er uns für Engländer und klebte sogar an beide Seiten unsers Abteils einen Zettel mit der aufgedruckten Inschrift: „Réservé“. Die Folge war, daß wir etwa sechs Stunden, obgleich der Zug überfüllt war, allein blieben. Hin und wieder öffneten Reisende die Tür,

schreckten aber gleich wieder zurück, wenn sie das „Réservé“ lasen. Leider Gottes wechselten die Schaffner. Ein neuer kam und fragte uns, wer den Zettel angeklebt hätte. Ich entgegnete, er wäre behördlich „administratif“ angeheftet. Der Mann entfernte sich zunächst ehrfurchtsvoll, kam aber bald darauf wieder und riß das Plakat stillschweigend ab. Das Abteil füllte sich denn auch wieder, ohne daß aber die Einsteigenden, darunter auch französische Offiziere, für uns irgend ein Interesse zeigten.

Dann wurde es langsam wieder dämmerig und bald sahen wir an den vielen Lichtern in der Ferne, daß wir uns einer großen Stadt näherten. Es war Bordeaux. Mit sehr gemischten Gefühlen passierten wir die lange Brücke über die Garonne und fuhren in die große Stadt hinein. Unsere Fahrscheine waren abgelaufen und es mußten neue besorgt werden. Schon das war eine sehr peinliche Sache. Außerdem wußten wir schon, je größer der Bahnhof und die Stadt, desto schärfer die Kontrolle, desto aufgeregter auch die Menschen. Schon bei der Einfahrt gellten uns langgezogene Trompetenstöße entgegen, die sich alle paar Minuten wiederholten. Es war das Abfahrtszeichen für die nach Paris abgehenden Militärzüge; denn von hier aus fand zu jener Zeit ein starker Nachschub an die französische Front kurz vor der Marneschlacht statt. Der Zeitpunkt, in dem wir in Bordeaux ankamen, war wahrscheinlich der, wo Frankreich sich in der schwierigsten Lage befand. Kein Mensch, der es nicht mitgemacht, kann sich die rasende, zum Zerspringen erregte, dabei fern jeder Begeisterung fieberhafte Stimmung vorstellen, die dort auf dem Bahnhof herrschte. Frauen und Zivilisten waren überhaupt nicht zu sehen. Soldaten, Soldaten, wohin man trat. Alle das Gewehr im Arm, manche mit aufgepflanztem Bajonett, vereinzelt auch Neger darunter. Wir hätten uns gern unsichtbar gemacht und schlichen so bescheiden, als ob wir gar nicht da wären, zum Warte-

raum, denn wir hatten hier mehrere Stunden Aufenthalt. Ich setzte mich in dem Warteraum auf einen Koffer an einer möglichst unauffälligen Stelle zusammen mit unsrer Anna und dem Kinde hin, während meine Frau wegen ihres besseren Französisch losging, um die Fahrscheine zu besorgen. Wohl eine halbe Stunde saß ich so und wartete, während unterdessen mehr als dreißig Trompetenstöße ertönten und stromweise Soldaten am Warteraum vorbeizogen.

Im Warteraum saßen nur noch ein Geistlicher, der sich auch nicht recht behaglich fühlte, und ein paar alte Weiber, die mich mißtrauisch beobachteten. Endlich kam meine Frau wieder, aber ohne Billette. Man bekam solche nur gegen Pässe, die sie nicht mitgenommen hatte. Sie mußte also nochmals mit den Pässen los. Es vergingen wieder zehn Minuten, dann erschien plötzlich meine Frau, totenblaß, in Begleitung von drei Landsturmleuten. Es schien etwas besonderes vorgefallen zu sein, wenigstens konnte ich mir den dramatischen Aufzug nicht anders erklären. Wir würden alle sofort erschossen, sagte zwar niemand, aber die Situation hätte nicht unheimlicher, drohender sein können als wenn man Spione bei ihrem Handwerk abgefaßt hätte. Wir sollten alle sofort beim Bahnhofskommissar antreten. Peinlicher Gang durch die Reihen der Soldaten mit den aufgepflanzten Bajonetten, die sich gegenseitig zuriefen: „Allemands". Das Wort „Boches" war damals noch nicht erfunden. Der Blick von hunderten in der Nähe stehenden Soldaten richtete sich auf uns mit nicht gerade wohlgefälligen Blicken. Ein fanatischer Bursche mit kohlschwarzen Augen stieß mich mit dem Gewehrkolben von hinten in die Seite, noch zögernd, man konnte es noch für zufällig halten. Ich drehte mich um und sagte: „Pardon, Messieurs", worauf er sich gleichfalls entschuldigte und in die Reihe zurücktrat. Sie mach-

ten wohl auch denken, daß wir sowieso gleich als Spione erschossen würden und sie sich keine Mühe mehr zu geben brauchten. Wir waren froh als wir durch dieses Spießrutenlaufen hindurch bei der Bahnhofswache angelangt waren. Die Sache wurde freilich gleich wieder hochdramatisch. „Wie kommt es," schrie der Militärkommissar uns an, „daß Sie jetzt noch in Frankreich sind?" und ließ dabei durchblicken, daß er uns für Spione hielt. „Wissen Sie, was man mit Ihnen machte, wenn Sie als Französin in Deutschland wären?" wandte er sich zu meiner Frau. „Man schnitte Ihnen den Bauch auf, das Kind würde man auf die Bajonette spießen, und was man mit Ihnen machen würde," wendete er sich zu mir, „mag ich gar nicht sagen." Für alles, was von den Deutschen auf ihrem Vormarsch begangen sein sollte, machte er uns persönlich verantwortlich. Wir hätten Verwundete von Brücken ins Wasser geschmissen, hätten sägeartige Instrumente an den Bajonetten gebraucht, hätten alte Frauen und Greise ermordet. Ich glaubte im ersten Moment, daß irgend ein besonderer Verdacht gegen uns vorläge, denn ich konnte mir nicht recht vorstellen, daß nur allein die Tatsache, daß wir Deutsche waren, diese Wut hervorrief. Einer der Landsturmleute, die uns herangeführt, trug ausgebreitet bei dieser Verhandlung eine große französische Zeitung mit sich herum, und ich kam allmählich auf den Gedanken, daß diese irgendwie mit unsrer Vorführung zusammenhinge. Ich hatte meiner Frau nämlich gesagt, sie möchte doch im Vorübergehen sehen, ob sie nicht eine Zeitung kaufen könnte, denn wir wußten schon seit Wochen nicht mehr, was in der Welt vorging. Ich glaubte jetzt, man hätte sie vielleicht dabei ertappt und legte das als Spionage aus. Man kann einen solchen Gedankengang nur verstehen, wenn man selber vier Wochen während dieser Zeit in Frankreich gelebt hat, wo es uns auf das strengste

verboten war, Zeitungen zu lesen, und wir uns nur hin und wieder einen Fetzen davon verschafft hatten. Die Sache mit der Zeitung war aber ganz harmloser Art, wie mir langsam während der Verhandlung klar wurde. Der Soldat hatte wahrscheinlich gerade die Zeitung gelesen, als man ihn beorderte, und er hatte der Einfachheit halber während des ganzen Vorganges dieselbe in der Hand behalten. Immer wieder fragte der Kommissar: „Wie kommt es, daß Sie jetzt noch in Frankreich sind?“ Ich versuchte irgend etwas zur Verteidigung vorzubringen, von einem kleinen Dorfe, wo wir vom Kriege überrascht seien. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, griff nur das Wort „petit village“ auf und äffte es mir in höchster Wut nach. Als meine Frau reden wollte, schnauzte er sie an, sie solle doch ihren Mann reden lassen. Da ich doch nicht zu Wort kam, griff ich stillschweigend nach meiner Brieftasche und reichte dem Manne verschiedene Papiere, meine Aufenthaltsbewilligung aus Ploumanach, den Schein, wonach man uns erlaubt, nach St. Brieux zu fahren, den Brief, den ich an die Präfektur geschrieben und der mir zusammen mit dem Formular, wonach mir die Ausreise gestattet, zurückgeschickt war, endlich den Brief vom Credit Lyonnais, worin mir mitgeteilt war, daß mein Bankkonto gesperrt sei. Er las jeden Brief einzeln und beim Lesen schien er sich sichtlich zu beruhigen. Ich sah ihn mir, während er die Briefe las und mir halb die Breitseite zukehrte, etwas genauer an. Der Mann machte keinen unsympathischen Eindruck, schon eines beruhigte mich: er wahr sehr dick. Dicke Franzosen sind selten und dann immer, wenigstens in Friedenszeiten, gemütliche Knaben. Seine hintere Partie ragte in kolossaler Kugelform unter der kurzen Uniform hervor und war zur einen Hälfte von einer ungeheuern Revolvertasche aus nagelneuem, glänzend schwarzem Leder bedeckt.

Das Lesen der Briefe hatte den Mann sichtlich besänftigt. Endlich konnte ich auch ein paar Worte dazwischen werfen, obgleich ich niemals so schlecht französisch gesprochen wie in diesem Moment. Gott sei Dank, fingen auch das Kind und unsere Anna in diesem Moment zu weinen an, was ihn noch milder stimmte. Er meinte schließlich, er würde uns ins Gefängnis setzen lassen, wenn er nicht fürchtete, daß das Kind krank würde. Es würde wahrscheinlich die schlechte Nahrung nicht vertragen. Vielleicht (sic) wollte er uns zeigen, daß die Franzosen bessere Menschen seien als die Deutschen. Die Franzosen achteten das Leben der Kinder. Er werde jetzt mit dem Präfekten telephonieren, von dem werde es abhängen, ob wir weiterreisen könnten. Nach 10 Minuten wurde dann telephonisch das Verhör mit der Präfektur eingeleitet. Es wurde zuerst gefragt, ob ich „abandonné" (vereinzelt, allein) sei, welches Wort ich jedoch nicht verstand. Endlich wurde dann festgestellt, daß ich allein sei, wobei man von meiner Familie einfach abstrahierte. Weiter wollte der Präfekt nichts wissen. Ich könnte reisen. Wir atmeten auf. Noch 8 bis 10 Stunden, dann konnten wir schon in Spanien sein. Der Militärkommissar schickte jetzt nach einem Gendarm, der meine Frau zum Billettholen und Umexpedieren der Koffer begleiten sollte, mich dürfte kein Mensch sehen, sonst könnte er für nichts garantieren. Der Gendarm kam denn auch ganz gemütlich nach 10 Minuten an. Er schien der einzige auf dem Bahnhofe zu sein, der noch seine Ruhe hatte. Der Kommissar schnauzte ihn an „Dépechez-vous", was ihn aber keineswegs störte. Dann ging er mit meiner Frau die Koffer besorgen und nach abermals 10 Minuten war alles zur Abreise fertig. Ich verabschiedete mich, bedankte mich beim Kommissar und erhielt noch den Rat, solange wir in Frankreich wären, kein Wort deutsch zu sprechen und das Abteil nicht zu verlassen. So klug waren

wir allerdings auch schon von selber gewesen. Der Kommissar bestellte schließlich auch noch vier Soldaten, die mit aufgepflanztem Bajonett uns begleiten und draußen Wache halten mußten, daß niemand in das Abteil drang. Nach einer halben Stunde setzte sich der Zug in Bewegung und wir hatten jetzt begründetere Hoffnung, daß wir doch noch aus Frankreich herauskommen würden.

Unsere Wagenfenster waren dicht verhängt und wir versuchten nach der langen Nervenanstrengung etwas zu schlafen. Aber es gelang uns schlecht. Die fieberhafte Stimmung des Landes aus den Städten und Dörfern und Bahnhöfen, die wir durchfuhren, der Lärm und das Waffengeklirr, das auf den Bahnhöfen auch in den Stunden gegen Morgen nirgends nachließ, drangen drohend und erregend in unser verhängtes Abteil und ließen keine Ruhe aufkommen. Allmählich wurde es Tag. Bayonne, die Stadt, wo man die Bajonette erfunden, lag schon hinter uns, die sanften Berge von Biarritz mit den kleinen eleganten Landhäusern waren im Morgennebel schon zu sehen und dann mit einem Male waren wir in Irun, der Grenzstation. Allerletzte Spannung. Ein Gendarm kam und verlangte die Pässe. Gleichgültig riß er die Photographien von unsern Pässen herunter und gab uns den Rest zurück. Ein paar Sekunden später fuhren wir über die spanische Grenze.

Noch erinnere ich mich deutlich des ersten Spaniers, der an der ersten gelbroten Barriere stand, in seiner blauen baskischen Mütze, den Rock lose über die eine Schulter gehängt, in vollkommen ausgeglichener, etwas blöder Gemütsruhe seine Zigarette schon am frühen Morgen rauchend. Das war nicht nur der für uns freilich so wichtige geographische Unterschied, das war auch eine andere ruhigere Luft, die wir atmeten, nicht mehr die von der ungeheuern Aufregung von Millionen von Menschen unheilvoll geschwängerte Atmosphäre des Krieges. Hier

war wieder Ruhe und Gleichgültigkeit. Ich brauchte nicht mehr ängstlich hinter der Gardine versteckt durch die Lande zu fahren, sondern konnte wieder ruhig meinen Kopf zum Fenster hinausstecken, ohne gleich das Leben dabei zu riskieren. Ich versuchte vom Fenster aus auf der nächsten Station erst noch einmal von einem Spanier zu hören, daß ich auch wirklich auf spanischem Boden sei. Ich redete den Mann auf französisch an, aber siehe da, der Mann verstand nicht französisch. Er sah mich blöde an, schüttelte mit dem Kopfe und entfernte sich. Man schien wenig Interesse für mich zu haben und ich kann wohl sagen, dieses mangelnde Interesse berührte mich äußerst wohltuend.

Kurz vor Mittag kamen wir in dem Schneckentempo, in dem die spanischen breitspurigen Eisenbahnen fahren, endlich in San Sebastian an, wo wir zunächst bleiben wollten. Von dem letzten Gelde, das ich noch besaß, bestellten wir gleich auf dem Bahnhofe das Frühstück und eine gute Flasche Rotwein, denn ich habe die Gewohnheit, die paar wirklich frohen Momente, die das Leben bringt, auch ordentlich zu genießen. Wir sahen zwar alle in dem Licht des Tages erbärmlich elend und verkatert aus, hatten wir doch schon drei Nächte nicht mehr geschlafen und nichts Warmes mehr gegessen. Aber was war das alles gegenüber dem Gefühl, wieder ein freier Mensch zu sein. Ich hatte fraglos Glück gehabt. Eigentlich war es doch allerhand, daß wir noch durch ganz Frankreich fahren konnten, während vor den Toren von Paris bereits die Anfänge der Marneschlacht tobten. Es brauchte ja bloß irgend einer untergeordneten Persönlichkeit mein Gesicht zu mißfallen, um mich auf irgend einen aus der Luft gegriffenen Verdacht hin festzuhalten. Dann hätte ich erst mal festgesessen und wäre sobald nicht wieder losgekommen, ganz abgesehen davon, daß man bei solcher Gelegenheit von der erregten Bevölkerung totgeschlagen werden

konnte. Denn das stand ja in allen Zeitungen in Frankreich damals und auch später zu lesen: jeder Deutsche, der sich in Frankreich aufgehalten hat, war ein Spion. Wieviel Glück ich damals gehabt habe, konnte ich so recht erst später ersehen, als ich erfuhr, wie es andern Landsleuten in Frankreich ergangen ist. Die Grundsätze, nach denen man die in Frankreich anwesenden Deutschen behandelte, sind die denkbar verschiedensten gewesen. An einigen Orten hat man sie totgeschlagen, an andern Orten ins Gefängnis geworfen und mißhandelt, etwa zwei- bis dreitausend haben wie wir das Glück gehabt, über die spanische Grenze abgeschoben zu werden.

Meine Freude über die Freiheit war freilich insofern keine ganz ungetrübte, als ich ohne einen Pfennig Geld mit meiner Familie in einem weltfremden Lande saß, schon unter normalen Verhältnissen keine ganz unbedenkliche Sache. Was die Zukunft bringen sollte, war vorläufig dunkel. Es schwebte mir so etwas vor, daß man sich vielleicht als Kellner oder Straßensänger durchschlagen könnte. Auch Stiefelputzer zu sein, ist in Spanien eine aussichtsreiche Beschäftigung.

Meine nächste Sorge war zunächst, den beiden zurückgebliebenen Malerinnen in Ploumanach Geld zu senden und meine vertrauensvolle ehemalige Hauswirtin zu bezahlen. Zu diesem Zwecke ging ich auf das deutsche Konsulat. Man wollte mir dort zuerst überhaupt nicht glauben, daß ich jetzt noch aus Frankreich käme. Erst als ich zum Schluß beiläufig meinen deutschen Reisepaß zeigte, meinte der Konsul: „Ja, wenn Sie einen deutschen Paß und noch dazu einen noch gültigen haben, so ist das etwas anderes." Diese Ansicht erschien mir zwar etwas bürokratisch, ich war aber hocherfreut, als er mir wenigstens für die beiden Malerinnen das Geld zur Reise gab. Der Russin konnte der Konsul natürlich nicht helfen, doch war

das Reisegeld für die Deutsche so bemessen, daß sie davon beide reisen konnten.

Was meinen Wunsch betraf, nach Deutschland zurückzukehren, so nahm man mir auf dem Konsulat in dieser Beziehung jede Hoffnung. Spanien sei überhaupt von jeglichem Verkehr abgeschnitten. Die Franzosen ließen zurzeit nicht einmal Frauen und Kinder durch. Wir müßten froh sein, wenn wir in Spanien ungeschoren blieben. Wenn alles schief ginge, würden die Deutschen auf Schiffe im Hafen verladen, wo wir an Bord dieser Schiffe als der letzten neutralen Zone sehen müßten, wie wir durchkämen. Mit Hilfe des Konsulats gelang es mir dann noch, eine Wohnung zu finden, wo mir die Wirtin auf mein ehrliches Gesicht hin zunächst Kredit gewährte.

Am nächsten Morgen saß ich dann auf der in ganz Spanien berühmten Promenade des luxuriösen Seebades am Strande unter den Palmen und überlegte, wie ich zu Gelde kommen sollte.

Einen Trost hatte ich wenigstens, wie ich bald entdeckte. Ich befand mich nicht allein in dieser mißlichen Lage. Auf den Bänken der Promenade um mich herum wurde mehr deutsch als spanisch gesprochen und alle diese Leute, die gleichfalls über die spanische Grenze abgeschoben waren, hatten auch keinen Pfennig in der Tasche und klagten sich gegenseitig ihr Leid. Gott sei Dank, daß ich selber kein Geld hatte, denn sie wollten mich alle anborgen. Wenigstens erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß es auch unter Palmen ein Versatzamt gibt, wohin ich erst mal alles Wertvolle brachte, um dann wieder mit dem Telegraphieren zu beginnen.

Wider Erwarten bekam ich daraufhin schon an einem der nächsten Tage von der Botschaft in Madrid die Nachricht, daß für mich Geld durch Vermittlung des Generalkonsuls in Genua eingetroffen sei.

In Spanien.

Nachdem ich der Geldsorge ledig geworden, hatte ich jetzt wieder nur noch den einen Gedanken, einen ruhigen Ort zu finden, wo man malen konnte. In St. Sebastian war mir der Aufenthalt, trotz der eleganten Strandpromenade, trotz der Anwesenheit des Königs und der vielen Diplomaten, die um Gottes willen den König nicht aus den Augen verlieren wollten, durchaus zuwider. Mit der Eleganz war es auch gar nicht so weit her. Dicht neben der Stelle, wo der Badestrand für den König abgesperrt, war der Strand zwischen den unsaubern Badekabinen, in denen die unglaublichsten Typen sich herumtrieben, voll von Flöhen und selbst am Strande behauptete sich der überall in den Straßen liegende Geruch des minderwertigen Oeles siegreich gegen die frische Seebrise. Der Ruf San Sebastians beruht wohl auch mehr auf dem Kasino, in dem viel und hoch gespielt wird, als auf seinen landschaftlichen Reizen.

Ich sah mich also nach einem neuen Orte für ein Maleridyll in Spanien um. Die Auskünfte, die man darüber bekam, erwiesen sich alle als unbrauchbar. Es ist auch nicht so leicht, in Spanien einen für Landschaftsmalerei geeigneten Ort zu finden, wie man allgemein glaubt. Spanien ist, wie ich später gesehen, überhaupt arm an landschaftlichen Reizen. Daß es vereinzelt wundervolle landschaftliche Punkte in Spanien gibt, ist ja bei der Größe des Landes nicht weiter verwunderlich. Nur ist nichts falscher als die Vorstellung Spaniens als eines herrlichen, von Blüten, Orangen und Zitronen angefüllten Gartens. Der größte Teil des Landes ist im wesentlichen Wüste, gelbe, rote, braune Wüste,

wo kein Baum und kein Strauch steht, wo die paar armseligen Äcker voll Steinen liegen und die Flüsse zwar stolze Namen, aber um so schmutzigeres und kümmerlicheres Wasser führen. Der Maler hat in dieser Landschaft not, einen Maulesel zu finden, damit er außer den braunen und gelben Schmutzhaufen überhaupt etwas auf sein Bild bekommt. Das einzige, was die Landschaft belebt, sind höchstens ein paar Agaven und hin und wieder der allbekannte Reiter auf seinem Maulesel, vielleicht auch noch ein Schutthaufen, der eine Ruine darstellt. Darüber dann der entsetzlich langweilige blaue Himmel, der nur zur Zeit der Regenperiode, im Oktober und November, andere Farben annimmt, und die nichtssagende, trostlose spanische Luft, die allen Dingen etwas Erstorbenes gibt, wie man sie richtig auf den Bildern Zuloagas wiederfindet. Jene tote, etwas drohende Luft, die an erloschene Vulkane erinnert, und die über ganz Spanien in trostloser Hoffnungslosigkeit lagert. Das ist in Kürze der Eindruck, den Spanien auf denjenigen macht, der nicht von vornherein schon voll süßlicher Erwartungen, die in ihm früher gelesene Schilderungen und schlechte Bilder hervorgerufen haben, in dies Land einmarschiert. Die meisten wundervollen Dinge, die es in Spanien geben soll, sind sagenhaft wie das Silber und Gold am Uferstrande des Darro und Genil in Granada.

In der Umgebung von San Sebastian habe ich nach langem Suchen nur einen Ort gefunden, der malerisch allerdings hochinteressant ist, das ist Paysajes. Die Maler, die mir diese Ortschaft nannten, hielten nicht viel davon und rieten mir ab, es auch nur anzusehen. Hätte ich gewußt, daß Victor Hugo dort mehrere Jahre gelebt hat, hätte ich mir sofort besonderes davon versprochen. Das erfuhr ich aber erst zufällig als ich mir dort eine Wohnung mieten wollte und in das einzig saubere Wohnhaus des Ortes hineinkam. Es war das Victor-Hugo-Museum

ein paar bescheidene Zimmer, in denen man pietätvoll einige Erinnerungen an den Dichter aufbewahrt hat. Victor Hugo hat über Paysajes ein ausführliches, auch in deutsche Sprache übersetztes Buch geschrieben, das freilich etwas recht lang angelegt ist. Paysajes ist wohl auch in erster Linie ein Ort für einen Dichter; wer dort durch die fast unterirdischen, von fabelhaftem Schmutze bedeckten Straßen geht, in denen die Häuser so dicht stehen, daß die Sonne nicht in die Straße hineinscheint, sieht jedenfalls Spanien so wie es wirklich ist und wird Erlebnisse besonderer Art haben. Auch in der Umgebung erlebt man jeden Augenblick neue Ueberraschungen, die sich in Gestalt altertümlicher, von Wein bewachsener Bauernhäuser oft in nächster Verbindung mit modernen Fabrikanlagen und seltsam geformten Bergpartien plötzlich dem Fußgänger darstellen. Das nahegelegene Meer, das dicht hinter den bewaldeten, von Laubbäumen bewachsenen Hügeln liegt, schafft dazu ständig einen besonderen Reiz. Endlich ist die kleine Hafenbucht, an der unmittelbar ohne jeglichen Strand die schmutzigfarbenen verfallenen Häuser von Paysajes aufsteigen und sich im Hafenwasser spiegeln, ein malerischer Fleck erster Ordnung. Ich hätte mich dort niedergelassen, wenn der Ort nicht einen Fehler gehabt hätte, und das ist die entsetzliche Feuchtigkeit, die das ganze Erdreich im lockern Zustande hält. Ich ziehe trockenes Klima vor und da man mir sagte, daß das trockenste Klima Spaniens in Andalusien sei und zugleich Sevilla einen so lockenden Namen hat, entschloß ich mich kurzer Hand und fuhr über Madrid nach Sevilla . . .

Sevilla.

Wenn eine Stadt in Spanien etwas Charme hat, so ist es Sevilla. Aber es hat meines Erachtens nur einen ganz kleinen Anflug davon. Der Reiz Sevillas dringt nicht durch, weil es an Geistigkeit dort noch mehr wie anderswo in Spanien fehlt. Es schwebt nur über dem Ganzen eine heitere, fröhliche Sorglosigkeit, die sich einem wohltuend mitteilt innerhalb der resedagrünen, hellblauen und rosa Mauern, die im Sommer durch Zelttücher zum Schutz gegen die Sonne verbunden sind.

Wer über Sevilla etwas Näheres wissen will, kann es überall nachlesen. Ueber diese Stadt ist ja in Deutschland mehr geschrieben als in Spanien. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich weder die Giralda noch den Alcazar noch die Tabaksfabrik gesehen habe. Mir ist es da ungefähr so ergangen wie den Leuten, die in ihrer Heimatstadt ihre eignen Museen nicht gesehen haben. Dagegen habe ich manches andere dort erlebt und ein ganzes Teil der Volksseele gefühlt.

Spanien und Sevilla im besondern verkörpern sich den Deutschen in einigen wenigen Gestalten, die uns aus der Oper oder der Literatur bekannt sind. Das sind vor allem „Der Barbier von Sevilla", „Carmen", „Don Juan" (sprich Don Chuàn), Don Quichotte und Sancho Pansa. Sie sind auch alle noch heute in Sevilla zu finden, aber doch etwas anders als man sie sich gewöhnlich vorstellt.

Also zunächst mit dem „Barbier von Sevilla" hat es seine Richtigkeit. Schon bei unsrer Ankunft fielen uns die vielen Barbierläden auf, aus denen die Leute vollkommen eingeseift heraustraten, um uns voller Neugier nachzusehen. Denn ist schon jeder Spanier neugierig, so ist der Andalusier einfach verrückt vor Neugier. In

der Calle de Sierpes steht ein Barbierladen neben dem andern und trotzdem sind alle Stühle immer besetzt. Auf beiden Seiten der Calle de Sierpes fallen außerdem die zahlreichen Klubräume auf, in denen symmetrisch zwei Reihen von Klubsesseln einander gegenüberstehen. Neben jedem ein Spucknapf. Hier sitzen die Honoratioren Sevillas und plaudern miteinander. Damit sie aber um Gottes willen nichts von dem, was auf der Straße passiert, aus den Augen verlieren, haben alle diese Klubs große Spiegelscheiben und sind alle Stühle so gestellt, daß man die Straße bequem überschauen kann. Dort sitzen diese Herren den ganzen Tag, spucken und schwatzen, wenn sie sich nicht gerade rasieren lassen. Ebenso wie der Mann des Volkes, der den ganzen Tag an einer Straßenecke steht, Zigaretten raucht und die Vorgänge auf der Straße beobachtet.

Eine Carmen in Sevilla zu entdecken, ist gar nicht so leicht, denn dem Straßenbilde fehlen die Frauen. Die Sevillanerin verläßt kaum das Haus, man sieht sie, wenn man Glück hat, mal im Wagen oder im Theater, allenfalls noch in der Messe. Auf den Straßen sieht man nur alte Frauen und Dienstboten. Ein Spanier sagte mir, dies käme daher, weil man in jenen Gegenden zu feurig wäre und Frauen nicht ungefährdet sich auf der Straße bewegen könnten. Aber der wahre Grund ist lediglich der, daß in Südspanien alles maurischen Ursprungs ist und daß nach maurischer Sitte die Frau im Hause zurückgehalten wird. Rückständigkeit und Bequemlichkeit sind der wahre Grund. Es ist auch nichts mit dem feurigen Temperament der Spanierin. Es gibt in Wahrheit nichts Temperamentloseres und Langweiligeres als die spanische Frau. Pikanterie und Romantik liegen ihr so fern, daß sie selbst erstaunt wäre, wenn man so etwas von ihr erwartete. Sie betrügt so gut wie nie ihren Mann, schon allein aus Bequemlichkeit nicht.

Es ist ja richtig, die äußere Erscheinung der Spanierin ist schön. Ihre dunkeln Augen mit dem grünen Schimmer sind glutvoll, ihre Bewegungen äußerst reizvoll. Der Deutsche, der in einem spanischen Varieté in Sevilla zum ersten Male eine der Carmengestalten auf der Bühne einherschreiten sieht, mit dem zurückgebogenen Haupte, den in die Hüfte gestützten Armen, den wippenden Röcken, mit Schleier, Mantilla und Kastagnetten, ist zunächst ergriffen und glaubt an eine Hölle unerhörter Abenteuer. Nirgends wie in Spanien zeigt sich aber, daß die äußere Erscheinung wenig mit den Dingen selber zu tun hat. Schon das berührt einen sonderbar, wenn man sieht, wie die Tänzerin nach dem Tanze sich an den Tisch zu ihrer Mutter oder ihren Kindern setzt, die jedesmal im Saale anwesend sind. Schon wenn man zum zweiten oder dritten Male diese Tänzerin sieht, spürt man eine gewisse Langeweile, wenn man immer dieselben Bewegungen, dieselben Schritte, denselben Stolz und dasselbe glutvolle Leuchten der Augen beobachtet. Man vermißt etwas Geist und erkennt langsam, daß eine normale deutsche Barfußtänzerin auf die Dauer ansprechender ist als diese Carmencita von Sevilla. Schön sind sie, diese Tänzerinnen, wie die Rosen an ihrer Brust, aber sie haben auch nicht mehr Verstand als diese.

Häufiger noch als in Sevilla selber sieht man den Carmentyp in der Umgebung und auf dem Lande. Dort kommen die Frauen aber noch seltener auf den Gedanken, auf Liebesabenteuer auszugehen, sondern sie sind gute Mütter und Hausfrauen, die die Herrschaft des Ehemannes ohne weiteres anerkennen. Wenigstens solange er nicht betrunken nach Hause kommt. Wenn er das tut, kann er trotz der Sanftmut seiner Ehegenossin leicht Prügel bekommen oder wenigstens dauernd ihre Achtung verlieren, denn nichts ist in Spanien so schimpflich wie die Trunkenheit. Die Spanierinnen müs-

sen ja wohl wissen, warum sie das gleich so tragisch nehmen. Es mag daran liegen, daß die Wirkungen des Alkohols in dem fast subtropischen Klima viel stärkere als bei uns sind und daß man in Spanien, wo im Grunde noch heute ein Naturvolk lebt, nicht so die Disziplin der äußern Handlung kennt wie anderswo.

Wie in Spanien der Typ eines Don Juan, des rastlosen, im Genusse verschmachtenden, von Abenteuer zu Abenteuer jagenden Genüßlings, entstehen konnte, ist mir rätselhaft. Der Typ, den man in dieser Hinsicht in Spanien finden kann, ist geistlos und rechtfertigt in keiner Beziehung die Vorstellung, die man damit bei uns verbindet. Beweglichkeit ist keine Leidenschaft, der Spanier kennt aber nur den äußern Schein der Leidenschaft, die Beweglichkeit. Er liebt die Bewegung über alles, Pferde müssen im Galopp gehen, er schlägt wie toll mit der Peitsche, liebt den Lärm und das Hallo, bunte Farben, Feuerwerk, wenn es tüchtig knallt, Kampf- und Tierhetzen. Er hat manchmal entzückende plastische Gesten. Eine wundervolle Haltung. Selbst der einfachste Mann aus dem Volke, wie er seinen Rock über der Schulter trägt, seine Zigarette raucht, hat eine vollendete Bewegung, aber er hat nichts im Kopfe. Schon im Bädeker steht zu lesen, daß in Andalusien die einzigen Leute, die ernst zu nehmen, die Schmuggler und Stierkämpfer seien. Darum meine ich auch, daß der alte Leporello mit seiner großen Liste, ich glaube „tausendunddrei", aufschneidet, wenigstens insofern, als es sich dabei nicht um Liebesabenteuer besonderer Art gehandelt hat. Ich denke mir die Sache etwas anders und vermute, daß er und sein Herr ein recht großes Portemonnaie gehabt haben und recht eifrig in den vielen, vielen Häusern eingekehrt sind, in denen des Abends im Torwege rosa Lämpchen glühen und eine freundliche, ehrsame Matrone mit ihren Pensionärinnen den Wanderer gastlich empfängt.

Den meisten Geist in jener Gegend habe ich bei den Stiefelputzern gefunden, einem Typ, von dem man in Deutschland so gut wie nichts weiß, und der doch so bestimmend für das spanische Straßenleben ist, schon allein, weil jeder zehnte Mann in Spanien Stiefelputzer ist. Don Quichotte, der lange, hagere Geselle mit den scharfgeschnittenen Zügen, und Sancho Pansa leben noch immer in Spanien und begegnen dir oft auf den Straßen, aber ihr Abenteuerdrang mußte andere Wege gehen. Don Quichotte ist in die Arena hinabgestiegen, trägt hinten ein Zöpfchen, vorn einen roten Schlips und sticht jeden Sonntag mit dem langen Messer nach den wildgemachten Stieren. Sancho Pansa hat sich endlich von ihm getrennt und das Abenteuerleben auf etwas gesundere Basis gebracht. Er ist Stiefelputzer geworden. Sein Ruf: lympia las bottas tönt ständig durch die Straßen Sevillas. Es ist der letzte Ruf, der einem von der Straße nachhallt, wenn man zu Bett geht, und der erste Ruf von der Straße, wenn man aufsteht. Mit seinem selbstgefertigten Kasten, in dem er seine Putzsachen und seine Bürsten an einem Bande über der Schulter trägt, entgeht man ihm nie. Ob man im Theater oder Kaffee sitzt, beim Barbier oder auf der Promenade, im Hotel oder an einem ganz geheimen Orte, ob es früh oder spät, ob es regnet oder die Sonne scheint, ob die Stiefel schon blitzeblank sind oder nicht, wenn man nicht jeden Augenblick scharf aufpaßt, entdeckt man plötzlich, daß irgend jemand bereits mit freundlichem Grinsen an den Stiefeln sich zu schaffen macht, um sich 20 Zentesimi, einen feststehenden Satz in ganz Spanien, zu verdienen. Unerschöpflich ist die Geduld und Ueberredungskunst dieser Burschen, bis man endlich, wohl oder übel, seinen Fuß auf den Kasten setzt. Hat man aber mal seinen Stiefel hingestreckt, kommt man auch nicht eher los, bis dieselben dem Stiefelputzer genügend blank erscheinen. Da gibt es kein Zwischenreden, er hört nicht

eher auf, als bis er auch aus den dreckigsten Schuhen Lackstiefel gemacht hat, in denen man sich spiegeln kann. Eine Folgeerscheinung dieser Stiefelputzer ist es, daß man im Hotel seine Stiefel gar nicht herauszustellen braucht, sie werden doch nicht geputzt, wenigstens kümmert sich das



Personal nicht darum. Kann sein, daß sie trotzdem einmal geputzt sind, wenn man aufsteht, man muß sich dann aber nicht wundern, wenn einen jemand freudestrahlend irgendwo auf der Straße aufhält und um 20 Zentesimi bittet. Es ist der Mann, dem es trotz aller Hindernisse, die ihm das Hotelpersonal entgegensetzt, doch gelungen

ist, die Stiefel zu putzen und der jetzt seinen Lohn fordert. Wem die Stiefel gehört haben, weiß er freilich nicht, kümmert er sich auch nicht drum. Die Stiefel aber, wenn man sie an hat, kennt er auf der Straße wieder, denn der Mann sieht das Leben aus der Stiefelperspektive und erkennt sie besser wieder, als menschliche Gesichtszüge.

In der Perla Chica.

Die kleine Perle war das Stammlokal der in Sevilla ansässigen Deutschen. Es gab deren eine ganze Reihe, die zum großen Teil geschäftliche Beziehungen zu der großen Elektrizitätsgesellschaft unterhielten, deren Direktor der dortige deutsche Konsul ist. Wenn man in das kleine Café an der Ecke der Calle de Sierpes ging, wo immer deutsche Zeitungen auslagen und der spanische Kellner ein paar deutsche Brocken verstand, traf man stets ein paar seiner Landsleute, die in der Ecke gegenüber dem Fenster saßen und nach spanischer Gewohnheit durch die Spiegelscheibe das Leben auf der Straße beobachteten. Auch diese Deutschen, obgleich sie Jahrzehnte in Sevilla weilten und geschäftlich erheblich mit spanischen Firmen und Kaufleuten verbunden waren, standen persönlich nur in ganz vereinzelten Fällen spanischen Familien nahe und lebten im wesentlichen unter sich.

Außer diesen in Sevilla ansässigen Familien gab es noch eine ganze Reihe von Flüchtlingen, die dort auf das Ende des Krieges warteten, junge Kaufleute und Farmer aus Tanger oder Marokko oder von noch weiterher, denen es bei Kriegsausbruch geglückt war, nach Spanien durchzukommen.

Am Silvesterabend 1915 besuchte ich auch einmal die beiden Kapitäne, die ich in der Perla Chica kennen ge-

lernt und die mit ihren Schiffen und der gesamten Besatzung außerhalb des Hafens weiter aufwärts an den Ufern des Guadalquivir festlagen. Der Weg ging durch die Vorstadt von Sevilla, Triana hindurch, immer an dem Ufer des Guadalquivir entlang. Ein ziemlich schwieriger Fußweg, denn der dortige Lehmboden war von dem Regen so aufgeweicht, daß die Stiefel stecken blieben. Ich fragte unterwegs mehrmals nach den beiden Schiffen und den Kapitänen, konnte aber keine Auskunft bekommen, bis ich dann endlich an einer kleinen Schnapsbude auf freiem Felde vorbeikam. Hier wußte man sofort Bescheid. Jawohl, man kenne sie: ein großer Dicker und ein kleiner Dünner, und zweimal am Tage kämen sie hierher. Bald sah ich auch die beiden Schiffe, die einen ganz stattlichen Tonnengehalt hatten, eines gehörte zur Oldenburg-Linie, mit ihren Schornsteinen am Guadalquivir emporragen. Beide Schiffe schienen vollkommen ausgestorben. Auf Rufen und Schreien erhielt man keine Antwort. Ich stieg deshalb die Leiter hinauf und fand dann schließlich, indem ich dem lauten Schnarchen nachging, den „fliegenden Holländer" in seiner Koje bei seiner Lieblingsbeschäftigung. Inzwischen hatte auch der andere „fliegende Holländer" gemerkt, daß auf dem Nachbarschiffe etwas los war, und bald darauf saßen wir zu dritt bei einer alten Flasche Rheinwein, kramten alte Geschichten aus und stießen um zwölf Uhr auf das neue Jahr an, das uns den Frieden bringen sollte.

Sie werden wohl noch heute dort sitzen und noch immer in die kleine Schnapsbude gehen. Nur die Flaschen Rheinwein werden weniger geworden sein und auch die Mannschaft, von der damals schon einige fehlten, wird sich langsam verzogen haben.

Daß unter den vielen, während der Kriegszeit zusammengeströmten Deutschen in Sevilla sich auch vereinzelt zweifelhafte Typen befanden, ist bei der großen An-

zahl nicht verwunderlich. Ein recht geschickter Schwindelfall mag hier noch in Kürze erwähnt werden. Kam da eines Tages, angeblich aus Holländisch-Indien, ein deutscher Missionar nach Sevilla. Ein junger Bursche, dem der christliche Jünglingsverein noch etwas im Aeußern anhaftete. Er behauptete, von den Engländern gefangen und nach Beraubung seiner sämtlichen Barschaft und Wertgegenstände wieder entlassen worden zu sein. Nur einen seltsam geformten Stock, der eine Schlange darstellte, deren beide Augen kleine Edelsteine waren, das Geschenk eines indischen Fakirs, hatte er noch bei sich. Wer weiß, in welchem Trödelladen er diesen Stock gefunden. Er behauptete, er wäre Pastor und wollte in Sevilla die deutsche Gemeinde, die ihm religiös etwas verwahrlost schien, wieder versammeln. Der Deutsche neigt ja dazu, die Sitten des fremden Landes anzunehmen, und so unterlagen denn auch wohl die dortigen Deutschen etwas dem in ganz Spanien noch immer ausschlaggebenden religiösen Einflusse, der dort in der Luft liegt.

Die Feier fand, wie immer, in der englischen Kirche statt, die seit altersher von der englischen und deutschen Gemeinde gleichzeitig benutzt wurde. Die Deutschen waren recht zahlreich erschienen. Den noch Zögernden hatte man unter Hinweis auf ihre mancherlei Schwächen und Fehler eifrig zugesprochen, aus dieser religiösen Feier Nutzen zu ziehen, ein paar jungen Mädchen, deren Moral schon etwas im Wanken, hatte man es einfach anbefohlen, und so war eine recht stattliche Gemeinde zu Füßen des „Herrn Pastor“ versammelt. Der machte seine Sache auch ganz gut. Irgend ein Küster, der sonst dort den Gottesdienst versah, hatte ihm seinen Talar geliehen und in diesem Talar mit den wallenden Aermeln hielt er eine salbungsvolle Bußrede, an deren Schlusse er die Arme segnend über die Gemeinde hielt: „Der Herr segne

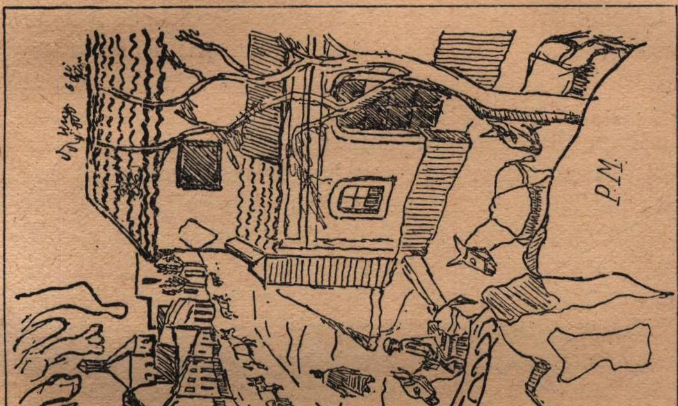
und behüte Euch usw." Mir ist damals eigentlich nichts aufgefallen, was irgend einen Verdacht erregen konnte. Daß er etwas ungewandt sprach, mochte daran liegen, daß er als Missionar unter Wilden ja wohl nicht gewohnt war, solch eine wohlgesetzte feierliche Rede zu halten. Nach dem Gottesdienst besprach sich der „Herr Pastor" noch etwas länger mit den Honoratioren der deutschen Gemeinde in Sevilla und fuhr dann in einem Wagen dieser Herren nach Hause.

Der „Herr Pfarrer" erschien dann noch einige Male in der Perla Chica; als man hier aber zuviel wissen wollte und sich über seine roten Arbeitshände wunderte, verschwand er eines schönen Tages aus Sevilla. Jetzt meldeten sich nach und nach Mitglieder der deutschen Kolonie, die geschädigt waren. Einer nach dem andern hatte diesem „Pastor" Geld geliehen, mehrere tausend Pesetas. Es mag noch mehr gewesen sein als angegeben wurde, denn viele trauten sich gar nicht recht, es einzugestehen. Schadenfrohe meinten, sie wären ja auch gar nicht geschädigt, denn sie hätten für ihr Geld geistlichen Zuspruch erhalten.

Alcalà de Guadaira.

In Sevilla blieb ich nur etwa vier Wochen, nachdem ich in der nächsten Umgebung endlich wieder ein kleines Städtchen gefunden, geschaffen wie für ein Maleridyll, Alcalà de Guadaira.

Es lag da draußen am Wall von Sevilla, wo einst Carmen ihren Freund Lillas Pastia besucht, wo auf den Weiden die schönsten andalusischen Arenastiere herumglotzten, wo die Schmuggler zu Hause sind und wo man den besten Manzanillas trinkt. Etwa zwölf Kilometer von Sevilla entfernt. An hellen Tagen konnte man von


P.M.

dem Hügel, auf dem die kolossalen Ueberreste der maurischen Feste in Alcalà stehen, jenseits der Fichten- und Olivenwälder mit ihren gelben und roten Haciendas, die Giralda, den arabischen Glockenturm Sevillas, noch ragen sehen. Der Weg folgte dem geschlängelten Laufe der trüben, müden Fluten des Guadaira mit seinen von Zitronen- und Apfelsinengärten, mehr aber noch von wildem Gestrüpp und Bambusrohr eingerahmten Ufern bis dahin, wo er dicht vor den Toren Sevillas sich mit den raschern Fluten des Guadalquivir verbindet.

Das Städtchen Alcalà de Guadaira mit seinen rosa, hellblauen und hellgrünen Häusern, in dem immer die Kirchenglocken läuteten, die Pferde und Maulesel mit Schellengeläute ihre Lastwagen zogen und des Abends die klavierartigen Orgeln und das Kastagnettengeklapper mit dem Gesang der heimkehrenden Maultiertreiber sich zu einem Rythmus des Frohsinns unter dem goldenen Sternenzelte Andalusiens einte, ist so eine jener typischen andalusischen Städte, wo die Welt seit vielen Jahrhunderten stehen geblieben ist.

Die uralten, hochgewölbten gelben Brücken über den Guadaira standen dort schon seit den Zeiten der Römer und in den mattsilbrigen oder granatrotfarbenen arabischen Kornmühlen, deren Wehre die Wasser des Guadaira bei jeder Flußbiegung stauten, wurde das Korn noch auf dieselbe Weise gemahlen wie damals, als in der benachbarten Maurenfeste noch blaue und rote Arabesken in dem Steine blühten und silberne und goldene Waffen in dem Abendscheine blitzten.

Als wir in Alcalà mit dem kleinen Bummelzuge eintrafen, der in dreiviertel Stunde die zwölf Kilometer lange Strecke bewältigt, erregten wir bei der ländlichen Bevölkerung, deren Andalusisch der Spanier aus Madrid schon nicht mehr versteht, ungefähr dasselbe Staunen, wie die ersten Weißen unter harmlosen Wilden. Die Leute



Rote Hazienda in Alcalá de Guadaira

sperrten den Mund auf und konnten sich von unserm Anblick nicht wieder trennen. Das halbe Städtchen folgte uns, befühlte unsere Kleidung, ja die Haut, ob es wohl dieselbe Haut wie die ihrige sei. Wer in Andalusien in etwas abgelegenen Gegenden gewesen, weiß, daß das keine Uebertreibung ist.

Bevor wir in das Städtchen hineinkamen, mußten wir, wie so oft schon vorher in Spanien, auch hier den Zoll passieren, denn in Spanien hat jede Stadt, ja jedes Dorf seine besondere Zollgrenze. Wie bei diesen Zollverhältnissen überhaupt ein Warenaustausch im Lande möglich ist, ist mir unklar. Eine Flasche Schnaps, mit der man ehrlich durch Spanien reisen will, muß ein Vermögen kosten. Dieser Zoll in Alcalà bestand nicht nur für uns, sondern auch für jeden Einheimischen, auch jedesmal für den, der täglich nach Sevilla und wieder zurückfuhr. Ich konnte gleichfalls in späterer Zeit nie an diesem Zollhäuschen vorübergehen, ohne daß nicht einer der Zollbeamten heraustrat und wenigstens von weitem mit mißtrauischen Blicken meinen Leibesumfang maß.

Ich mußte bei dieser Einrichtung an die alte längst vergessene Redensart denken: „Das kommt mir spanisch vor.“ Wie oft habe ich mir das in Andalusien gesagt. Wenn ich sah, wie die steilsten Berge stets im Galopp auch von den mindestens für die Arena reifen Gäulen genommen wurden; wenn ich etwas einkaufte und in den Düten nachher verschimmelte oder verfaulte Ware fand, wenn ich einen Zwanzig-Peseten-Schein wechselte und gleich vier falsche Duros erhielt, oder wenn ich bei einer Familie eingeladen war und nur ein Glas Wasser erhielt, oder wenn die Offiziere in Sevilla mit einem Spazierstock auf der Straße gingen; wenn ein Glas Wasser auf der Straße 5 Centesimi kostete, wenn man in ersten Hotels Sevillas das Messer zum Munde führte und über die

Tische wegspuckte und noch bei vielen, vielen andern Gelegenheiten. Es scheint doch etwas daran zu sein an dieser alten Redensart: „Das kommt mir spanisch vor."

Unterkunft in dem Städtchen zu finden, war nicht leicht gewesen. Ich hatte schließlich durch die Vermittlung eines Deutschen in Sevilla einen spanischen Advokaten kennen gelernt, der mir eine seiner leerstehenden Villen vermietete. Es war schwer gewesen, sich mit dem „Don Ricardo" (in Spanien nennt man die Leute nur mit ihrem Vornamen) zu verständigen, denn er sprach nur spanisch, was ich damals noch nicht konnte. Ich versuchte immer auf lateinisch weiter zu helfen, jedoch ohne rechten Erfolg. Später als ich ihn näher kennen lernte, zeigte er mir einmal lachend ein dickes in Schweinsleder gebundenes Buch, worauf die deutschen Juristen, wie er sagte, so großen Wert legten. Es war das Corpus Juris, das ein spanischer Jurist nicht lesen kann, weil er kein Wort lateinisch versteht.

Der alte, liebenswürdige Herr hatte nicht weniger als drei leerstehende kleine Villen, eine noch schöner als die andere. Sein Sohn, der perfekt französisch sprach, erklärte uns, daß entgegen dem allgemeinen Landesbrauch sein Vater keine Maitressen habe; seine Maitressen seien seine leerstehenden Landhäuser.

Das kleine weiße Landhäuschen, in dem wir unterkamen, war im arabischen Stil erbaut. Es bestand aus einem Stockwerk von fünf Zimmern mit weißgetünchten, kahlen Wänden und steinernen Fußböden als bestem Schutz gegen die Hitze. Außer Moskitos und einer elektrischen Lichtanlage war in den Zimmern nichts drin. In der Mitte des Hauses lag das „Patio", der kleine Hof mit dem Mosaikfußboden und dem Springbrunnen, nach der offenen Vorder- und Hinterseite mit kunstvoll geschmiedetem Gitter gegen die Außenwelt abgeschlossen. Unmittelbar an das Häuschen schloß sich das alte, unge-

heuer große, verfallene Maurenschloß, in dessen Ruinen eigentlich unsere Villa schon eingebaut war, so daß man aus dem „Patio“ auf einigen verfallenen Treppen über die wagenbreiten Mauern in immer neuen Irrgängen in die noch erhaltenen Türme der maurischen Burg hineingelangen konnte. Unsere nächsten Nachbarn waren nach dieser Seite die Höhlenbewohner, die in dem Schutt der Mauern hausten.

Nach der andern Seite lag der terrassenförmig angelegte Garten des Advokaten, mit Zitronen- und Apfelsinen-Bäumen, wilden und hochstämmigen, das ganze Jahr blühenden Rosen, die mittels einer Wasserleitung getränkt wurden, die in Röhren das Wasser von oben herab über den ganzen Garten strömen ließ. Auf der höchsten Terrasse befand sich ein Wildzwinger mit Hirschen und im Garten stolzierten weiße Pfauen. Armut und Reichtum lebten hier im krassesten Gegensatze Tür an Tür.

Es dauerte einige Zeit, bis wir uns dort soweit eingerichtet hatten, daß wir das Leben wieder mit Ruhe an uns vorbeigleiten lassen konnten. Die Zimmereinrichtung war schwer genug zu beschaffen gewesen. Ich versuchte die nötigen Gegenstände in den dortigen Geschäften zu mieten, die Leute verlangten aber Mietpreise, die den von ihnen selbst veranschlagten Kaufpreis der Möbel und andern Sachen bereits in einem Monat erheblich überstiegen. Ich versuchte diesen Leuten, die mir mit in arabischen Schriftzeichen mühsam zusammengekritzelten schriftlichen Kontrakten entgegenkamen, das Mißverhältnis klar zu machen, jedoch ohne Erfolg. Ich sagte mir wieder: „das kommt mir spanisch vor“ und mußte schließlich die notwendigsten Sachen kaufen, worauf es mir mit Hilfe unsers Hauswirtes nach vielen Anstrengungen glückte, einen äußerst primitiven Haushalt auf die Beine zu stellen.

Während meine Frau mit der Anna sich in der nächsten Zeit mehr mit den Markt- und Kaufgelegenheiten des Städtchens vertraut machte, nahm ich nun endlich meine Malerei wieder auf.

Wir hatten dabei jeder für uns besondere Erlebnisse. Meine Frau suchte zunächst in dem Städtchen nach Butter, die erste Vorbedingung für den Küchenhaushalt einer deutschen Hausfrau. Mantecca oder Mantequilla heißt dieser kostbare Stoff in Spanien, aber er war merkwürdigerweise zuerst gar nicht zu finden. Hilfsbereite Einwohner nahmen sich meiner Frau an, durchsuchten das ganze Städtchen, fanden auch wirklich schließlich etwas Butter, aber schon unterwegs zerschmolz dieselbe in der glühenden Mittagshitze und war, als sie zu Hause ankam, kaum noch vorhanden. Mit sehr gemischten Gefühlen mußten wir uns an die spanische Kochweise, die nur Oel verwendet, gewöhnen. Aber es ging besser als wir dachten; schon nach einiger Zeit schien uns das einzig Richtige, alles mit Oel zu braten. Namentlich die Fische, die jeden Tag frisch aus Sevilla herüberkamen, schmeckten vorzüglich in Oel gebacken. Rind-, Kalb- und Schweinefleisch war an den Markttagen in Alcalà immer frisch zu haben. Das Schweinefleisch ist freilich entschieden schlechter als bei uns. Die Schweine sind dort alle dunkelbraun oder schwarz und sehen recht malerisch aus, aber sie haben loseres, weniger zartes Fleisch. Das Fleisch der getöteten Arenastiere, das zu billigeren Preisen als anderes Fleisch auf dem Markte hing und das sich dadurch auszeichnete, daß es von dunklerer Farbe war, haben wir nicht versucht. Gemüse gab es reichlich, Tomaten, Bohnen, Artischocken und Auberginen, auch wilder Spargel, der allerdings ganz anders aussieht wie der unsrige, wuchs massenhaft in den umliegenden Fichtenwäldern. Hin und wieder gab es auch eine Ente, die man von längeren Spaziergängen aus der Umgebung nach stundenlangen Ver-

handlungen mit dem Bauer einbrachte. Das schönste war aber der Nachtisch, die dunkelblauen und goldgelben spanischen Weintrauben, die 5 bis 10 Centesimi das Pfund kosteten und so süß und saftig waren, daß man immer wieder von neuem danach griff. Jeden Morgen hielt der Maultiertreiber mit seinem buntbetroddelten Maulesel vor unsrer Haustür und lud aus den zu beiden Seiten des Maulesels herabhängenden Körben einen mächtigen Haufen der köstlichen Trauben bei uns ab.

Zweimal in der Woche zogen meine Frau und Anna auf den Markt und jedesmal gab es unter den Marktleuten ein großes Hallo, wenn sie erschienen. „La rubia, la preciosa“ hieß es dann an den Verkaufsständen und alles beobachtete, was die beiden auf dem Markt taten. Jedes Wort, jede Miene wurde belacht. Am meisten Heiterkeit löste meine Frau damit aus, als sie einmal etwas ärgerlich einem der alten Weiber zurief: „pronto“ (schnell). Eine solche Zumutung mußte dieser Frau wohl auch äußerst lächerlich dort erschienen sein, wo man mehr Zeit hat als überall sonst in der Welt. Auf ihrem Rückwege, wenn sie an den Einwohnern vorbeikamen, blieb nach alter andalusischer Sitte wohl auch der oder jener stehen und sprach irgend ein Sprüchlein, wie es dort gebräuchlich ist, etwa folgendermaßen: „Schönes, blondes Mädchen aus dem fernen Lande, mögest Du blühen und gedeihen, möge Dein Schoß fruchtbar sein und Dein Geschlecht noch leben in den fernsten Zeiten.“ Dann bekreuzigte sich der Mann, grüßte höflichst und ging des Weges weiter. Ein paarmal auch warf einer der Burschen den Frauen seinen Mantel vor die Füße und die schritten dann mit ihren Marktkörben und Taschen, vertraut mit der spanischen Landessitte, wie selbstverständlich über die schon vorher etwas dreckige Jacke hinweg.

Unterdessen hatte ich meinerseits wieder Erlebnisse anderer Art. Ich erregte mit meiner Malerei ungeheures Aufsehen im Orte. Hatten die Leute dort nichts zu tun oder machten sie mir zuliebe einfach Feierabend? sie standen stundenlang hinter der Leinwand. Dabei kamen sie mit der Nase dicht an das Bild und verwandten kein Auge von mir. Wenn ich Pause machte und mich in das Gras legte, machten sie auch Pause. Wenn ich mir eine Zigarre ansteckte, suchten sie auch etwas Rauchbares in ihren Taschen oder verlangten von mir eine Zigarre. Sie nahmen wahrlich lebhaften Anteil an der Malerei. Wenn ich sage, daß einer von ihnen sogar an der Farbentube leckte, wird man wieder glauben, daß ich übertreibe, aber die Neugier der Bevölkerung ging sogar soweit, daß, als ich einmal an einer Stelle malte, wo die dortige Kleinbahn vorüberfuhr, der Zug anhielt und Zugführer und Fahrgäste ausstiegen, um sich die Geschichte anzusehen. Sie schienen dort keine Maler zu kennen, nur in der Volkssage lebte ein deutscher Maler, der vor vielen Jahren hier geweilt und droben in den Fichtenwäldern in einer Höhle gehaust haben soll.

Die Gegend war reich an Motiven aller Art. Gelbe und rosa Fabrikruinen, altes Gemäuer vor Straßen mit dahinter liegenden hellgrünen und rosa Häusern, gelbe und rote Haziendas inmitten Fichten und Obstbäumen, im Vordergrunde oft Agaven- und Zitronenbäume, arabische, burgartig mit Zinnen gebaute Kornmühlen am Guadaira, endlich auch Tiere aller Sorten, Herden von braunen Ziegen an rötlichen Berghängen, bunte Puter in grünen Fichtenwäldern, schwarze Schweine im Suhl und vielfarbig gefleckte Arenastiere auf den im Herbst geblichen Feldern.

Die Höhlenbewohner.

Ich erwähnte schon, daß wir mit den Höhlenbewohnern Tür an Tür wohnten. Sie hatten sich in den Unterbauten und dem Schutt der alten Ruine, namentlich an der Stelle, wo das alte Gemäuer sich zum Flusse herabsenkte, Löcher gegraben, die mit Balken und Hölzern unterstützt waren. Manchmal hatten sie auch aus den herumliegenden Steinen primitive Mauern aufgeschichtet, in deren Innern sie ohne Licht und Fenster zusammen mit Hühnern und andern kleinen Tieren ein wahrhaft anspruchsloses Leben führten. Sie lebten von den übrigen Einwohnern Alcalàs abgesondert und die Annahme liegt nahe, daß wenigstens eine große Anzahl von ihnen ihren Stambaum von jenen Mauren herleiten konnte, die einst vor tausend Jahren oben als Herren in der einstmals prächtigen Burg mit den wagenbreiten Mauern und den mächtigen viereckigen Zinnentürmen gelebt hatten. Wie lehrt doch alte indische Weisheit? Der Mensch, dem zu Lebzeiten ein Denkmal gesetzt ist, wird einst, nach langen Jahrhunderten, in einem spätern Leben als Bettler am Fuße eben dieses Denkmals stehen.

Kein größerer Gegensatz läßt sich denken als die einstige Pracht und Macht der Bewohner dieser Burg und die entsetzliche Armut ihrer Nachkommen, der jetzigen Höhlenbewohner. Wie oft standen solche Leute vor unsrer Tür, die Füße mit Papier umwickelt und baten, weinend über ihre wunden Füße, um Schuhe. 10 Centesimi war für sie ein Kapital, mit dem sie sich schon vorteilhaft an irgend einem kleinen Geschäftsunternehmen beteiligen konnten. Sie lebten buchstäblich von dem, was ihnen der Zufall in die Höhle brachte. Schon Apfelsinen waren

ihnen zu teuer. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus den Früchten der großen Kakteen, den Kaktusfeigen, die überall wild an den Wegen wuchsen und die sie sich in immer neuen Variationen zubereiteten als Suppe, Gemüse oder Nachtisch. Dabei hatten diese Höhlenbewohner im Gegensatz zu der andern Bevölkerung stets eine feierliche Grandezza und Würde, die sie auch in ihren Lumpen immer wieder auf die Stufe der Gleichberechtigung hob. Wenn ich dort mit meinen Malsachen vorbeizog, lief mir nie jemand nach wie sonst überall im Dorfe. Kam ich dicht an einer der Höhlen vorbei, so trat der Höhlenbewohner nur heraus, begrüßte mich feierlich, lud mich ein, seine Höhle zu besichtigen, bot mir von seinen Kaktusfeigen an und sprach über Wind und Wetter. In seiner eigenen Höhle bettelte der Mann nicht. Leider hatte ich immer nur wenig Zeit, wenn ich dort vorüberkam, und so habe ich denn nichts näheres aus dem Leben dieser Leute erspähen können, es wäre wohl der Mühe wert gewesen. Der Maler sieht ja aber meistens nur die äußere Erscheinung der Dinge und begnügt sich damit, während es Sache des Dichters ist, dem Höhlenbewohner in seine Behausung zu folgen, Teil an seinem Leben zu nehmen, an seinem Handeln und Denken. Dort bei den Höhlenbewohnern sind noch manche Schätze für den Dichter zu holen. Uebrigens müssen in der maurischen Burg, an deren Fuße jene Troglodyten wohnen, auch noch massenhaft Schätze anderer Art zu finden sein, denn es sind dort noch niemals Ausgrabungen vorgenommen, weil die Kirche das verbietet und man in Spanien nichts tut, was die Kirche nicht will.

Das Höhlenleben hat entschieden in dem dortigen milden Klima einen besonderen Reiz. Wenn ich auch mit den Höhlenbewohnern nicht in nähern Verkehr getreten bin, so bin ich doch insofern Kollege von ihnen gewesen, als ich auch einmal, um dort ein Bild zu malen, längere

Zeit eine Höhle in Beschlag genommen hatte. Die Höhle lag in einem Fichtenwalde gegenüber der eigentlichen Höhlenansiedlung und man hätte sich zur Not ganz gut von den süßen eßbaren Kernen der Früchte dieser Fichten nähren können. Wer nach mir jene Höhle beziehen will, wird dort noch meine Handschrift in dem Stein der Höhle finden:

In dem Land der braunen Oele,
Wo die Fichten Kerne tragen,
Alte Maurenschlösser ragen,
Steht am Berge eine Höhle.

Meine Höhle, die mich lehrte
Mit der Sonne zu erwachen,
Mit den Gräsern zu entfachen
Sich dem Tag, den Gott bescherte.

Kameraden mir die Bäume,
Fluß und Tal mir Brüderherde,
Mutter mir die nackte Erde,
Schwesterlich der Wolken Säume.

Wo ich schwankte mit den Bäumen
In des Sturmes Wutergusse,
Wo ich schwoll mit meinem Flusse
Zu der Erde würz'gen Säumen.

Kam die Nacht mit schwarzem Pinsel
Alle Farben auszustreichen,
Brannt ein rotes Feuerzeichen
In des Berges Höhleninsel.

Aus des Rauches dichten Schwaden
Tauchten alte, liebe Schatten,
Die mich längst verlassen hatten
In der Großstadt schnellen Pfaden:

Mogli unter Dschungeldachen,
Robinson aus fernen Meeren,
Aus des Urwalds krausen Queren,
Lederstrumpf mit stillem Lachen.

Die „Fonda“ in Alcalà.

Die Höhlenbewohner waren aber doch nicht die einzigen Einheimischen, mit denen ich näher bekannt war. Da lag mitten in dem Städtchen in der ziemlich breiten Hauptstraße die „Fonda“ des Herrn Lillas Pastia, wo ich öfters hinging, um ein Glas Manzanillas zu trinken. Lillas Pastia hielt eine kleine Gastwirtschaft, vermietete Reitpferde und schmuggelte sich im übrigen recht und schlecht durch das Leben. Er sah die Welt aus der Perspektive des Stierkampfes an und der Weltkrieg bedeutete ihm nichts anderes als ein ungeheuer großes Stiergefecht. Belgien und Frankreich, meinte er damals, wären die Pferde, England der Piccador, Rußland der Matador, Deutschland der Stier. Es könnte aber trotzdem sein, daß Deutschland den Krieg gewinne, wie es ja auch schon vorgekommen, daß der Stier lebend aus der Arena herausgeführt worden und seine Tage auf einer saftigen Wiese geendet habe. Lillas Pastia schwärmte für Deutschland und die deutsche Kultur, worunter er das von den Deutschen angelegte elektrische Licht in seinem Hause, die Bilderbücher und Lehrbücher seiner Kinder (er las nicht selber) verstand, sowie noch einige billige Schleuderartikel, wie Spielzeug und Nippes, die alle deutschen Ursprungs waren.

Manchmal traf ich dort auch den Maurermeister des Ortes, den einzigen Menschen, den ich hin und wieder

an der Arbeit gesehen. Er hielt aber selber nicht viel von seiner Arbeit; denn er sah die Welt aus der Perspektive des Lotteriespiels an. Es gäbe zwei Sorten Menschen in Spanien: solche, die in der Lotterie gewonnen, und solche, die es noch nicht hätten. Man muß wissen, was das Lotteriespiel für den Spanier bedeutet. Wer in der Lotterie gewonnen, ist nicht nur ein reicher, sondern auch mindestens für dieses Jahr ein berühmter Mann. Aber nicht nur er allein, auch die Verkäuferin, in deren Bude das Los gekauft ist, der Droschkenkutscher, der den Loskäufer dorthin gefahren, der Mann, der ihm den Weg gewiesen, sie alle sind für dieses Jahr gemachte Leute und sind in allen Zeitschriften abgebildet. Jeder kauft im nächsten Jahre in derselben Lotteriebude und jeder will mit derselben Droschke fahren, weil sie Glück bringt.

Als dritter gesellte sich noch manchmal der Dorfarzt hinzu, der von der deutschen Technik schwärmte, und endlich stellten sich wie selbstverständlich — in Spanien gibt es eben äußerlich keine sozialen Unterschiede — die beiden Dorfidioten ein, die gewöhnlich quer über der Straße in der Sonne lagen und stets heranschlichen, wenn sie mich in der Fonda sitzen sahen. „Locos" (Verrückte) nannte man sie im Städtchen und jeder, der sie sah, bohrte sich gleich mit dem Finger ein Loch in die Schläfe, was dasselbe bedeutet, wie wenn man bei uns mit dem Finger auf die Stirn weist. Man wollte damit wohl sagen, daß sie ein Loch im Kopfe hätten. Grinsend mit blödsinnigem Lachen saßen diese Burschen am Nebentische und warteten, bis es an das Einladen ging. In Andalusien lädt zunächst der Schenkwirt seine Gäste ein. Diese müssen sich dann natürlich revanchieren und es kommt dann immer so, daß alle im Zimmer Anwesenden mittrinken und die Zeche für den Eingeladenen recht teuer wird. Einmal, als ich auch eine solche Einladung für ein

Glas Wein nur mit einer Zigarre quittierte, die den gleichen Wert hatte wie das Glas Wein, hörte ich am Nebentisch einen langen Disput darüber, daß es im höchsten Grade ungehörig sei, nicht die ganze Gesellschaft einzuladen. Dieses Eingeladenwerden des Gastes kam mir nun wieder spanisch vor.

Das Recht der Individualität.

Wohl nirgends in einem noch kultivierten Lande ist die Freiheit des einzelnen so groß wie in Spanien. Spanien ist ein Land, in dem die Individualität ungehemmt von sozialen Einrichtungen und den zwingenden Organisationen des Gemeinwesens sich noch frei entwickeln kann.

Gleich am ersten Tage in Alcalà, als ich nach dem glühend heißen Oktobertage in der Abendkühle noch etwas vor die Tür trat, hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie hier die Menschen ihre Individualität auslebten. Unser Nachbar war gerade im langen wallenden Nachthemde damit beschäftigt, sein Bett vor die Tür auf die Straße zu stellen. Er wollte diese Nacht auf der Straße schlafen, weil es ihm im Hause zu heiß war. In Anbetracht des Umstandes, daß vor unserm Hause eine lebhaft begangene Straße lag, die zu einer in die maurische Feste eingebauten kleinen Kapelle führte, immerhin ein Anblick, der zunächst in Erstaunen setzte.

Aber in Spanien ist eben nichts verboten. Es gibt keine Tafeln mit Aufschriften verbotener Dinge, keine gesperrten Wege. Alles was in der Natur wächst, kriecht oder läuft, ist herrenloses Gut, das sich jeder Vorübergehende aneignen kann, falls es nicht gerade eingezäunt

ist. Manchen Morgen, wenn ich friedlich an meiner Staffelei saß, krachte plötzlich haarscharf an mir ein Schuß vorbei auf irgend ein Wasserhuhn am Ufer des Guadaira, das irgend ein Strolch mit einer alten Donnerbüchse zu erlegen versuchte. Die Jagd war vollkommen frei, man mußte nur einen Waffenschein haben, der 15 Pesetas kostete. Ebenso war es mit der Fischerei. Schon gleich in den ersten Tagen war ich auf den Gedanken gekommen, die großen Bambusrohre in dem Garten des Don Ricardo als Angelruten zu verwenden, aber natürlich wollte ich mich keiner Konflikte aussetzen und ging deshalb als Mensch, der die Erinnerung an ein wohlorganisiertes Staatswesen noch in sich trägt, zur dortigen Behörde und fragte, welche Schritte ich einleiten müßte, damit man mir das Angeln in dem Guadaira gestatte, der mir als äußerst fischreicher Fluß gepriesen war. Die betreffenden Beamten konnten gar nicht verstehen, was ich eigentlich wollte. Sie zuckten schließlich mit den Achseln und meinten, Angelgerät könnten sie mir nicht geben, das müßte ich mir schon selber beschaffen.

Wie herrlich berührte mich zunächst diese persönliche Freiheit. Ich setzte sofort das Unternehmen ins Werk. Die ganze Familie zog mit Angeln und großen Körben und guten Ratschlägen der Bevölkerung hinaus an das Ufer des Guadaira, wo wir in großen Abständen den ganzen Fluß in Beschlag nahmen. Daß wir in den ersten Tagen nichts nach Hause brachten, schrieben wir unsrer mangelnden Erfahrung zu. Aller Anfang ist schwer. Es wurden neue Stellen ausprobiert, neue Köder an die Angeln gesetzt und unverdrossen weiter geangelt. Als wir aber auch in den nächsten Tagen nicht ein kleines Fischlein fingen, wurde ich doch nachdenklich: Sollte es vielleicht mit eben dieser persönlichen Freiheit des Einzelnen und der Angelerlaubnis für jedermann zusammenhängen, daß man nichts fing? So mußte es wohl sein.

In einem Lande, wo seit Jahrhunderten jeder angelt und jagd, wo er Lust hat, konnten keine Fische und jagdbaren Tiere mehr vorhanden sein. Damals wurde es mir auch klar, warum es in Spanien keine Bäume und keine Singvögel mehr gibt, kurz, warum Spanien eine Wüste ist und sich schon seit vielen Jahrhunderten im Zersetzungsprozesse befindet. Ich dachte zurück an Deutschland und an die Schwierigkeiten, die es macht, bis man angeln, jagen oder Bäume fällen darf, aber dafür fängt oder jagd man schließlich doch auch wirklich etwas.

Noch in manch anderer Beziehung mag diese persönliche Freiheit die Ursache für mancherlei Mißstände sein. Der spanische Advokat und sein Sohn, bei dem wir wohnten, konnten natürlich lesen und schreiben, aber sonst habe ich in Alcalà eigentlich niemanden getroffen, von dem ich das mit Bestimmtheit behaupten möchte. Es liegt das hauptsächlich daran, daß kein Schulzwang besteht. Die Eltern sollen zwar ihre Kinder in die Schule schicken, aber wenn sie sagen lassen, daß die Kinder zur Arbeit gebraucht werden, so ist es auch gut. Auch das läßt tief blicken, daß es nicht weit von Alcalà, wie mir mein Hauswirt versicherte, noch ganze Dorfkolonien geben soll, wo nur arabisch gesprochen wird.

Daß man in Andalusien nicht nur in den „Fondas", sondern auch in den ersten Hotels mit dem Messer ißt und dabei mit Gemütsruhe über den Tisch hinwegspuckt, zeugt immerhin von guter Gesundheit, können ja auch feste Hemden und die geübte Enthaltsamkeit, das Messer nicht an den Mund zu führen, kaum noch als das ausschließliche Merkmal höherer Kultur angesehen werden, nachdem bei uns schon mancher Heringsbändiger ein Monokel trägt.

Etwas unsympathischer ist schon die Behandlung der Tiere, namentlich der Maulesel, in jener Gegend. Nicht weit von meinem Hause sah ich jeden Morgen einen Esel

Ziegelsteine tragen, der so beladen war, daß sich ihm alle vier Beine krumm bogen. Die Mißhandlung von Pferden und Mauleseln mit Stöcken und Stacheln, die sinnlos ohne jede Schonung ihr Leben lang gehetzt werden, bis sie irgendwo im Geschirr am Wegrande verrecken, wo sie zum Fraß der nicht minder mißhandelten Hunde dienen, ist für mein Empfinden der häßlichste Zug im spanischen Volkscharakter. Mitleid mit dem Tiere gilt als verächtlich. Man lacht über Fremde, die Mitleid mit den Tieren zeigen. Sehr häufig sieht man in jenen Gegenden auch einen Bengel, der an einem Bindfaden einen gefangenen Singvogel zu Tode flattern läßt.

Es kam einem, wie gesagt, manches spanisch vor und ich möchte zum Beispiel in Alcalà auch nicht begraben sein, weil man auf dem dortigen Kirchhofe nicht sicher ist, daß einem nicht noch nach dem Begräbnis der Sarg unter dem Leibe weggestohlen wird und irgend ein braver Einwohner der Stadt in meinem Sarge zum Kirchhof fährt; ein altbekannter, häufiger und stillschweigend geduldeter Vorgang im Orte, der gerade zu meiner Zeit etwas mehr Aufsehen erregte, weil die Verwandten eines solchen beraubten Sarginsassen sich nach Madrid gewandt und die Kirchhofsverwaltung von Alcalà etwas auf den Kopf bekommen hatte.

Zwei Menschensorten profitieren allerdings dennoch von diesen Zuständen und der Möglichekit, ihre Individualität ausleben zu können. Das sind die Bettler und die Künstler.

In Spanien gibt es keine soziale Fürsorge, aber dafür gibt es auch keine Gesetze und Gendarme, die den Sonnenbrüdern das „Recht auf die Landstraße" streitig machen. Es ist dort noch nie jemand auf den Gedanken gekommen, daß Betteln und auf der Landstraße Einhertippeln etwas Strafbares sein könnte. Es liegt ja auch so nahe, dort in Andalusien die Arbeit zu hassen, wo das

Klima das über Nacht Im-Freien-Schlafen zu einer Annehmlichkeit macht und die Erde der „Maria Santissima" in der Umgebung von Sevilla dafür sorgt, daß so leicht niemand verhungert.

Ich hatte in Alcalà das besondere Privileg, für die einheimischen und herumziehenden Bettler zu sorgen.



Man sah das von seiten der dortigen Behörde als eine Art Gegenleistung für die gewährte Gastfreundschaft an und schickte mir alle möglichen Sorten von Bettlern vor das Haus. Auch Fremdenlegionäre oder solche, die es wenigstens sein wollten, kamen vorbei, erzählten ihre Schicksale, erhielten Essen und ein paar Pesetas und zogen dann ihre Straße weiter.

Die zweite Menschensorte, die in Spanien besser gedeiht wie anderswo, sind die Künstler, die ja nach Ansicht vieler Menschen auch nichts anderes sind als Sonnenbrüder und Tagediebe. Es muß zu denken geben, daß in Spanien, wo nach der Statistik, die sicherlich recht wohlwollend gehandhabt ist, nur 40 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben kann, trotzdem die Kunst in hoher Blüte steht und viele berühmte Namen der Nachwelt überliefert sind. Die Möglichkeit des Individualismus und des Rechtes, sich frei entfalten zu können, ist eben die erste Vorbedingung für den Künstler.

Die Dorfjugend.

Man ist über mancherlei in Spanien enttäuscht, was man sich schöner vorgestellt. Auch mit den Räubern und Banditen, von denen man so viel gehört, ist es nichts. Man ist in keinem Lande vor diesen Leuten so sicher wie in Spanien.

Ich hielt es in der ersten Zeit für nicht unbedenklich, abends noch bei hellem Mondschein auf dem von Herrn Pastia gemieteten Gaule in die Fichtenwälder hinauszureiten. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß man dort sicherer ist als zu Hause im Bett. Ein paarmal hatte ich freilich ein Erlebnis, das zunächst etwas gefährlich aussah. Ich sah auf einem solchen Ritte an einer Wegbiegung plötzlich ein paar wilde, zerlumpte Gesellen auf mich einstürmen, die mir mit allen möglichen Gesten und Zurufen verständlich zu machen suchten, ich solle anhalten. Ich dachte schon, jetzt gilt es, Geld oder Leben oder beides, aber sie wollten weiter nichts, als

auf dem Pferde hinten mit aufsitzen. Das ist allgemeine Landessitte in Spanien. Wenn irgend ein Fußgänger unterwegs jemand zu Pferde oder Esel einherreiten sieht, setzt er sich stillschweigend hinten mit hinauf. Es blieb mir deshalb gar nichts anderes übrig als die beiden Gesellen abwechselnd mit aufsitzen zu lassen und ihnen außerdem eine Zigarre zu verabreichen, welchen Wunsch sie dadurch zum Ausdruck brachten, daß sie mit stolzer Geste und hörbarem Geräusch den Daumen in den Mund steckten. Gefährlich sind diese Burschen meines Erachtens nicht. Es kann ja vorkommen, daß solch ein Geselle einen Vorübergehenden anfällt, weil er wirklich dem Verhungern nahe ist, sonst aber ist man in Spanien sicherer als etwa am Rande der großen Städte in weit geordneteren Staatswesen. Die Kerle sind nur lästig wie die Fliegen, die man vergeblich immer abschüttelt. Sei es in der Stadt, sei es im Felde, folgt einem jemand aus Neugier oder rein tierischem Gesellungstriebe und kann oder will es nicht verstehen, daß er auf die Dauer lästig fällt.

Namentlich die liebe Dorfjugend leistete in dieser Beziehung geradezu Fabelhaftes. Manchmal wenn sie in größern Scharen beisammen war, machte sie sich auch den Spaß, aus gehöriger Entfernung mit Steinen zu werfen. Es war dies keineswegs als Feindseligkeit anzusehen, sondern entsprach nur der uralten trauten andalusischen Landessitte, nach Fremden mit Steinen zu werfen, und war eigentlich nichts weiter als der Ausdruck ihrer Langeweile. In Andalusien gibt es eben viele Blumen auf den Feldern, aber noch mehr Steine. Es mögen auch vielleicht unbewußte Erinnerungen vergangener Jahrhunderte aus dem Orient in diesen Bengels noch lebendig sein, denn aus dem Orient stammt ja die uralte Sitte des Steinigens. Wer nicht weiß, daß durch die Mauren orientalische Sitten nach Spanien hinübergekommen sind,

hat hier Gelegenheit, über geschichtliche Zusammenhänge nachzudenken.

Man konnte sich das aber doch schließlich nicht ewig gefallen lassen. Die Erwachsenen, an die man sich wandte, zuckten die Achseln und lachten; sie meinten, es wäre ja nur eine Art Scherz, das müßten sich die Fremden schon gefallen lassen. Es herrscht in Andalusien eine ganz besondere Art der Auffassung von Kindererziehung. Ich erwähnte schon, daß die Kinder im allgemeinen nicht zur Schule gehen, man sollte nun wenigstens erwarten, daß dafür eine gewisse väterliche Zucht einsetzt. Aber der spanische Vater hat eine ganz besondere, eigentlich nicht unschöne Auffassung von seinem Sprößling, nämlich genau dieselbe, wie von den jungen Mauleseln auf der Weide. Da der Andalusier Tiere im allgemeinen in der rohesten Weise mißhandelt, ist man sehr erstaunt, wenn man sieht, wie der Esel bis zu einem gewissen Alter vollkommen geschont wird und frei neben dem Muttertier, das die schwersten Lasten zieht, einherläuft. Dieses Prinzip der Mauleselerziehung wendet der Spanier auch auf seine eigenen Zöglinge an, die vollkommen wild ohne jegliche Beeinflussung, nur von jedermann geküßt (eine bekannt spanische Unsitte, jedes fremde Kind zu küssen) und ohne die Anwendung des sogenannten spanischen Rohres heranwachsen.

Das Resultat ist allerdings ein wenig erfreuliches, wenn man diese Dorfjugend sieht, die überall herumlungert, als einzige Beschäftigung „Stiergefecht" spielt, indem sie die von der Schulter genommenen Jacken als „Cappa" verwendet und sich gegenseitig ins Gesicht spuckt. Ich hatte schon manchmal Lust gehabt, für einen dieser Väter in „nützlicher Geschäftsführung" einen Bengel ordentlich zu verprügeln. Die in Sevilla mit der Volksseele vertrauten Deutschen hatten mich aber dringend gewarnt, einen Jungen zu hauen, der Spanier nehme

nichts mehr übel als eine Ohrfeige. Auch einem Kinde appliziert, würde sie stets blutig gerächt. Man könne so einen Bengel, wenn er mit Steinen geworfen, vielleicht schütteln oder auch mit dem Hinterteil auf eine der spitzen Agaven setzen, die überall am Wege stehen, aber man dürfe nicht schlagen, das räche der Vater stets mit der Punta (dem Dolche) oder der Flinte. Es seien schon mehrfach derartige Fälle vorgekommen, wo der Vater den Täter gleich darauf erschossen und der Vater noch nicht einmal bestraft worden sei, weil er nach dem allgemeinen Gerechtigkeitsgefühl nichts Unrechtes getan habe.

So hatten mich Landsleute, die jahrelang dort ansässig waren und fraglos die Volksseele kannten, gewarnt. Ich hatte es mir gemerkt und ertrug monatelang die andalusische Sitte des Steinewerfens, ohne mir merken zu lassen, daß mir diese Sitte nicht gefiel.

Eines Tages riß mir aber dennoch die Geduld und das kam so: Als ich wieder einmal in der Umgebung Alcalàs spazieren ging und von einem Agavengebüsch ein Steinhagel herübersauste, begegneten mir ein paar größere, kräftigere Jungen, die sich scheinbar über die jüngern Stammesgenossen wegen des Steinewerfens entrüsteten. Ich wandte mich deshalb an diese, indem ich einige Worte des Bedauerns über die mangelnde Erziehung und die Unsitte des Steinewerfens sagte. Ich rechnete damit, daß die größern Jungen den kleinern das Handwerk legen würden, wozu sie in meiner Gegenwart auch Miene machten. Sie schimpften jedenfalls auf die hinter den Agaven sichtbaren Rangen und drohten mit den Fäusten. Ich ging mit ruhiger Genugtuung über die diplomatische Lösung dieses Falles weiter. Doch siehe, kaum war ich ein paar Schritte weitergegangen, da machten diese Bengels mit den andern gemeinsame Sache und warfen gleichfalls in erheblich geschickterer Weise Steine nach mir.

Diesmal riß mir die Geduld. Ich sprang auf die Gesellschaft zu, erwischte einen der größern von ihnen und gab ihm eine Ohrfeige, daß er am Platze liegen blieb. Dann ging ich schleunigst nach Hause, holte meinen Revolver hervor, verschloß alle Türen und beschloß, von der Zinne meines Hauses herab, die in ihrer maurischen Bauart eine gute Verteidigung bot, den Vater mit dem Gewehr und der „Punta" zu bekämpfen und mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Ich wartete den ganzen Tag vergebens. Ich sah niemanden mit einem Gewehr oder Dolch zum Angriff vorgehen, auch am nächsten Tage geschah nichts. Ich wagte mich endlich wieder in das Städtchen und konnte nur konstatieren, daß meine Beliebtheit sich noch ganz erheblich gesteigert hatte. Sogar die Dorfjugend erwies mir jetzt eine gewisse Achtung und selbst der betreffende Bengel, der eine mächtig geschwollene Backe hatte, schien mir äußerst wohlgesinnt. Später erfuhr ich denn auch, weshalb. Die Ohrfeige war einfach zu stark gewesen, die geschwollene Backe hatte Bewunderung erregt, solch eine Ohrfeige hatte man noch nicht erlebt. Der Junge mit seiner Backe war eine Berühmtheit im Städtchen geworden. Ich bin überzeugt, daß noch sein Enkel die Ohrfeige im Gedächtnis haben wird und daß fahrende Sänger sie der Nachwelt in Reim und Liedern überliefern werden; denn der Andalusier liebt die Poesie.

Schnee in Alcalà.

Als wir in Alcalà einzogen, war es Anfang Oktober und es herrschte eine Hitze wie bei uns auch nicht im heißesten Sommer. Vom Herbst war noch nichts zu spüren. Erst im Dezember bekamen einige Bäume gefärbtes Laub, wurden die Wiesen brauner und verloren ihren Saft. Trotzdem herrschte noch immer in der Natur das Grün vor, denn die Zitronen- und Apfelsinenbäume, die Fichten, Oliven- und Steineichen überwogen in der Landschaft Das Klima Andalusiens ist eben schon fast afrikanisch und der Winter wird, wie in den Tropen, durch eine vierwöchige Regenperiode im November ersetzt, während es fast das ganze übrige Jahr trocken bleibt. So blühen denn auch in Andalusien das ganze Jahr ununterbrochen die Narzissen und Rosen, deren frisch aufgeblühte Knospen an unserm Hause zum Weihnachtsfeste in das Zimmer rankten.

Der Januar ist der kälteste Monat. Wenn dann manchmal in den Nächten ganz leichte Fröste kommen, reitet ein Maultiertreiber mit seinem Esel durch das Dorf und verkauft vor den einzelnen Haustüren ein paar Handvoll Holzkohlen. Des Abends sitzen dann die Hausbewohner zusammen herum um das kleine Kohlenbecken, in dem die Holzkohlen glühen, und klagen über die sibirische Kälte.

Der Winter 1914/15 war in Andalusien der kälteste seit Menschengedenken. Der alte Gärtner des Don Ricardo, der jeden Nachmittag zu uns kam, um seine Zigarre in Empfang zu nehmen oder ein Gläschen Wein zu trinken, sagte uns, daß es niemanden unter den Le benden gäbe, der einen solchen Winter mitgemacht hätte.

In diesem kalten Winter 1914/1915 geriet auch die Natur aus ihren Bahnen und Anfang Januar geschah das Unglaubliche, was noch niemand in Sevilla und Umgegend gesehen hatte, — es schneite. Es schneite wirklich auf die reifen Apfelsinen und Zitronen, auf die Rosen und Narzissen, auf die bunten Falter in den Wiesen und die erstaunten Arenastiere in den „Campos“. Die Zeitungen aus Sevilla waren voll dieses Ereignisses. Die politischen Berichte waren vollkommen vergessen, die Leitartikel beschäftigten sich nur damit, wie lange der Schnee auf den duftigen Steinbögen und Ornamenten des Alcazar und der Giralda gelegen; was für ein Gefühl es wäre, wenn es einem auf den bloßen Kopf schneite, und wie die zu bedauern wären, die dieses Ereignis, das nie wiederkehren würde, in den frühen Morgenstunden in den Betten verschlafen hätten.

Man kann dieses Erstaunen und Entzücken der Sevillaner und der Einwohner von Alcalà, wo es damals schneite, erst dann ganz verstehen, wenn man weiß, daß der Durchschnittsspanier und der Andalusier erst recht, eigentlich nie über eine halbe Stunde im Umkreise hinauskommt und die meisten Leute in Alcalà noch niemals Sevilla gesehen hatten. Sie liebten es, diese Leutchen in Alcalà, uns darüber auszufragen, wie es eigentlich in Sevilla aussähe. Die Sierra Newada mit ihren mächtigen Schneebergen oder andere höher gelegene Gegenden, wo der Schnee reichlich fällt, liegen ja nur ein paar Stunden Bahnfahrt von Sevilla entfernt. Aber das Reisen stellt sich der Spanier heute noch ebenso schwer vor, wie der alte Herodot, der in seinen Reiseerzählungen von einem fernen sagenhaften Lande erzählt, wo man nicht weiter könnte, weil die Luft voll weißer, weicher Federn wäre, in die man beim Gehen knietief einsinke.

Nur wenige Tage dauerte diese Kälte, dann setzten schon mächtige Frühlingsstürme ein, die manchen Stein

der alten maurischen Feste herabrollen ließen und schon in den letzten Tagen des Januar begannen um die rosigen und gelben Haciendas inmitten der Olivenwälder die Mandelbäume zu blühen. In wenigen Tagen folgten Kirschen- und Pfirsich- und andere Obstblüten, sowie die berauschend duftenden Blüten der Orangenbäume, an deren Zweigen die noch nicht ganz ausgereiften Apfelsinen hingen. Am längsten dauerte es, bis die braunen Wiesen und Felder wieder grün wurden, bis die Sultanin Andalusiens, wie der Spanier sagt, ihr schönstes Frühlingskleid angezogen hatte.

Nur schüchtern zeigte ihre Schleppe zuerst lange weiße Blüten, die vereinzelt aus dem frischen Grün hervorleuchteten, bis allmählich rote, blaue und gelbe Flecken emporblühten, in solchen Massen und solchen leuchtenden Farben, daß es dort, wo einfarbige Blumen zusammenstanden, wie lila, rote und blaue Wasserlachen in der Sonne glitzerte.

Abschied von Alcalà.

Mit den Blumen und den Schwalben im Frühjahr, meinten Don Ricardo und sein Sohn, würde auch der Friede wieder zurückkehren. Die Blumen waren gekommen und von den Schwalben hatte sich sogar ein Pärchen mit rostbraunen Flügeln in unsrer Küche eingenistet, die es jeden Abend ohne Bedenken mit ansahen, wenn wir die Fenster schlossen. Aber der Friede kam noch immer nicht.

„Weshalb sind Sie nicht in Spanien geblieben?“ hat mich später jeder gefragt, später im Konzentrationslager und noch später in Deutschland. Ja, weshalb sind wir

nicht in Spanien geblieben? Wir hatten alles, was wir brauchten, und waren auch gut aufgehoben, aber dennoch trieb und bohrte etwas in uns mit immer zunehmender Stärke, die Sehnsucht nach der Heimat. Es war ja ganz schön, diese Romantik Andalusiens, die aus den Liedern der heimkehrenden Maultiertreiber tönte, aus den Zitronen- und Apfelsinenhainen und aus dunkeln Frauenaugen leuchtete; in den durchbrochenen duftigen Steinen der maurischen Bauten atmete, aber dennoch sehnte ich mich wieder nach hellen, klaren Augen, nach deutschen Tannen und Eichen, nach Schnee und Kälte, nach Heimat und Familie.

Immer langweiliger und geistloser wurde mir diese rein äußerliche Romantik des fremden Landes, die zu einer bleibenden doch nur im germanischen Denken und Träumen geworden. Es gibt nirgendswo in der Welt so stolze Spanier oder so schöne Spanierinnen oder so weiße Elefanten, so giftige Brillenschlangen, so alte indische Weisheit, so wunderkräftige Fakire, so höfliche Franzosen, so gutmütige Russen und so anständige Engländer als in dem Wolkenkuckucksheim, das über deutschen Landen schwebt oder vielmehr einstmals geschwebt hat, denn jetzt hängen da ja auch nur noch Würste und Schinken.

Wäre es leicht gewesen, nach Deutschland zurückzukehren, wir wären wohl noch lange in Spanien geblieben, aber die Sehnsucht nach der Heimat wächst mit dem Quadrate der Entfernung und der Schwierigkeit der Rückkehr. Die spanische Küste war nach wie vor von französischen Wachtschiffen blockiert und die deutschen Behörden rieten dringend ab, wegen der Gefahr der Kriegsgefangenschaft. Wie mir aber schon einmal ein Kollege sagte, der mit 45 Jahren doch noch Amtsrichter wurde: „Man kann alles, was man will“, so wurde der Entschluß immer fester in mir, Frau und Kind, die nach neuerlichen Vereinba-

rungen zwischen Frankreich und Deutschland frei reisen konnten, vorauszuschicken und dann selber eine Gelegenheit zur Ueberfahrt ausfindig zu machen.

Es galt Abschied zu nehmen von Alcalà. Unsere primitiven Betten und Hausgerät nebst Moskitos ließen wir dort. Unsere Schwalben vertrauten wir dem alten



Gärtner an, der die Rosen und Nelken wässerte und die Heiratsanträge, die Anna in großer Zahl von den Dorfkavalieren erhalten, lehnten wir dankend ab. An einem leuchtenden Frühlingsmorgen fuhr uns Herr Lillas Pastia in einem von drei hintereinander gespannten Pferden gezogenen Wagen zurück nach Sevilla.

Letzte Reise in Spanien.

Bevor ich die Rückreise nach Deutschland versuchte, machte ich noch einige Reisen nach Malaga, Granada und Ronda.

Malaga ist schon keine typisch andalusische Stadt mehr, sondern hat einen etwas internationalen Einschlag. Sieben Kilometer von Malaga entfernt, am Ende einer von glänzenden Equipagen und Automobilen befahrenen Landstraße fand ich ein malerisches Fischerdorf, das rings von einer Mauer und eisernen Gittertüren und auch noch mit Ketten abgegrenzt war. Jeden Morgen und jeden Abend wurden die Gittertüren auf- bzw. zugeschlossen. Viel zu stehlen wird da nicht gewesen sein, denn an Primitivität war dieses Dorf etwa nur den Höhlen in Alcalà zu vergleichen. Die Absperrung geschah wahrscheinlich wieder wegen des Zolles.

Aeußerlich unscheinbar hing das deutsche Konsulatschild an der Front eines etwas verfallenen Mietshauses in einer Nebenstraße dicht am Hafen. Wenn man in das Haus eintritt, befindet man sich in ungeheuern Kellerräumen mit mächtigen, großen Weinfässern. Der Konsul ist zugleich Inhaber einer ausgedehnten Weinfirma. Ich wurde da etwas mißtrauisch empfangen, man stellte allerlei Proben mit meinem Paß an, obgleich ich gar kein Geld verlangte, sondern nur gefragt hatte, wo ich eine Wohnung mieten könnte.

In Granada sah ich mir die Alhambra an, die ja oft und gut geschildert ist. Der Zauber der Alhambra liegt hauptsächlich in der gewaltigen Arbeitsleistung und weder in dem kostbaren Material, noch in der Schönheit der einzelnen Teile. Der Reiz entspringt meines Erachtens

hauptsächlich aus der Verknüpfung des Steines mit der Natur. Beim Mondschein kostet der Rundgang in der Alhambra, für den man sonst nur ein paar Peseten bezahlt, deren dreihundert. Die Leute sind dort eben Idealisten, wie auch der Zigeunerprimas, der den Eingang der Alhambra bewacht und die Fremden zunächst auf den Albazin in das Zigeunerviertel abzulenken versucht. Im Bädeker steht zu lesen, daß das Betreten des Albazin nicht ungefährlich sei; wer weiß, wie sich der Zigeunerprimas angestrengt hat, um diese Notiz in den Bädeker hineinzubekommen, das letzte Mittel, das noch zieht.

Endlich unternahm ich auch noch, bevor ich nach Barcelona fuhr, einen Abstecher nach Ronda, das mir der Maler Zuloaga als malerischen Ort erster Ordnung empfohlen hatte.

Die Fahrt ging über das Städtchen Utrera, wo mir meine Mitreisenden beim Aussteigen auf dem Bahnhof rieten, meine Hände auf die Kleidertaschen zu halten. Utrera ist nämlich seit Jahrhunderten Freiort und Asyl für alle Verbrecher. Ein altes Sprichwort sagt: Morde den König und gehe nach Utrera.

In Ronda selbst war es Mitte März noch kälter als etwa um dieselbe Zeit in Deutschland, denn Ronda liegt in einem Gebirgstale auf einem mächtigen Hochplateau. Die Gegend bietet an malerischen Reizen außerordentliches. Der Blick von der Brücke, die in die Stadt führt, auf die fast tausend Meter tiefer liegende Landschaft, zu der, an fremdartigen Häusern vorbei, eine lange steinerne Treppe hinabführt, ist der überwältigendste Anblick, den ich bisher erlebt.

Ich hatte nicht lange Zeit, mir dort die Gegend genauer anzusehen, denn man fror entsetzlich und ich war nicht auf den Winter eingerichtet. Mein Entschluß, in die Heimat zurüzukehren, stand auch schon zu fest, als daß er noch erschüttert werden konnte.

Spanisch kamen mir dort ganz besonders die vielen Zollwächter vor, die ich in solchen Massen nirgendwo anders im Lande gesehen habe. An jeder Wegecke trat einem aus den Höhlen solch ein vermummter Kerl im braunen Mantel und Kapuze, das Gewehr im Arm, entgegen und musterte die Vorübergehenden mit mißtrauischen Blicken.

Es scheint in Ronda und ebenso in Granada der Schmuggel zu höchster Vollendung gediehen zu sein, denn anders kann man sich diese Zöllnerschar nicht erklären. Das folgende kleine Erlebnis in Granada kennzeichnet diese Zustände.

Schmuggel.

Wenn allnächtlich auf Granada
Vollmondsfetzen niederschweben,
Um die Rosen und Zitronen
Silberfiligrane weben,

Wenn die Klöster und Paläste
Alabasterweiß erschimmern
Und des Darro müde Fluten
Sanft von seinem Golde glimmern,

Wenn Guitarr' und Kastagnetten
Aus den duft'gen Gärten tönen
Und zu süßen Harmonien
Sich in luft'ger Höhe krönen,

Dann ist's Zeit zu Abenteuern
Auf den Straßen und Balkonen.
O, der Schleier und Mantillas
Unter Rosen und Zitronen.

— — — — — — — — — —

Seht Ihr dort im Lorbeerschatten
Jenen braunen Kavalier,
Wie er Zeichen gibt der Dame
Unter seid'ner Zeltdach Zier.

Alsobald bewegt sich schwankend
Einer Ampel rote Leuchte,
Eine reizende Silhouette
Abzuzeichnen sich mir deuchte.

Einen Augenblick nur später
Schlüpft der Kavalier ins Tor,
Eine zweite Silhouette
Sich im Zimmer bald verlor.

Wen die beiden wohl betrügen?
Dacht ich länger mir noch aus
In der Fonda gegenüber —
Die Zigarre ging mir aus.

Doch der edle Fremdenführer,
Der schon lange mich umkreist,
Reicht mir Feuer mit Grandezza
Und dabei mich unterweist:

— — — — — — — — — —

Jener Mann treibt ganz notorisch
Nächtlich Schmuggel mit Zigarren,
Jene Dame, seine Gattin,
Hält die Zöllner nur zu Narren.

Die Sympathien der Spanier für Deutschland.

Während unsers Aufenthalts in Alcalà und während der Reisen, die ich vorher und nachher unternommen, haben wir in Spanien niemals eine Abneigung gegen uns als Deutsche empfunden.

Die Begeisterung für Deutschland in Spanien ist aufrichtig, sie hat freilich ebensowenig zu bedeuten, wie etwa die Revolution auf der Rambla in Barcelona, die ich später erlebte, wo ich an dem einen Ende der Rambla auf einer Bank an der Promenade saß und dann als ich die Straße hinaufging, so beiläufig erfuhr, daß soeben eine Revolution stattgefunden, von der nichts mehr zu sehen war als ein paar zerbrochene Fensterscheiben.

In Spanien unterscheidet man in politischer Beziehung Francophile und Germanophile. Von den erstern merkt man, abgesehen von der Propaganda in einigen Zeitungen, wie z. B. in dem „El Liberal", der ganz im französischen Fahrwasser schwimmt, nur wenig. Die Francophilen in Spanien sind meistens gar keine Spanier, sondern Franzosen, wie auch sicherlich jener Mann Franzose war, der in einer spanischen Zeitung gegen Deutschland loszog, indem er sich selber an der Brücke des Ebro schilderte, mit pathetischen Worten auf das Wasser des Flusses hinweisend: Ebensowenig wie dieses helle, klare Wasser sich mit den trüben Fluten des Rheins verbinden könne, ebensowenig spanisches und romanisches Empfinden, „das lateinische Genie" mit niederträchtiger deutscher Sinnesart. Der Schreiber jenes Ergusses war sicher kein Spanier, jedenfalls hat er niemals spa-

nische Flüsse mit ihrem kümmerlichen, dreckigen Wasser gesehen, sonst würde er sich wohl gehütet haben, diesen Vergleich zu ziehen.

Zahlreich sind die Fälle, wo mir germanophile Spanier begegneten.

In der Umgebung Alcalàs traf ich einmal einen Guarda Zivil (etwa unserm Gendarm entsprechend) unter einem Apfelsinenbaume liegend, der mit mir ein politisches Gespräch anknüpfte. Er klagte und jammerte über den Zerfall Spaniens und machte mir schließlich das Angebot, seinen Sohn mit nach Deutschland zu nehmen, damit er dort eine bessere Erziehung genösse. Ich mußte an den französischen Lehrer in Ploumanach denken, der auch die deutsche Erziehung rühmte.

Im Zuge von Madrid nach Sevilla fragten uns mehrere spanische Soldaten, welcher Nationalität wir wären. Ich hatte gerade vorher französisch gesprochen und sie schienen deshalb meiner Versicherung, daß ich Deutscher sei, nicht zu glauben. Ich hörte, wie sie leise zueinander sagten: „Das sind Franzosen, aber sie fürchten sich, es einzugestehen."

In Malaga lernte ich einen spanischen Jesuiten kennen, den ich später auf einem Spaziergange wieder traf und der mir schon immer von weitem zurief: „Wir haben schon wieder gesiegt." Auch einen Kronprätendenten lernte ich kennen, der nur vom Siege Deutschlands etwas für Spanien erwartete. Kronprätendenten kann man in Spanien leicht kennen lernen, es ist das dort eine Art Beruf. Der, den ich kennen lernte, hieß z. B. Carlos Meyer und soll eine stattliche Anzahl von Anhängern haben.

Endlich erfuhr ich in der Umgebung Barcelonas, daß man sogar in der heiligen Gralsburg deutsch gesonnen ist. Der Schauplatz von Richard Wagners „Parsifal" und der alten Gralssagen liegt unweit des „Tibidabos", des Aus-

sichtsberges von Barcelona. Aus dem allmählich ansteigenden Terrain erhebt sich plötzlich als die Krönung des felsigen Berges, scharf und unvermittelt aus den Wolken steigend, unzugänglich dem Wanderer, die steinerne, wie von Riesen erbaute Felsburg. Oben auf dem Felsen liegt ein Kloster, das noch heute von Mönchen bewohnt ist. Jedem Pilger werden, wenigstens nach dem Bädeker, drei Tage gratis im Kloster Wohn- und Schlafräume zur Verfügung gestellt. Das Kloster ist berühmt wegen seiner kostbaren schwarzen Mutter Gottes, die ein noch kostbareres Seidengewand trägt, das Millionen wert sein soll. Wie mir die Mönche, die anfangs mißtrauisch waren, weil sie uns für Franzosen hielten, dann später, als wir uns als Deutsche zu erkennen gaben, versicherten, ist man auf der Gralsburg durchaus auf seiten Deutschlands. Die deutsche Sache ist eine gerechte Sache, sagten mir die Mönche, die mit mir zusammen vor dem kostbaren Kleide der Gottesmutter standen.

Noch einen besondern Freund von uns, der aus seiner Vorliebe für Deutschland kein Hehl macht, erlebte ich in Barcelona. Es ist der ehemalige Sultan von Marokko, Muley Hafid. Es sind schlechte Zeiten für den armen Sultan gekommen. Er bewohnt ein paar Zimmer in der ersten Etage des Hotels „Imperial“, wo er Mühe hat, seine Hotelrechnung zu bezahlen. Man sieht ihn manchmal auf den Straßen in seiner arabischen Herrschertracht, von einigen Herren im Frack begleitet, dessen speckiger Glanz eine nur undeutliche Vorstellung ehemaliger Herrschermacht gibt.

Barcelona.

Da Barcelona der Hauptausgangspunkt für alle Versuche einer Ueberfahrt nach Deutschland war, hatte ich mich von Sevilla über Madrid nach Barcelona begeben. Ich merkte hier aber bald, daß eine nur einigermaßen günstige Gelegenheit ausfindig zu machen, nicht so leicht war, wie ich es mir vorgestellt hatte. Es gehörte dazu ein eigenes, längeres Studium.

Die Deutschen irrten im Frühjahr 1915, solange der Krieg mit Italien noch nicht ausgebrochen war, im Hafen von Barcelona umher wie einst Odysseus am Strande der Circe. Sehnsüchtig suchten sie nach Schiffen, die sie mitnahmen, wenn auch nur als Heizer oder Matrosen. Manche krochen in der Nacht durch das Loch der Ankertrosse hindurch in den Laderaum eines Schiffes, wurden aber schon vor der Abfahrt entdeckt und durchgeprügelt. Manche gerieten in verkehrte Schiffe und landeten in Marseille. Manche auch erstickten in den luftlosen Laderäumen und wurden tot in Genua hervorgeholt.

In den Matrosenkneipen Barcelonas saßen die Deutschen herum und beratschlagten miteinander, wie eine Gelegenheit ausfindig zu machen sei, tranken auch viel Alkohol, ließen aber ihr Ziel dabei nicht aus den Augen. Man lernte damals in Barcelona sonderbare Leute kennen. So wurde ich eines Nachts bekannt mit einem jungen Menschen mit merkwürdig breiten, ruhigen und etwas plumpen Gesichtszügen, der mir auf die Frage nach seinem Beruf bedächtig erwiderte: Elefantenjäger. Ja, er habe im Hinterlande von Kamerun Elefanten gejagt und ganz schön dabei verdient. Man müsse etwas tiefer hinein in das Hinterland von Kamerun, wo die französische Grenze sei, denn in Deutsch-Kamerun sei es

zu teuer, einen Elefanten zu schießen wegen der Jagdprämie. In Französisch-Kamerun kümmere sich dagegen kein Mensch darum. Man müsse natürlich ein paar Schwarze bei sich haben und manchmal monatelang im Busch untätig herumsitzen, aber man könne dann auch recht schön am Elfenbein verdienen.

Nicht lange darauf lernte ich einen andern Deutschen kennen, der Rhinozeros-Händler war, ein etwas unausgesprochener, aber sonst recht sympathischer Mensch. Er hatte eine Farm in Portugiesisch-Angola gehabt, wohin die Schwarzen ihm eines Tages ein lebendiges junges Rhinozeros gebracht hatten. Nach einiger Ueberlegung, was er mit dem Tiere anfangen sollte, hatte er es schließlich brieflich Hagenbeck in Hamburg zum Ankauf angeboten und von dort ein so hohes Angebot erhalten — man glaubt ja gar nicht, wie hoch bewertet in Deutschland die Rhinozerosse sind —, daß er beschloß, sich ganz auf den Rhinozeroshandel zu legen. Da war der Krieg dazwischen gekommen und es war ihm noch gelungen, mit seiner Familie nach Spanien zu flüchten.

Mit diesen beiden Männern, einigen Kaufleuten aus Tanger und Marokko und verschiedenen andern sachverständigen tätowierten Seeleuten wurde das Studium der Ueberfahrt energisch in die Hand genommen.

Nachdem der Rhinozeros-Händler vergeblich, als Kofferträger verkleidet, versucht hatte, an Bord eines Dampfers zu gelangen und der Elefantenjäger bei dem Versuche, mittels eines Bootes von der der Anlegeseite entgegengesetzten Stelle an einen Dampfer heranzukommen, ins Wasser gefallen war, beschlossen wir es eben so wie die andern zu machen und die Sache mittels eines falschen Passes in Angriff zu nehmen.

Die Deutschen hatten damals in dieser Beziehung in Barcelona schon vieles gelernt. Es war nicht schwer, mit Hilfe eines falschen Passes an Bord eines Schiffes

zu kommen, denn die betreffenden Kapitäne ließen sich nicht auf lange Nachprüfungen ein. Um so schwieriger aber war es, den Verhören der französischen Offiziere, die mit ihren Torpedobooten an die Dampfer herankamen, zu entgehen, zumal sie stets einen der elsässischen Deserteure mitbrachten, der den Deutschen als Bluthund auf die Spur gesetzt wurde und sie mit untrüglichem Instinkt herauszufinden wußte. In der ersten Zeit waren die Deutschen noch nicht gewitzigt und gaben manchmal bei den Verhören durch die Franzosen, wenn sie nach ihrem Namen gefragt wurden, ganz andere Namen an als in den Pässen standen, oder schrieben eine ganz andere Handschrift, als sie der Namenszug in dem falschen Passe zeigte. Später lernte man, alle Inschriften aus den Kleidern und Knöpfen, ja sogar aus der Uhr zu entfernen und seine ganzen Familienverhältnisse, wie sie sich aus dem falschen Paß ergaben, aus Papieren oder Geschäftsbriefen, die man „zufällig" bei sich trug, nachzuweisen. Man wußte den Namen des Präsidenten, des Bürgermeisters und noch manches andere aus seiner „Heimatstadt", denn alles das wollten die verhörenden französischen Offiziere wissen. Man durfte sich auch nicht verblüffen lassen. Hatte man standhaft geleugnet, deutsch zu verstehen, durfte man nicht darauf hereinfallen, wenn der Elsässer plötzlich sagte: „Sie können gehen" oder mit dem Kopfe schütteln, wenn er einem plötzlich sagte: „Na, Sie habe ich doch schon in Hamburg gesehen."

Je nach den Berichten der Durchgekommenen waren die verschiedenen Nationalitäten bevorzugt. Als Schweizer zu fahren, wurde unmöglich als die Franzosen Spezialisten für die Schweizer Dialekte anstellten. Als Holländer zu fahren, wurde schwierig als sie merkten, daß das Holländisch nur plattdeutsch war. Als Arzt zu fahren mit Hörrohr und ärztlichen Instrumenten, wurde unsicher, als eingehende ärztliche Prüfungen durch franzö-

sische Aerzte angestellt wurden, obgleich immerhin einige auch diese Prüfung bestanden, ohne je Medizin studiert zu haben.

Als Rumäne zu fahren, war selbst den wirklichen Rumänen durch folgenden Vorfall unmöglich geworden: Einmal befanden sich auf einem italienischen Dampfer zwei Rumänen und ein rumänisches Ehepaar, von denen nur das letztere echt war. Der französische Offizier dachte die Sache besonders schlau zu machen und spielte zunächst die beiden unechten Rumänen, einen bayerischen Studenten und einen preußischen Hauptmann gegeneinander aus. Beide kannten sich nicht und hatten sich schon vorher mißtrauisch von weitem beobachtet. Man zweifelte auch zunächst gar nicht an der Echtheit des preußischen Hauptmanns, denn er hatte schwarzes Haar und einen mächtigen Schlapphut, was ihm einen balkanmäßigen Anstrich gab. Man forderte ihn deshalb auf, den Studenten auf seine Echtheit zu prüfen. Der Hauptmann, der als Farmer in Südwest gewesen, sprach ein paar Worte der Ovambo-Sprache und sagte auf Ovambisch die ihm wohl ganz geläufigen Worte: „Schönes Mädchen, ich liebe dich". Der Erfolg war ein überraschender: Der Student geriet über diese fremdländischen Worte derart in Bestürzung, daß er erklärte: „In Gegenwart eines echten Rumänen muß ich gestehen, daß ich Deutscher bin." Der Hauptmann glaubte sich jetzt in Sicherheit. Allein der den französischen Offizier begleitende Elsässer witterte den „Boche" und veranlaßte, daß der Hauptmann auch dem rumänischen Ehepaar vorgestellt wurde. Der Hauptmann ließ sich nicht verblüffen und sprach wieder jene ovambischen Worte und merkwürdig, diese Zauberformel wirkte auch auf das Ehepaar. Das echte rumänische Ehepaar sah sich ratlos an und meinte, der Mann könne wohl ein Rumäne sein, es schiene ihnen wenigstens so. Der Elsässer ließ aber immer noch nicht nach, durch-

suchte alle Koffer und Kleider und fand schließlich in einem Kragen das Wort „Cassel" eingedruckt. Daraufhin wurde denn auch unser Hauptmann in Gefangenschaft abgeführt. Ich habe ihn später im Konzentrationslager kennen gelernt.

Durch solche und ähnliche Ereignisse nicht ohne Erfahrung, beschlossen wir also, die Sache vermittels eines falschen Passes in Angriff zu nehmen. Es war uns ein naturalisierter Spanier, ehemaliger Deutscher, bekannt, der die Anfertigung von falschen Pässen im großen Maßstabe betrieb. Er war ursprünglich Markenhändler und als solcher wohl zu diesem Geschäft besonders befähigt. Ein Paß kostete, je nach der Feinheit der Fälschung, 100 bis 500 Peseten. Als ich mit meinen Bekannten den Mann aufsuchte, kniff er beide Augen etwas zu und nahm von jedem von uns sozusagen Maß zu einem falschen Passe. Mir riet er, als Argentinier zu fahren. Er schärfte uns ein, vor allen Dingen genau die Heimatverhältnisse unsers angeblichen Heimatlandes aus Büchern zu studieren. Wir bekämen alle einen Paß, wonach wir mindestens 45 Jahre alt wären, und sollten auch durch Färbung der Haare usw. dafür Sorge tragen, daß wir entsprechend aussähen.

In der folgenden Zeit studierten wir alle eifrig aus Fremdenführern und ähnlichen Büchern unsere Rollen ein. Aber es verging damit ziemlich viel Zeit und als wir uns schließlich in unsere Rollen eingearbeitet hatten, war es aussichtslos geworden, mit falschen Pässen zu fahren, weil der Spionagedienst der Franzosen in Barcelona selbst zu gut funktionierte. Die französischen Spione kannten allmählich die Deutschen, die dort untätig herumsaßen, verfolgten sie, wenn sie aus dem Deutschen Klub kamen, und meldeten jedesmal ihre Abfahrt.

Segelboote.

Man war jetzt auf einen andern Gedanken verfallen, nämlich, das Meer in kleinen Segel- und Fischerbooten zu durchkreuzen. Wenn in diesem Falle gleichfalls die Abfahrt ausspioniert wurde, so war doch die Wahrscheinlichkeit, daß dieses kleine Schiff auf dem Meere abgefangen wurde, nicht sehr groß. Der Gedanke war ja nicht neu mehr, hatten doch schon vier Seeleute diese Fahrt von Malaga aus in einem offenen, gestohlenen Boote versucht, wobei sie freilich nach achttägigem Sturm an der nordafrikanischen Küste gelandet waren. Es war aber andererseits auch einigen andern kleinen Segelschiffen geglückt, tatsächlich auf Sizilien zu landen.

Mein Freund, der Rhinozeros-Händler, hatte bald eine Gelegenheit herausgefunden. Ein deutscher Reeder hatte ein spanisches Fischerboot in Bereitschaft, das mit allem Nötigen bereits ausgerüstet war und in einigen Tagen losfahren sollte. Es beteiligten sich bisher acht Mann, darunter tüchtige deutsche Seeleute, zwei Plätze wären noch frei; wenn ich mit wollte, sollte ich noch an demselben Tage zur letzten Beratung zu dem betreffenden Reeder kommen.

Ich war der Sache nicht abgeneigt und beschloß zusammen mit einem Freunde, dem Sohne eines Sanitätsrates aus Kiel, einzuspringen. Als wir bei dem Reeder ankamen, berührte es uns sofort sonderbar, daß man uns von den andern Landsleuten trennte und gesondert mit uns verhandelte. Man schien uns animieren zu wollen, indem man uns einen recht schönen neuen Kompaß und die Seekarte zeigte und von den großartigen Vorräten an Speck und Wein und andern schönen Dingen an Bord des Bootes erzählte. Wir sollten nur jeder

dreihundert Peseten bezahlen, dann hätten wir die herrlichste Seelustfahrt zu erwarten. Von dem Gesichtspunkte aus sahen wir die Sache denn doch nicht an, auch machte dieser Reeder, der da mit uns verhandelte, einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck. Sein Gesicht war hinter einer großen Brille mit grauen Augengläsern verborgen und es war nicht möglich, ihm auf irgend eine Weise in die Augen zu sehen. Er schien etwas zu verbergen und ich vermutete gleich, daß mit dem Boote nicht alles in Ordnung sei. In dieser Ansicht ließ ich mich auch dann nicht irre machen als nun die übrigen Seeleute ins Zimmer kamen und es sich zeigte, daß sie mit dem Reeder schon vollkommen eins waren. Sie wollten noch in dieser Nacht abfahren. Einer von ihnen erklärte, daß er das Boot gesehen habe und daß es gut imstande sei, daran könne man gar nicht zweifeln. Er mochte ja recht haben und die Leute machten auch einen recht energischen und seetüchtigen Eindruck. Andrerseits hatte ich während meines bisherigen Aufenthalts in Barcelona schon so viel gemerkt, daß diese Art Seeleute ungeheuer leichtsinnig waren und Menschenkenntnis nicht gerade ihre starke Seite. Ich erklärte deshalb meine Bereitschaft nur für den Fall, daß mir gestattet würde, das Boot vorher zu sehen und noch einen Sachverständigen mitzubringen. Ich hatte mir durch das Konsulat, das im übrigen mit der Sache nichts zu tun hatte, einen Sachverständigen verschafft, auf den ich mich verlassen konnte.

Dieser Vorschlag schien aber dem Manne mit den grauen Brillengläsern äußerst zu mißfallen. Er sagte jetzt, daß er gar kein Interesse an der Sache habe und lieber davon abstehen wollte. Er tat geradezu beleidigt und erreichte es wirklich, daß die Seeleute sich auf seine Seite schlugen und nichts von einer Untersuchung wissen wollten. Sie wären selber sachverständig genug, wir

sollten uns sofort entscheiden, ob wir fahren wollten oder nicht. Unter diesen Umständen beschloß ich, von der Fahrt abzustehen und entschied damit richtig, wie sich schon bald darauf zeigte.

Am Abend desselben Tages holte mich mein Freund, der Rhinozeros-Händler, aus meiner Fonda zu einem letzten Spaziergange ab. Die Fahrt wäre beschlossen, diese Nacht um 12 Uhr ginge es los. Er hatte sich von seinem letzten Gelde einen Sweater als einzige Ausrüstung für die große Fahrt über das Meer angeschafft. Frau und Kind hatte er, wie ich, vorher nach Deutschland hinübergeschickt und das zog ihn wohl in die Heimat. An der Columbus-Säule im Hafen nahmen wir Abschied. Das Boot lag irgendwo in einer abgelegenen Hafenecke. Einige dunkle Gestalten in der Nähe warteten schon auf ihn. Ich wünschte ihm viel Glück zur Fahrt und trug ihm Grüße für die Heimat auf.

Er hat sie nicht bestellen können, denn man hat bis heute nichts mehr von diesem Boote gehört. Nur wenige dieser Seefahrer, die damals zu Dutzenden in kleinen Fischerbooten über das Meer in die Heimat zu fahren versuchten, sind wirklich nach Italien hinübergekommen. Alle andern ruhen auf dem Grunde des Meeres. Kein Mensch spricht von ihnen, ganz wenige wissen von ihnen und doch wäre es wert, daß ihre Namen bekannt würden, denn auch sie haben ihre Pflicht getan, und nicht zum geringsten.

Ein neuer Versuch.

Wir Zurückgebliebenen ließen nicht nach und beschlossen nunmehr, den Ankauf und die Ausrüstung eines Fischerbootes selbst in die Hand zu nehmen. Wir gründeten zu diesem Zwecke, etwa 12 Mann, eine Gesellschaft, die hauptsächlich aus Schiffskapitänen und Matrosen bestand und sich den Ankauf und die Ausrüstung eines Segelschiffes zur Aufgabe machte. Nach einigem Suchen fanden wir im Hafen von Barcelona einen kleinen gedeckten „Kutter", etwa von der Größe eines Rettungsbootes. Allein der Spanier, der es verkaufen wollte, war zu umständlich. Das Boot mußte, um überhaupt aus dem Hafen herausfahren zu können, mehrfach in dem Schiffsregister umgeschrieben werden, wozu immer zwei Zeugen nötig waren. Diese Zeugen bekamen wir nie richtig zusammen, weil wir sie uns von der Straße suchen mußten und diese Kerle nie ihre Steuermatrikel in Ordnung hatten, was in Spanien Voraussetzung für die Zeugenschaft bei urkundlichen Vorgängen ist.

Wir ließen diese Sache fallen, nachdem wir inzwischen in dem kleinen Fischerdorfe Badalone, dicht bei Barcelona, eine bessere Gelegenheit ausfindig gemacht hatten. Wir konnten dort ein kleines, schmuckes Fischerboot mit beweglichen lateinischen Segeln, wie sie in jener Gegend üblich sind, für 800 Peseten kaufen. Mit dem Ankaufe des Bootes allein war es aber noch nicht getan, wir mußten es auch noch für die große Seefahrt ausrüsten. Es ist ganz unglaublich, welche Mühe es kostete, in der Hafenstadt Barcelona einen Kompaß und eine Seekarte des Mittelmeeres aufzutreiben. An den wenigen Stellen, wo solche vorhanden gewesen, waren sie kurz vorher von einer andern Bootsunternehmung

unsrer Landsleute fortgeholt worden. Man mußte sich schließlich die notwendige Seekarte fetzenweise aus größeren Karten zusammenstellen. Ebensoviel Mühe kostete es, bis wir den Proviant, Wasser, Stricke und Beile, für den Fall, daß es „Kleinholz“ auf der Fahrt gab, zusammen hatten. Sogar eine Tonne Oel wurde angeschafft, um im Falle eines Sturmes die Wellen zu beruhigen, und endlich Flaggen verschiedener Nationalität, um eventuell verfolgende Schiffe zu täuschen.

Eines Abends war die Sache glücklich soweit gediehen, daß wir uns in dem Bahnhof von Barcelona, jeder mit einem Seesack ausgerüstet, versammeln konnten, um von hier zunächst mit dem Zuge nach dem Fischerdorf Badalone zu fahren. Die Abreise mußte an Ort und Stelle wegen der französischen Spione in größter Heimlichkeit erfolgen. Leider erregten wir schon bei unsrer Ankunft in Badalone mit unsern Seesäcken und bei unserm etwas apachenmäßigen Aussehen erhebliches Aufsehen. Der Spanier, der über alles in der Welt neugierig ist, gafft Fremde schon im allgemeinen auf der Straße in der ungeniertesten Weise an. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die wenigen Leute, die auf dem Bahnhof in Badalone herumstanden, über unsern Aufzug vor Staunen und Neugier ganz außer sich waren und sich von unserm Anblick gar nicht wieder trennen konnten. Wir verstreuten uns zwar in den dunkeln Gassen des Dörfchens, um uns erst in der Nähe des Standortes unsers Bootes am Strande wieder zu treffen, aber auch hier erregten wir starkes Aufsehen. Als wir uns unserm Boote näherten, reckten sich überall aus den benachbarten Booten die dunkeln Gestalten der Fischer aus den Luken, die in ihren Booten übernachteten, um beim ersten Morgengrauen zum Fischfang auf das Meer hinauszufahren. Wir nahmen trotzdem Besitz von unserm Boote, denn es gehörte ja uns, wir

hatten es bezahlt. Das Boot machte einen stattlichen Eindruck, wie es da auf dem Strande lag. Die Kameraden beklopften es nochmals von oben bis unten, das Holz war gesund und frisch geteert. Das Boot war auch im vordern Teile gedeckt, so daß wenigstens ein paar Mann stets unter Deck zubringen konnten. Wenn der Wind günstig war, sagten die Seeleute, könnten wir in acht Tagen auf italienischem Boden sein. Wurde er ungünstig, so könnten wir eine Insel der Balearen oder Sardinien anlaufen und dort solange warten, bis das Wetter wieder günstig wurde. Ich äußerte noch Bedenken, ob das Boot auch wirklich für diese große Fahrt seetüchtig sei und nicht umkippen könnte. Man lachte mich aber aus und meinte, es könnte vielleicht bei Sturm voll Wasser schlagen, aber du lieber Gott, das könnte man ja wieder ausschöpfen. Nachdem wir noch festgestellt, daß keiner von uns Waffen bei sich trug, bereiteten wir uns zur Nachtruhe im Schiffe vor. Ich hüllte mich in meinen neuen Teermantel und Südwester und benutzte den neu angeschafften Rettungsgürtel aus großen Korkstücken, der unter Garantie drei Tage über Wasser hielt, als Kopfkissen. Beim ersten Grauen des Tages wollten wir das Boot vom Strande schieben und losfahren. Es kam aber nicht zur Abfahrt. Mitten in der Nacht wurden wir geweckt. Die Hafenpolizei war benachrichtigt worden und nahm das Schiff in Beschlag. Wir mußten uns auf dem Polizeibüro ausweisen, wurden zwar gleich wieder entlassen, es wurde uns aber verkündet, daß man die Abfahrt des Schiffes verhindern würde.

Fürs erste war die Fahrt nicht mehr möglich. Die Seeleute ließen jedoch immer noch nicht nach. Sie entwarfen neue Pläne. Das Boot sollte durch spanische Seeleute in den Hafen von Barcelona gebracht und dann von dort die Ausfahrt versucht werden. Auch das verzögerte sich aber, weil in der nächsten Zeit das

Wetter stürmisch wurde und der Wellenschlag an der Küste so stark war, daß das Boot nicht ins Meer hinabgelassen werden konnte. Nachdem dann endlich nach vielen Mühen das Boot glücklich in den Hafen von Barcelona gebracht war, wurde es von der spanischen Hafenpolizei endgültig beschlagnahmt.

Als die Sache soweit gediehen war, verlor ich allmählich das Zutrauen, zumal die Sache schon so bekannt geworden war, daß die Kellner in meinem Hotel sich davon erzählten.

In dieser schwierigen Lage wandte man sich wieder an den Briefmarkenhändler Müller, der die falschen Pässe besorgte, und dieser versprach Hilfe. Das Boot müsse gestohlen werden. Zugleich aber nahm er mich beiseite und riet mir von der Fahrt ab. Er habe eine andere „goldsichere" Sache, wenn ich noch 300 Peseten hätte, könnte ich mich daran beteiligen. Es handle sich um ein kleines Segelfrachtschiff, das zurzeit im Hafen von Barcelona liege und mit einer Tierknochen-Ladung schon in den nächsten Tage nach einem italienischen Hafen fahren wolle. Ich überlegte kurz, die Sache mit unserm Fischerboote erschien mir damals wenig aussichtsvoll. Müller hatte recht, es war zu bekannt geworden. Es kam ja nicht darauf an, eine abenteuerliche Seereise zu unternehmen, sondern wieder nach Deutschland zurückzukehren. Ich versprach deshalb Müller, ihn an einem der nächsten Tage zu besuchen, um die Fahrt auf dem Knochenschiffe fest zu verabreden.

Diesmal entschied ich falsch. Schon einige Tage später fuhren die andern mit dem Segelboote ab und kamen auch glücklich aus dem Hafen von Barcelona heraus. Ein Sturm warf sie an die Küste von Marlorca, wo sie die Bevölkerung mit Begeisterung aufnahm. Nach Ausbesserung kleiner Schäden am Boote wurde die Weiterfahrt angetreten, die sie bis in den Hafen von

Palermo brachte und weiter bis an das italienische Festland. Sie hatten allerlei Abenteuer zu bestehen, wurden mehrmals für Schmuggler gehalten und hatten auch zweimal im Mittelmeer eine Begegnung mit Walfischen, die sonst im Mittelmeere sehr selten sind, kamen aber wohlbehalten schließlich in Deutschland an. In einer Stuttgarter Zeitung war im Frühjahr 1915 ein Bericht dieser Segelfahrt zu lesen.

Beim Briefmarkenhändler.

An einem der nächsten Tage begab ich mich hinaus in die Villa des Briefmarkenhändlers Müller, der sich meiner nun schon mehrfach angenommen, um die, wie er sagte, „goldsichere Sache" mit dem Knochenschiffe festzumachen. Das Briefmarkengeschäft des Herrn schien allerlei abzuwerfen; denn Herr Müller wohnte in einer schönen, von Palmen überragten Villa am Rande der Großstadt Barcelona. Er empfing mich zunächst allein in einem ziemlich wohlhabend, aber geschmacklos eingerichteten Salon. Er war ein kleines Männchen mit kahlem Kopf und spitzem Ziegenbart in dem roten gesunden Gesicht. Ich wußte schon, daß er, von Geburt Deutscher, sich vor einer Reihe von Jahren in Spanien hatte naturalisieren lassen. Er war aber, wie er selbst sagte, im Herzen Deutscher geblieben. Er habe sich früher nie um die Deutschen in Barcelona gekümmert, werde auch später wieder verschwinden, wie er gekommen, nur jetzt in den Stunden der Not sei er da und helfe den Deutschen, die wieder in ihr Vaterland wollten. Er unterhalte einen ganzen Stab von Leuten, die Gelegenheiten zur Ueberfahrt ausfindig machten, und habe schon manchem zur

Ueberfahrt verholfen. Ich weiß es nicht, woran es lag, aber ich bin diesem Manne gegenüber nie ein gewisses Mißtrauen los geworden, obgleich er äußerlich nur den Eindruck eines freundlichen, hilfsbereiten alten Herrn machte. Ich kann ihm nichts Bestimmtes nachweisen, aber wir alle, die wir durch seine Vermittlung die Ueberreise versuchten und uns später im Konzentrationslager wieder zusammenfanden, hatten das gleiche Mißtrauen gegen den Briefmarkenhändler.

Ich fand die andern Segelfahrtgenossen bereits im Nebenzimmer versammelt. Es waren außer dem italienischen Kapitän noch acht Deutsche, eine recht gemischte Gesellschaft. Zwei oder drei schienen gebildete Leute zu sein, einige dagegen offenbar bedenkliche Gestalten. Herr Müller ließ Wein einschenken und das Wort hatte der italienische Kapitän von dem „goldsicheren" Knochenschiff. Dieser Mann machte fraglos einen sympathischen, zuverlässigen Eindruck. In seiner braunen Samtjacke, eine Locke à la Napoleon in der Stirn, legte er seinen Plan sachgemäß dar. Sein kleines Segelschiff lag mit Tierknochen beladen im Hafen und wollte in einigen Tagen losfahren. Er wollte von Marseille an dicht an der Küste entlang fahren, hinter den französischen Wachtschiffen her, deren Stand er genau kannte. Man würde uns so für ein französisches oder italienisches Fischerboot halten und uns keine Beachtung schenken. Schon im Oktober 1914 hätte er ein paar Deutsche auf seinem Schiff hinübergebracht. Sie hätten damals wegen Sturm einen kleinen französischen Hafen anlaufen müssen, woselbst er mit den Deutschen sogar an Land gegangen wäre, um in einem kleinen Café zu speisen; kein Mensch hätte sich damals um sie gekümmert. Wenn die Franzosen schließlich doch an Bord kämen, so gäbe es außerdem vorn im Schiffe eine Stelle, wo wir unter den Knochen versteckt vor jeder Entdeckung sicher seien. „Was

macht der Mann für einen Eindruck auf Sie?" fragte mich leise der Briefmarkenhändler. Ich hätte ihm am liebsten gesagt, wenn wir nur zu ihm selber das gleiche Vertrauen hätten wie zu dem Kapitän, erscheine uns die Sache vollkommen sicher. Es wurde dann weiter noch verabredet, daß Wein und Apfelsinen an Bord genommen werden sollten und unnötiges Gepäck vermieden werden müßte. Höchstens ein kleiner Seesack dürfte mitgenommen werden, damit die Abreise nicht auffiele.

Müller war auch dafür, daß wir nicht in dem Hafen das Schiff besteigen, sondern gemeinsam mit ihm eine kleine Segelfahrt unternehmen sollten, auf welcher wir dann das Schiff außerhalb des Hafens auf hoher See treffen wollten.

Der Kostenpunkt betrug 300 Peseten pro Mann, wovon 50 Pesetas die Matrosen des Kapitäns nach erfolgreicher Ankunft in Italien erhalten sollten. Müller sorgte für alles. Er erbot sich auch, unser Gepäck bei sich in Verwahrung zu nehmen. Es war in seinem Hause schon mancherlei in Verwahrung. Da lag ein großer Wolfshund im Hausflur, der von einem norwegischen Schiffe stammte und von seinem Herrn, einem Deutschen, hier zurückgelassen war. Im Zimmer nebenan schaukelte ein Papagei und sprang ein kleiner Affe herum, den Seeleute aus Südamerika hatten zurücklassen müssen. Wie Müller uns selbst sagte, hatte er in seinem Hause bereits eine ganze Sammlung zurückgelassener Gegenstände: Karabiner, Revolver, Kisten und Koffer, auch Schmucksachen und andere Wertgegenstände. Wir könnten alles Wertvolle gleichfalls bei ihm zurücklassen. Die Sachen seien da gut aufgehoben.

Einzig bedenklich erschien mir in diesem Moment nur einer der Teilnehmer, der offenbar an Tropenkoller litt. Mit glühenden, rotfunkelnden Augen und von Fieber geröteten Wangen entwickelte er immer wieder, wie

er seinen Karabiner mit an Bord nehmen wollte, um mit diesem den Angriff der französischen Torpedoboote abzuschlagen. Er war offenbar nicht ganz normal, aber der Briefmarkenhändler meinte, er würde auch das in Ordnung bringen, die Sache sei jetzt fest, wer zurücktrete, müsse die 300 Pesetas trotzdem zahlen. Er begleitete uns bis zum Hause hinaus, an den verlassenen Koffern und Kisten vorbei mit dem Wolfshunde und dem Affen, umarmte den einen oder andern, kniff auch einzelne in die Backen und schien sehr vergnügter Stimmung.

Die Abfahrt.

Noch einmal ging ich die Rambla hinunter im Lichterschein der Läden durch die dichtgedrängte Menschenmenge, wo wie immer um diese Zeit der „Liberal" und die andern Zeitungen ausgeschrien wurden, vorbei an der Großen Oper von Barcelona, wo man damals „Tosca" spielte, vorbei an der „Buena Sombra", wo ich manches Mal den spanischen Tänzerinnen und Sängerinnen zugeschaut, vorbei an der Matrosenkneipe „Ambos Mundos", wo wir manche Nacht gesessen und ich mir manchen falschen Duro eingewechselt hatte, vorbei an dem Hotel Imperial, wo ich anfangs gewohnt und unser Freund Muley Hafid, der Exsultan von Marokko, manchmal hinter den Gardinen beim Schachspiel zu sehen war, hinunter zur Säule des Columbus, die als Wahrzeichen den Hafen Barcelonas überragt. Dort, wo die Lichter schon dunkler werden und in den Torbögen der Hafenschuppen die Aermsten der Armen familienweise auf den steinernen Treppen in kleinern und größern Säcken, deren lebenden Inhalt man nur an einer gelegentlichen

Bewegung erkannte, dalagen und auf das erste Morgengrauen warteten; immer weiter hinaus bis zum äußersten Hafenkai, wo die deutschen Schiffe schon seit langem untätig lagen. Dort wollten wir uns diesen Abend treffen, um gemeinsam die Nacht in den Kabinen eines deutschen Schiffes zu verbringen und dann am nächsten Morgen die Seefahrt in aller Frühe antreten zu können. Im Schatten des Hafenkais wartete schon ein Boot des Dampfers, das mich rasch zum Schiff hinüberbrachte, wo alle bereits vollzählig versammelt waren. Es fehlte nur der Mann mit dem Tropenkoller, Gott sei Dank, es war schon besser so.

Das einzige, was einen Moment unsere gute Stimmung störte, war der Umstand, daß einer der Fahrtgenossen, der Schiffszimmermann, der nicht gerade der hellste Kopf war, noch kurz bevor er aufs Schiff kam, im deutschen Klub eine Bekanntschaft gemacht hatte mit einer Persönlichkeit, vor der wir von maßgebender Seite gewarnt waren. Diese betreffende Person hatte unsern Schiffszimmermann sehr eingehend nach Fahrt und Fahrtgenossen ausgefragt und ihn zum Schluß dahin begleitet, wo uns das Boot zum Dampfer abgeholt hatte.

Die Nacht in der Kabine ging schnell vorüber. Schon im ersten Morgengrauen standen wir auf dem Deck des Dampfers und schauten nach unserm Segelschiff aus. Es war ein wunderschöner, leider absolut windstiller Morgen. In den farbigen Dunst des ersten Nebels vor Tagesanbruch ragten die Segel und Schornsteine der Schiffe hinein, die unabsehbar aneinander gereiht den Horizont nach dieser Seite verhüllten. Zur andern Seite lag das Meer, dessen Fluten selten klar, fast unbewegt dalagen. Jetzt sahen wir auch zum ersten Male unsern Segler. Er wurde von einem Ruderboote, in dem zwei Mann arbeiteten, ziemlich dicht an uns vorbei langsam zum Hafen hinausgerudert. Das Schiff, das nach Schätzung der

Seeleute ungefähr 50—75 Tonnen hatte, machte äußerlich einen recht schmucken Eindruck in der frischen grünen Farbe, mit der es für diese Fahrt der Unkenntlichkeit halber angestrichen war. Die Segel an den drei Masten waren alle gehißt, hingen aber schlaff herab, weil sich im Hafen auch nicht das geringste Lüftchen rührte.

Während wir noch unserm Schiffe nachschauen, kommt unten an der Anlegestelle des Dampfers schon Müller mit seinem Boote und zwei spanischen Schiffern angefahren. Es ist soweit, wir können unsere Segelfahrt antreten. Das Boot, mit dem uns Müller abholt, ist sehr klein und liegt bis fast an den Rand im Wasser. Aber das Meer ist spiegelglatt und das Boot schaukelt kaum. Wir kommen bald zum Hafen hinaus und sehen schon in nächster Nähe unser „Knochenschiff".

Unterwegs erleben wir noch eine kleine Erpressung. Damit alles klappt, wenn wir an das Schiff herankommen, wollen wir die spanischen Schiffer gleich ablohnen und fragen sie, was sie zu bekommen hätten. Die Leute lachen, zucken mit den Achseln und tun schamhaft. Nach langem Drängen meint einer plötzlich, hundert Peseten wäre das mindeste was sie zu bekommen hätten. Diese Summe stand natürlich in gar keinem Verhältnis zur Leistung. Die Leute vermieteten sonst ihr Boot für ein paar Peseten die Stunde und hatten uns höchstens erst eine Stunde gerudert. Sie wußten aber genau, daß wir mit dem Schiff da draußen nach Deutschland fahren wollten und uns viel daran lag, daß die Sache geheim blieb. Da meinten sie, es schon riskieren zu können. Wir waren wütend, es blieb uns aber gar nichts anderes übrig als zu verhandeln und uns schließlich auf 80 Peseten zu einigen.

Inzwischen sind wir an das Schiff herangekommen, klettern rasch an einer kleinen Strickleiter hoch, unsere

Seesäcke werden nachgezogen, auch Müller ist nachgeklettert, drückt allen noch einmal zum Abschied die Hand, dann wird das Schiff unter Wind gebracht, denn hier auf dem Meere weht plötzlich eine leichte Brise; die Segel blähen sich und vorwärts geht es in das Mittelländische Meer, quer durch den Golf von Lyon.

Auf dem „Knochenschiff."



Wir haben Muße, uns das Schiff näher anzusehen. Von außen sah es ganz schön aus, von innen aber sehen wir, daß es ein recht alter, mürber Kasten ist, der wohl nicht mehr viele Seefahrten aushält. Das Schiff hat einen einheitlichen, zusammenhängenden untern Laderaum, der vollgepfropft mit alten Säcken ist, die Tierknochen enthalten. Am Steuer befindet sich ein klei-

ner Aufbau, der die Kajüte des Kapitäns enthält, die so groß ist, daß darin gerade Platz für ein Bett ist und einen kleinen Tisch am Fußende des Bettes, auf dem die Seekarte und der Meßzirkel liegen. In der Mitte des Schiffes befindet sich noch ein etwas größerer Aufbau, der die Kojen der Matrosen enthält. Der vordere Teil ist etwas höher gebaut als der hintere und hier liegen auch oberhalb des Deckes eine Menge der Knochensäcke, vermengt mit Stricken, Takelage und Segeltuchstücken. Am Mast angebunden liegen auf Deck noch zwei kleine winzige Boote, in denen vielleicht je drei Mann Platz haben. Sie sind wohl weniger dazu bestimmt, zur Rettung aus Seenot zu dienen, als vielmehr vom Schiffe damit an Land zu fahren.

Die Zeit auf einem Segelschiff vergeht schneller als auf einem Dampfer. Auf einem Dampfer setzt man doch nur, je nach dem Luxus, der an Bord angesammelt ist, mehr oder weniger das Leben fort, das man vorher auf dem festen Lande geführt. Ganz anders auf diesem primitiven Segelschiffe, das wie ein Tier des Meeres erscheint und sich fügsam Wind und Wellen unterordnet und nicht mit eigenen Kräften gegen das Meer anstampft. Sind die Schwankungen auch stärker als auf einem Dampfer, werden sie doch viel angenehmer empfunden und Seekrankheit ist nicht so leicht zu befürchten.

Wir betrachteten das Schiff ungefähr als unser eigen. Unsere deutschen Seeleute klettern an den Masten hoch, bedienen die Segel, führen auch manchmal das Steuer und lehren uns die Seekarte verstehen und den Ort auf der Karte zu bestimmen. Schon nach kurzer Zeit scheint uns auf der Seekarte das schwarz eingezeichnete feste Land als finstere unwegsame Wüste und wir erkennen langsam, daß das Meer feste Straßen und Punkte hat, die bestimmter und unfehlbarer erscheinen als Wege auf dem festen Lande.

Die Kameraden liegen behaglich auf den alten Knochensäcken, lassen sich die schon recht heiße Aprilsonne auf den Leib scheinen, während die Küste Spaniens mehr und mehr den Augen entschwindet.

Eine merkwürdige Gesellschaft hatte sich auf dem Knochenschiff zusammengefunden.

Da ist der Schiffsoffizier Strippe, der wie ein Papagei sprechen und wie ein Neger lachen und tanzen kann. Flensburger Junge, ist er schon so lange auf amerikanischen Schiffen gefahren, daß er deutsch mit einem amerikanischen Akzent spricht. Der Konsul in Cadiz hat ihm nicht glauben wollen, daß er Deutscher ist. Sein energisches, scharfgeschnittenes Gesicht ist entstellt durch eine schiefe Nase, die man ihm in einem Apachenviertel Newyorks entzweigeschlagen. Er hat sie selbst wieder zurechtgeschoben und weiter nicht darauf geachtet, aber sie ist schief geblieben. Er spricht wenig, wenn er aber einmal angefangen, spinnt er auch ein richtiges Seemannsgarn, das nicht wieder aufhört, wobei er jenen schwerfälligen listigen Humor entwickelt, der den Schiffsleuten an der norddeutschen Wasserkante eigen ist. Er trägt eine schwere Sorge mit sich herum. Er hat von Barcelona bei der Abfahrt seinen Koffer an seine Braut in Amerika geschickt und erst nachträglich ist ihm eingefallen, was alles in diesem Koffer enthalten war.

Da ist weiter der Prokurist aus Columbien, der auch in den Urwäldern Columbiens unter den dortigen halbwilden Indianern Wert darauf gelegt hat, feste Hemden und saubere Wäsche zu tragen und der von verlassenen Stätten und Maschinen im Werte von vielen Millionen zu erzählen weiß, die die Schlinggewächse des Urwaldes umranken, sei es, daß die Silberminen nicht mehr ergiebig sind, sei es, daß es an menschlichen Arbeitskräften gefehlt hat. Auch von alten Indianergräbern weiß er mancherlei, in denen zwar heute keine

Schätze mehr zu finden, aber in deren gewundenen, geheimnisvoll angelegten Gängen man doch auch heute noch hin und wieder eine goldene Nadel oder eine goldene Armspange findet.

Unangenehm aufgefallen war uns schon zu Anfang, damals als er in Barcelona sich noch im letzten Augenblick, wenn auch unwissend, mit einem Spione eingelassen, der Schiffszimmermann Meyer. Er zeichnet sich durch eine ungeheure Trägheit aus. Zu seiner Entschuldigung muß gesagt werden, daß das die Zimmerleute auf Schiffen so an sich haben sollen. Unter Seeleuten sagt man, daß ein Tropfen Zimmermannsschweiß mit einem Goldstück nicht zu teuer bezahlt sei. Er pflegt immer da herumzustehen, wo er gerade im Wege ist, sprechen tut er nie. Es würde ja auch Anstrengung kosten, den Mund aufzutun.

Mit plumpen, bärenartigen Bewegungen taumelt der Vollmatrose Buller über das Schiff, indem er jedem mit wenig Grazie, aber mit um so mehr Gutmütigkeit seine plumpe Pranke auf die Schulter schlägt. Er ist als Schiffsjunge von Hause fortgegangen und hat lange Jahre als Cowboy im australischen Busch gelebt. Auf dem Schiffe sitzt er meistens immer oben im Maste, wenn er sich nicht gerade mit dem Schiffsoffizier Strippe herumstreitet, dessen Autorität er nicht so recht anerkennen will.

Außer einem jungen Menschen, der lebhaft an den christlichen Jünglingsverein erinnert und starken Anstoß an den etwas saftigen Reden der Seeleute nimmt, befinden sich dann noch ein Schiffswäscher, d. h. ein Seemann, der als Wäscher auf Schiffen fährt, und „Kamerad Pump“ an Bord. Dieser letztere ist die sonderbarste der noch menschlichen Erscheinungen, die ich jemals gesehen. Wenn wir ihn sehen, müssen wir immer die Köpfe schütteln und den Ausspruch Strippes wiederholen: „Aus den tiefsten Urwäldern Brasiliens“; denn er hat eine erschreckende

Aehnlichkeit mit einem Gorilla. Affenartig sind die tiefherabhängenden Arme, die krummen kurzen Beine und die mandrillartig geformte, nach außen gerundete Mundpartie. Sein Verstand bewegt sich auf der denkbar tiefsten Stufe, dabei ist er bösartig und von einer fabelhaften Willensenergie, die er freilich immer am verkehrten Platze anwendet. Er erzählt ständig von einer Geschichte, wie man ihn in Bilbao um seine Sachen betrogen, die er von Hamburg mitgenommen, um sie in Spanien zu verkaufen. Seine Hauptausrüstung, die er stets von einer Stelle auf eine andere trägt, besteht in einem rotkarierten Bett, dessen Tuch die Initialen einer Hamburger Hotelfirma zeigen.

Die Fahrt auf dem Mittelmeer dauerte insgesamt acht bis neun Tage und Nächte, sie erscheint mir aber in der Erinnerung wie ein einziger zusammenhängender Tag, so wenig wüßte ich zu sagen, was an den einzelnen Tagen geschah. Nur einiger weniger Ereignisse weiß ich mich noch zu erinnern.

Einmal kam dicht hinter dem Golf von Rosas ein anderes Segelschiff in unsere Nähe und schien irgend etwas von uns zu wollen. Der Kapitän erklärte uns im letzten Augenblick, er bekäme Besuch von dem Kapitän des andern Schiffes, wir müßten während dieser Zeit verborgen bleiben. Der Freund kam denn auch bald in einem Boote herangerudert und nahm von unserm Schiffe einige Ballen mit an Bord. Wir mußten während dieser Zeit eingepfercht in der Kajüte bleiben. Es wurde sicherlich Tabak geschmuggelt. Unser Kapitän mit der Samtjacke und der Napoleonslocke war eben ein weitschauender Mann. War diese Fahrt doch auch nur eine Probefahrt. Wenn sie glückte, wollte er auf seinem Schiffe 50 Mann auf einmal hinüber bringen und dabei hoffte er soviel zu verdienen, daß er sich in seinem Heimatdorfe zur Ruhe setzen konnte.

Ein anderes Mal begegneten uns lange Züge von Schweinsfischen, auch Delphine genannt, auf die die Seeleute Jagd machen wollten. Der Kapitän, der das Leben von der praktischen Seite ansah, meinte mit freilich etwas bedenklichem Gesicht, man könnte vielleicht ein Mittagessen erjagen. Die kleinen Boote wurden ausgesetzt und mit erhobener Harpune, vorn im Boote stehend, erwartete einer der italienischen Seeleute das Herankommen der Schweinsfische. Gott sei Dank traf er daneben und das Mittagessen blieb uns erspart, diese Delphine sollen ungefähr wie alte Ledersohlen mit Wagenschmiere schmecken.

Besonders lebhaft erinnere ich mich jenes Morgens, wo wir beim Aufstehen das ganze Schiff mit Zugvögeln, Schwalben, Zeisigen, Meisen, Dompfaffen und noch vielen andern Vogelarten bedeckt fanden. Ueberall saßen sie in den Ecken und Luken des Schiffes, auf den Masten und Segelstangen. War es die Erschöpfung dicht vor der nahen Küste, oder lockten sie die vielen Fliegen, Würmer und Ameisen, die zwischen den Tierknochen herumwimmelten? Die Vögel waren jedenfalls so erschöpft, daß sie kaum aufflogen, wenn man mit der Hand nach ihnen griff. Die Italiener machten sich das zunutze und fingen sie scharenweise mit der Mütze, knüpften sie dann mit den Beinen an die Schnüre des Segeltuches, um sie später zum Mittagessen zu braten. Wir schnitten einige der sich langsam zu Tode flatternden Singvögel wieder ab und ließen sie fliegen, mußten aber schließlich die Italiener gewähren lassen, weil sie uns das übel nahmen und wir es nicht mit ihnen verderben durften.

Viele bunte kleine Vögel
Schwirr'n ermattet um das Schiff,
Schwalben ziehen um die Segel,
Aus dem Mast tönt Meisenpfiff.

In den Luken, auf den Raen
Kleine grüne, rote Brüste,
Voller Sehnsucht zu der Küste,
Der schon deutlich sichtbar nahen.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Arme kleine, bunte Sänger,
Die ihr auch nach Deutschland zieht,
Daß euch nicht der Atem länger,
Zum Verderben euch geriet.

Und ich seh mit bangen Sorgen
Schlechte Vorbedeutung drin,
Schwalbentod am frühen Morgen
Will mir nicht mehr aus dem Sinn.

Hatte so eine verbotene Segelfahrt auf dem Mittelmeer ihre besondern Reize, so gab es auch allerlei üble Zugaben. Vor allem der scheußliche Geruch der Tierknochen, der trotz der frischen Seebrise und trotz mehrerer Flaschen Kölnisch Wasser, die wir ausgossen, immer wieder siegreich durchdrang. Dazu das Gewimmel der Ameisen, Fliegen und Maden, die sich in den alten Tierknochen recht wohl fühlten. Auch die Toilette war eine recht primitive Einrichtung; denn es war nicht so leicht, beim Schwanken des Schiffes auf einer Seitenwand zu sitzen und sich an den Segeltauen anzuklammern. Das mußte alles gelernt werden. Später lernten wir sogar nach echter Seemannsart vorn am Bug des Schiffes an eisernen Krampen bis zum Wasser hinabzusteigen, wo das Meer gleich für Wasserspülung sorgte. Waschwasser gab es auf dem Schiffe nicht. Auf den Gedanken, solches mitzunehmen, war der Kapitän gar nicht gekommen. Vor dem Gebrauch des Seewassers aber warnten uns die Seeleute, weil es die Haut abschält.

Mit schweren Bedenken sahen wir auch die angehäuften Maccaroni. Das waren auf die Dauer keine erfreulichen Aussichten. Vorläufig aber hatten wir jeder in unserm Seesack noch ganz schöne Vorräte. Der Kaffee, den die Italener machten, war trinkbar und dann hatten wir ja auch noch den gelben spanischen Wein und die zinnoberroten Orangen, die wir vorsorglich in größern Mengen mitgenommen hatten.

Inzwischen waren wir so ziemlich durch den Golf von Lyon hindurch und auf die Höhe von Marseille gekommen. Der Wind, der bisher immer günstig gewesen war, begann hier abzuflauen und wehte dann aus entgegengesetzter Richtung, und zwar mit immer zunehmender Stärke. Wir mußten gegen den Wind aufkreuzen und kamen dabei kaum noch vorwärts. Der Kapitän wurde etwas bedenklich und meinte, es wäre vielleicht besser, wenn wir nach Sardinien hinunter führen. Er stellte uns anheim, den Kurs zu ändern. Da er aber glaubte, auch bei diesem Winde in etwa 3 bis 4 Tagen nach St. Remo aufkreuzen zu können, beschlossen wir, den alten Kurs einzuhalten und in der Richtung Toulon weiterzusegeln.

Der Seegang wurde immer heftiger. Manchmal spritzte eine Welle über das Schiff, an dessen Bord wir uns nur noch stoßweise, Schritt für Schritt an die Schiffswände anklammernd, fortbewegen konnten. Wir kamen allmählich dem Lande immer näher und mußten Sorge dafür tragen, daß man uns von dort aus nicht sah. Waren wir doch zeitweise der Küste so nahe, daß wir die Franzosen am Strande Kaffee kochen sehen und die einzelnen Gestalten unterscheiden konnten.

Wir liegen deshalb alle hinter der Schiffswand und strecken nur vorsichtig hin und wieder unsere Köpfe empor. Nur Pump und der Schiffszimmermann stellen sich unvorsichtig in ihrer vollen Größe auf die Knochensäcke und

schauen sich die Küste an. Der Kapitän weist sie vom Schiff hinunter, aber sie folgen nicht. „Wir sehen doch aus wie Spanier," sagt Pump in seinem blauen Sweater und dem eingebeulten steifen Hut. Ich kann mich nicht enthalten, zu sagen: „wie ein Schafskopf sehen Sie aus", was er mit einer Art Knurren und Zähneblecken beantwortet. Vielleicht habe ich in diesem Moment den Grund zu der tödlichen Feindschaft gelegt, die er später im Konzentrationslager stets gegen mich an den Tag legte.

Der Wind ist immer noch heftiger geworden und das Schiff fängt an zu treiben. Wir sind dicht vor dem Hafen von Toulon und fahren eigentlich immer in den Hafen hinein und wieder hinaus. Der Kapitän ist selbst erstaunt, daß niemand von uns Notiz nimmt. Er murmelt etwas von betrunkenen Franzosen und schlechtem Wachtdienst, scheint aber in großer Sorge zu sein, denn seitdem wir Gegenwind haben, hat er sich nicht mehr zu Bett gelegt und ist nicht mehr vom Steuer fortgegangen. Wir haben volles Vertrauen zu ihm.

Nach ungefähr insgesamt acht Tagen befanden wir uns eines Nachts schließlich doch soweit, daß wir zwischen dem Festlande und den Inseln von Hyères segelten.

Noch steht mir jene Nacht lebhaft im Gedächtnis. Das Meer war etwas weniger bewegt als in den letzten Tagen und leuchtete in nächster Nähe des Schiffes phosphoreszierend. Lautlos und sammetweich war die Nacht an der provenzalischen Küste. Der volle Mond, der pünktlich, wie erwartet, um ½12 Uhr aufgegangen, warf jenen berühmten Glitzerstreifen, den die Maler so oft mißbrauchen und der dennoch immer wieder in der Wirklichkeit ergreifend wirkt. Bis zum Aufgange des Mondes hatten wir in der Luke unter den Knochensäcken gesessen, wo ein Versteck schon seit mehreren Tagen vorbereitet war. Denn in der Dunkelheit konnte uns ein Torpedoboot leicht überraschen, während wir jetzt, wo der

Mond leuchtete, weit übers Meer sehen konnten bis zur Küste, wo die sich drehenden Wachtfeuer in der Dunkelheit gleich roten und grünen Riesenaugen leuchteten und gleich mächtigen Girlandenständern die goldenen Perlenkränze der Städte und Dörfer verbanden. Manchmal auch wenn wir gegen die Insel kreuzten, tauchte über dem Bug des Schiffes das feuerrote Fenster eines Hauses auf, in das wir geradezu hineinzufahren schienen. Schon mehrfach hatten wir während der letzten Minuten einen Schimmer am Horizont gesehen, ohne aber zunächst Notiz davon zu nehmen. Jetzt aber wußten wir plötzlich, was es gewesen war. An der Küste arbeitete ein Scheinwerfer, der das Meer nach Schiffen absuchte und uns immer näher und näher kam. Plötzlich ist er ganz in unsrer Nähe, huscht schnell über uns hinweg und entfernt sich immer weiter, bis er nur noch wie ein Strich auf dem Meere erscheint. Er kommt aber wieder zurück, noch drei-, viermal, bis er endlich auf dem Schiffe stehen bleibt. Peinlicher Moment, so hell beleuchtet zu werden.

Wir segeln längsseits der Provence
In sammetweicher, dunkler Nacht,
In goldner Perlen Lichterkranze,
Das Leben ferner Städte wacht.

Gleich grünen, roten Riesenaugen,
Die seltsam blinzeln und verschwinden,
Die Feuerreih'n die Küste binden
Und leuchtend sich ins Dunkle saugen.

Doch über allem kreist ein Feuer,
Das blendend weiß und ungeheuer
Des Mondes Silber überstrahlt
Und Diamantenstreifen malt.

— — — — — — — — — —

Jetzt sieht der Mann dort auf dem Turme,
Der sich das Riesenaug entlehnt,
Ein schwarzes Etwas, gleich dem Wurme,
Das sich in Sicherheit gewähnt.

Weiß der Teufel, wer uns da jetzt vor seiner Linse hat und in wessen Gehirn sich der Anblick unsers Schiffes widerspiegelt. Sollten sie uns wirklich jetzt erst entdeckt haben. Strippe meint, man müßte unser Schiff längst am Tage gesehen haben. Dasselbe meinte der Kapitän, und nach der ersten Aufregung beruhigen wir uns wieder ziemlich schnell, bleiben aber doch unbeweglich an unserm Platze sitzen, denn die große Anzahl der Seeleute an Bord konnte auffallen. Es war ja an sich gar nicht unsere Absicht gewesen, ungesehen an der Küste vorbeizufahren; sie konnten ja ruhig an Bord kommen, in unserm Versteck in den Knochen würden sie uns niemals finden.

Ueber eine Stunde wohl stand der Scheinwerfer auf unserm Schiffe still. Dann muß es den Beobachtern wohl auch langweilig geworden sein. Wir stellten wie gewöhnlich einen Mann vorn im Schiff als Wache aus, dann zogen wir uns alle in die Kojen zurück und ich selber ging in die sogenannte Kapitänskajüte, die mir der Kapitän freundlichst abgetreten hatte, und ließ mich auf der ganz bequemen Sprungmatratze von den Wellen ruhig in den Schlaf wiegen.

Gefangen.

Es ist 5 Uhr morgens. Ich liege in meinem Anzuge und Mantel auf der Sprungfedermatratze in der „Kajüte", da kommt einer der italienischen Seeleute gelaufen, ich müßte schnell hinüber in die Luke, es käme ein Torpedoboot. Einen Augenblick überlegte ich. Sollte ich mich von den andern trennen und einfach unter das Bett kriechen oder mich schnell als italienischer Schiffer verkleiden. Sie würden aber wohl jeden der italienischen Matrosen einzeln nach seinen Papieren fragen. Odysseus hatte es seinerzeit einfacher gehabt. Da wurde noch nicht alles registriert und man fragte die Leute nicht auf hoher See nach ihren Papieren. Also rasch vorn in die Luke.

Alles war schon zurechtgelegt und nachdem ich hineingekrochen, wurden unter dem Loch die Säcke so aufgestellt, daß, wenn man die Luke öffnete, nur die Säcke zu sehen waren. Dann wurde die Luke geschlossen und oben drauf legten die Italiener Stricke, Ankerketten und andere Geräte, so daß man von oben die Luke überhaupt nicht bemerken konnte.

Wir befinden uns jetzt vollkommen im Dunkeln. Der Raum ist gerade so hoch, daß wir sitzen können. Etwas Luft, aber nur wenig, kommt durch das Loch der Ankerkette. Nach einiger Zeit ist oben an Bord Bewegung. Kommandoworte ertönen und die Italiener laufen über uns hin und her. Noch ein paar Minuten, dann wird die Luke wieder aufgemacht und der Kapitän ruft sichtlich erleichtert: „El peligro es passato" (die Gefahr ist vorüber). Was war geschehen? Das Torpedoboot war herangekommen, war langsam um uns herumgefahren und hatte die Flagge verlangt. Der Kapitän hatte unter schweren Anstrengungen seiner Matrosen den italienischen

Wimpel in die Höhe gebracht und das Torpedoboot war beruhigt wieder von dannen gefahren. Wir waren durch, das war klar. Jetzt wurden wir sicherlich nicht mehr angehalten.

Jeder einzelne spann Zukunftspläne, was er in der Heimat beginnen wollte. Strippe und der Cowboy wollten sich auf Unterseebooten betätigen, der Prokurist war Vizefeldwebel in einem Jägerregiment und wollte schon in vier Wochen Offizier sein und der Mensch aus dem christlichen Jünglingsverein sah sich schon im Schützengraben. Vor allem aber wollten wir noch in San Remo eine kleine Abschiedsfeier veranstalten, die dem Ganzen einen würdigen Abschluß geben sollte. Plötzlich im schönsten Plänemachen kam ein Matrose gelaufen, es käme wieder ein Torpedoboot. Der sachverständige Strippe sah aus der Luke heraus, richtig, da kam wieder so ein Ding mit den dreieckig zulaufenden drahtlosen Telegraphenstangen, die so dicht auf dem Meere liegen, daß sie unmittelbar aus dem Wasser aufzusteigen scheinen. Rasch wird die Luke wieder zugemacht, die Taue und Ketten werden wieder oben aufgelegt und wieder sitzen wir im Dunkeln.

Diesmal dauert es länger. Sie scheinen an Bord zu wollen. Richtig, sie sind schon drauf und unterhandeln mit unserm Kapitän. Er scheint standhaft zu leugnen und sie fangen an, das Schiff zu untersuchen. Am entgegengesetzten Ende wird angefangen und am Klopfen hört man, daß sie sogar die oberen Bohlen abnehmen, um direkt in den untern Raum zu schauen. Atemlose Sekunden, Minuten oder Stunden, ich weiß es nicht — plötzlich sind sie an unserm Versteck, die Ketten rasseln oben beim Abnehmen von der Luke und dann wird diese geöffnet und wir fühlen es mehr als daß wir es sehen, wie jemand seinen Kopf in die Luke hineinsteckt. Gleich darauf richtet er sich empor und ruft jemandem,



Brücke über den Guadaira bei Sevilla

der es wohl mit Flaggenzeichen weitergibt, laut zu: „Kapitän, kommen Sie an Bord, ich habe ein Paar Stiefel gesehen." Allmächtiger Gott! Natürlich der Zimmermann hat die Geschichte verdorben. Der Mensch ist zu faul, seine Beine anzuziehen. Jetzt ist die Sache aus. Wir versuchen noch leise auf dem Bauche in den äußersten Winkel des Schiffsraums zu kriechen, aber es wird uns nichts mehr helfen.

Der Kapitän des Torpedobootes kommt mit Begleitung an Bord geklettert, verhandelt kurz mit dem italienischen Kapitän und fragt oberhalb des Loches: „Wieviel Leute sind es?" „Ich glaube acht," kommt es kleinlaut von dem Italiener zurück. „Haben sie Waffen bei sich?" „Ich glaube, nein." Dann zu uns: „Kommen Sie heraus, Sie sind entdeckt." Alles still. „Kommen Sie heraus, sonst lasse ich das Schiff torpedieren." Wieder alles still. Der eine der Matrosen will jetzt in das Loch kriechen, um nachzusehen. Der Kapitän sagt aber: „Lassen Sie das, machen Sie den Deckel zu, das Schiff geht nach Toulon."

Jetzt ist es vorbei mit der Feier in San Remo und noch vielem andern. Der Teufel hole den Zimmermann! Ein Entrinnen gibt es nicht mehr; denn wenn das Schiff im Hafen durchsucht wird, sind wir bei dem geringen Umfange des Schiffsraumes bald entdeckt. An Bord ist alles wieder still geworden. Das Schiff hat beigedreht. Eine Zeitlang schlugen die Wellen nicht gegen den Kiel des Schiffes, jetzt, nachdem wir beigedreht, rauschen sie wieder heftiger dagegen, denn der Wind weht gerade in die Bucht von Toulon hinein. Was wir mühsam in Tagen und Nächten aufgekreuzt haben, wird jetzt in ein paar Stunden zurückgelegt. Wir sehen unser Gepäck und unsere Briefe durch, ob auch nichts Verdächtiges darunter ist. Einige von uns vernichten rasch ihre falschen Pässe, mit denen sie von Amerika nach Spanien durchgekommen

sind, und ich selber verberge am Leibe meinen letzten Hundert-Peseten-Schein.

Allmählich wird es nun aber doch ungemütlich in unserm Knochenloch, wir können kaum noch Luft bekommen. Bis Toulon halten wir nicht durch. Wir verabreden deswegen, uns zu erkennen zu geben. Wir stellen unser Einverständnis fest, nur Pump will nicht, er vergräbt sich immer tiefer in die Knochensäcke und knurrt aus diesen unsichtbar irgendwoher heraus. Es hat aber keinen Zweck hier länger zu sitzen. Wir klopfen deshalb an und bitten, die Luke aufzumachen, da wir keine Luft bekommen. Sie wollen es aber da oben nicht. Sie lachen und scherzen und meinen, wir sollten nur ruhig unten bleiben, warum hätten wir uns auch nicht gleich gemeldet.

Nach einer Viertelstunde klopfen wir wieder an und auf Vorhalt der Italiener, daß da unten ja keine Verbrecher säßen, sondern nur Leute, die ihr Vaterland hätten verteidigen wollen, wird dann plötzlich die Luke aufgemacht. Die Franzosen sagen, sie handelten gegen ihre Instruktion, wir dürften uns jedenfalls nicht sehen lassen. Wir riskieren es aber doch, herauszukommen. Da ich besser französisch spreche als die andern, stecke ich als erster vorsichtig meinen Kopf aus der Luke und sehe drei Matrosen, die jeder eine kleine „Schiffskanone" auf mich gerichtet halten. Ich kann nicht anders, ich sehe auf die altertümlichen, ungeheuer großen Revolver und muß lächeln. Die drei Franzosen werden verlegen, wenden sich ab und stecken ihre Revolver ein. Es sind zwei Matrosen und ein Unteroffizier an Bord. Der eine Matrose, offenbar Landsturmmann, ist in hellbaues, grobes Leinen gekleidet und trägt außer seinem Revolver noch ein großes blankes Messer umgeschnallt. Die andern beiden sind aktive Marinesoldaten in dunkelblauer französischer Marinetracht, sonst ist niemand an Bord zu sehen. Aber

uns zur Seite fahren zwei Torpedoboote, auch das erste ist jetzt wieder da, außerdem ist in einiger Entfernung ein altertümliches Kriegsschiff zu sehen. Wir sind recht stattlich bewacht. Unser alter Kasten muß doch einen recht gefährlichen Eindruck gemacht haben. Während jetzt der eine der Matrosen durch das Loch in den untern Schiffsraum kriecht und mit seinem Messer in den alten Knochensäcken herumsticht — wahrscheinlich suchte er Dynamit —, fange ich mit dem hellblauen Matrosen eine Unterhaltung an. Er hat seinen Revolver noch in der Hand, während wir, ohne davon Notiz zu nehmen, uns auf den Rand der Luke setzen und die Beine in das Loch hinabbaumeln lassen. „Sie sind sicherlich Spione," meint er, mich mißtrauisch ansehend. „Nanu," sage ich, „was sollen wir denn hier auf dem Meere spionieren, die Wachtfeuer an der Küste stehen doch in jedem Feuerbuch." „Das ist richtig, das meine ich auch nicht, aber was haben Sie vorher in Spanien getrieben? Na, man wird es Ihnen schon nachweisen."

Es entsteht eine längere Pause, dann sage ich wieder: „Das sind doch die Inseln von Hyères, wenn wir an denen nur erst vorbeigekommen wären, hätten Sie uns nicht gefaßt." „Seien Sie froh, daß Sie vorher gefangen wurden, Sie würden sonst sicher auf eine Mine gestoßen sein; denn die Durchfahrt zwischen den Inseln und der Küste ist mit Minen abgesperrt." Ich teile das Gehörte den andern mit, es macht aber merkwürdigerweise gar keinen Eindruck auf sie. „Sagen Sie, auf diesen Inseln soll es ein Sanatorium geben, Kastanienbäume und einen schönen Leuchtturm, das wäre so ein Aufenthalt für uns." „Wenn Sie Glück haben, kommen Sie vielleicht auf die Insel Marghuerite, die da drüben aus dem Meere auftaucht, Sie wissen, wo der Mann mit der eisernen Maske so lange gesessen; die Gefangenen haben es gut dort. Ueberhaupt, was wollen Sie, Sie werden

es besser haben als wir. Meinen Sie denn, daß es mir Spaß macht, als Familienvater hier diesen Blödsinn mitzumachen, während meine Familie zu Hause verhungert. Von den 20 Centimes, die der Staat ihnen zahlt, können sie doch nicht leben. Verfluchte Wirtschaft, wann wird der Krieg ein Ende nehmen?"

Der Bretone ist immer freundlicher und mitteilsamer geworden, seinen Revolver hat er abgelegt und über sein langes Messer, das im Hosengürtel baumelt, muß er selber lächeln, ich glaube, er entschuldigt sich wegen dieses Bratspießes. Er beugt sich zu mir nieder und flüstert mir ins Ohr: „Es wird Zeit, daß man ein Ende macht; denken Sie an mich, wenn man anfängt, die Spitzbuben an die Laternen zu hängen."

Die beiden andern Matrosen sind zurückhaltender, beteiligen sich aber auch an der Unterhaltung und scheinen der gleichen Ansicht zu sein. Derjenige, der zuerst die Stiefel gesehen, ist in gehobener Stimmung; wahrscheinlich erwartet er eine Belohnung dafür, daß er uns entdeckt hat, vielleicht das Croix de Guerre.

Während wir noch reden, kommt uns jetzt ein Hilfskreuzer entgegengefahren. Es ist der „Golo II", der drei Jahre später in der Bucht von Lyon von einem deutschen U-Boot torpediert wurde. Wie die Matrosen uns sagen, war er früher eine Privatjacht, die erst kürzlich in einen Hilfskreuzer umgewandelt ist. Jedenfalls macht das Schiff einen sehr luxuriösen Eindruck und fährt äußerst schnell. Einer der Matrosen gibt Flaggensignale zum Hilfskreuzer hinüber. Wir verfolgen interessiert die Zeichen, es wird die Geschichte unsrer Gefangennahme hinüber berichtet. Wir sind jetzt ganz in der Nähe des Hafens und sehen zwei Schlepper aus dem Hafen herankommen, die uns einholen wollen. Es scheint übrigens nur eine kleine Nebenbucht des Hafens zu sein,

wo man uns hinbringen will; denn es liegen da nur noch zwei bis drei kleine Segler.

Während die Schlepper herankommen, erscheint der italienische Kapitän, der ganz verschwunden war, wieder mit seinen italienischen Seeleuten auf Deck, er macht einen niedergeschmetterten Eindruck. Mit der Probefahrt ist es nichts geworden, da wird es mit der Hauptfahrt auch nichts werden. Wer weiß auch, was die Franzosen noch mit ihm vorhaben. Die französischen Matrosen sagen, er würde schwer bestraft, weil er nicht gleich eingestanden, Deutsche an Bord zu haben. Er ist herausgekommen, um beim Einschleppen des Schiffes aufzupassen, denn die Franzosen machen das recht ungeschickt. Sie haben das Schiff mit einem Tau an den Schlepper gebunden und dampfen mutwillig rasch an. Der italienische Kapitän steht vorn auf seinem Schiffe und winkt und schreit, sie sollten langsamer fahren, es gäbe sonst ein Unglück. In demselben Maße wie das Seil straffer wird, schreit und jammert der Kapitän stärker um seinen alten Kasten, als straffte sich ihm selber das Seil um den Leib. Jetzt gibt es einen plötzlichen Ruck und das Seil ist zerrissen. Gott sei Dank, der Kapitän atmet auf, hätte es gehalten, wäre wohl der alte Kasten auseinander gegangen. Der Kapitän kann aber trotzdem nicht an sich halten, er droht zum Schlepper hinüber und höhnt: „Eine schöne Art, ein Schiff einzuschleppen, es sind eben Franzosen."

Da es so nicht geht, kommt der andere Schlepper herangefahren, der sich seitwärts neben uns legt und, nachdem er mit Tauen an unser Schiff befestigt ist, uns seitwärts liegend einschleppt.

Die Bucht ist mit Minen abgesperrt. Eine sehr einfache Vorrichtung. Lange Holzstämme liegen quer vor der Einfahrt, an denen Minen an Schnüren befestigt sind.

Die Holzstämme werden auseinander gezogen und durch diese Durchfahrt fährt unser Schiff ein. Im Hafen kommt uns eine Dampfschaluppe entgegengefahren mit dem französischen Kommandanten und Gefolge an Bord. Sie klettern auf unser Schiff und haben auch gleich einen Elsässer mitgebracht, der der Reihe nach unsere Personalien aufnimmt.

Im Militärgefängnis von Toulon.

Es galt Abschied zu nehmen von unserm Knochenschiff. Die italienischen Matrosen hatten uns noch Wein und Kaffee zurechtgemacht, wer weiß, wann wir wieder etwas Vernünftiges zu essen bekamen. Die 50 Peseten, die jeder von uns den Matrosen für glückliches Gelingen der Fahrt versprochen, konnten natürlich nicht ausgezahlt werden. Sie wollten auch noch nicht einmal Trinkgelder annehmen und drückten uns jedem zum Abschied herzlichst die Hand. Das Motorboot, das uns fortbringen sollte, stand schon bereit. Man trug uns das Gepäck bzw. die Seesäcke freundlichst hinüber und dann ging es an Bord eines alten, mit dem Lande festverbundenen Kriegsschiffes, das scheinbar als Kaserne für die Marinesoldaten diente. Hier wurden wir in einen der untersten Räume eingesperrt und dann einzeln nach oben gebracht. Wieder wurden die Personalien aufgenommen und zum ersten Male das Gepäck untersucht. Danach wurden wir, diesmal unter starker Bedeckung, an Bord eines Motorbootes gebracht und in rascher Fahrt ging es der Küste entlang einem unbekannten Ziele entgegen. Abenteuer-

liche Pläne, sich des Motorbootes zu bemächtigen, wurden kurz erörtert und ebenso rasch wieder verworfen. Pump meinte, jetzt wäre aller Unterschied vorbei und es gelte jetzt nur noch das traute „Du“.

Nach einiger Zeit halten wir neben einem alten, an der Küste verankerten Kriegsschiffe. Ein Offizier steigt aus und verhandelt. Er will uns scheinbar dort unterbringen, da man aber keinen Platz hat, fahren wir weiter und steigen vor einer Kaserne aus. Wir müssen mit unsern Seesäcken über einen großen, freien Platz, wo Marinesoldaten und Zivilisten um Turngeräte herumstehen. Man wird nicht gleich klug daraus, was mit uns los ist. Als sie erfahren, daß wir Deutsche sind und uns belästigen wollen, sind wir schon an unserm vorläufigen Bestimmungsort im Militärgefängnis hinter Schloß und Riegel.

Unsere Ueberraschung, in einer richtigen Militärarrestzelle zu sitzen, deren Fenster von außen mit Holzbrettern abgedunkelt sind und die als einzige Zimmereinrichtung eine lange Holzpritsche enthielt, war anfangs nicht gering. Es schwebte uns allen so etwas wie eine „Custodia honesta“, Festung oder ähnliches vor, während man uns hier einfach als Landstreicher behandelte. Die Gefangenenwärter waren anfangs wenig entgegenkommend, sie schmissen uns acht Strohmatratzen, acht Decken, acht zinnerne Teller, Becher und Löffel durch die Türritze herein, so wie man Hunden etwas vorwirft. Ich versuchte sofort, den Wärtern eine etwas bessere Meinung von uns beizubringen, indem ich bei der nächsten Gelegenheit ein englisches halbes Pfund aus der Tasche zog und einen derselben fragte, ob er uns nicht etwas Tabak besorgen könnte. Schon in der kurzen Zeit hatten wir den Mangel des Tabaks äußerst peinlich empfunden. Der Mann sah sich das Goldstück von allen Seiten an und meinte dann, es wäre etwas klein, es könnte leicht ver-

loren gehen, wenn er es an sich nähme. Ich entgegnete ihm jedoch, daß ich volles Vertrauen hätte, er möchte nur den Tabak besorgen. Nach einiger Zeit kam er wieder zurück und gab mir das Goldstück mit einem schmerzlich daran haftenden Blicke zurück, es gäbe keinen Tabak, es bestände strengste Anordnung, daß wir nur das erhielten, was den Gefangenen zustände. Auch unsere Seesäcke wurden uns abgenommen und in einem besonderen Raume untergebracht.

Unsere Kerkermeister sind indes schon bedeutend gemütlicher geworden. In einer Nebenzelle tobt ein eingelieferter Soldat, der ununterbrochen mit dem Stiefelabsatz gegen seine Zellentür schlägt. Der Aufseher ist wütend darüber und belobt uns, daß wir uns so ruhig verhalten. Aus einzelnen Andeutungen merken wir bald, daß er mit seiner Lage nicht zufrieden ist. Als er uns die Schüssel mit dem Essen hereinstellt, aus der sich jeder etwas herausfischt, spinnt sich schon eine ziemlich intime Unterhaltung an. Er will auch Revolution machen und sein Gehilfe, der die Eßeimer hereingebracht hat, will es erst recht. Das wäre ja noch schöner. Ihre Kaiser und Könige hätten sie abgesetzt oder einen Kopf kürzer gemacht, und jetzt sollten sie sich das alles von dem Herrn Poincaré gefallen lassen; man werde schon sehen. Wie oft haben wir noch später auf den Transporten und in den Gefangenenlagern die Franzosen prahlen gehört, daß sie Revolution machen wollten, und wie wenig haben sie bisher Wort gehalten.

Sie wollten von uns wissen, wie lange der Krieg noch dauern würde; denn sie erwarteten etwas Beruhigendes zu hören. Wir sagten ihnen, der Krieg würde bis zum Herbst dauern. Wenn er aber dann nicht zu Ende sei, werde er bis zum Herbst nächsten Jahres dauern — und so immer weiter fort. Das schien sie aber nur wenig zu beruhigen.

Zweimal an diesem Tage bekamen wir frischen Zuzug. Das erstemal, als sich die Türen öffneten, waren es alte Bekannte aus Barcelona, die auf einem Dampfer gleichfalls die Ueberfahrt nach Genua versucht hatten. Sie hatten auf einem größern Passagierdampfer, in einem Schranke verborgen, die Fahrt angetreten und dem Kapitän dafür je 3000 Pesetas bezahlt. Als das französische Torpedoboot von Marseille aus sichtbar wurde, kam jemand zu ihnen in das Zimmer gestürzt, wollte sie aus dem Schranke herausziehen und sagte ihnen, sie sollten bei der Untersuchung sagen, sie wären Schweizer, natürlich ein ganz albernes Verlangen. Die beiden bestanden darauf, in ihrem Schranke zu bleiben und, wie verabredet, überhaupt nicht da zu sein. Bei der dann folgenden Untersuchung des Schiffes durch die französischen Offiziere wurden sie merkwürdig rasch aus ihrem Schrank hervorgeholt. Sie blieben nur kurze Zeit bei uns. Da sie beide Reserveoffiziere waren, wurden sie schon am selben Abend wieder herausgeholt. Der Aufseher sagte, man wolle ihnen ein „noch“ besseres Zimmer anweisen.

Bald nachdem sie fort waren, öffnete sich wieder die Kerkertür und hereinspaziert kamen zwei berufsmäßige Landstreicher. Weiß der Himmel, wo die beiden herkamen. Pump war entrüstet; eine Gemeinheit, meinte er, wäre es, daß man so was mit uns zusammensteckte. Der eine von den beiden hatte eine mächtige Mähne auf dem Kopfe, dazu scharfe und energische Gesichtszüge. Vielleicht war er Bildhauer, mir schwebte jedenfalls immer, wenn ich ihn sah, so ein italienischer Gipsladen oder ein herumziehender Gipsfigurenverkäufer vor. Seine Haltung und sein Benehmen waren sehr zurückhaltend. Er wollte nichts von uns, kümmerte sich um niemanden, sprach nicht und schien von ausreichender Charakterstärke, um jegliches Schicksal zu ertragen, das das Leben ihm

bescherte. Er war ein Charakter, d. h. ein Mensch, mit einem starken Willen begabt, den er dem Leben, wie es auf ihn einströmte, bewußt entgegensetzte.

Der andere war ein richtiger Sonnenbruder, der sich vom Strome treiben ließ und allen Lagen des Lebens das beste abzusehen wußte. Uns war schon nach ein paar Minuten so, als wenn wir irgendwo früher mit ihm lange zusammen gewesen wären. Pump bemächtigte sich sofort dieser beiden Landstreicher, um zu sehen, ob er von ihnen nicht etwas herausschlagen könnte. Er faßte den einen bei seinen langen Haaren und wollte ihn etwas plump verulken; doch hatte der Mann eine so bestimmte Art, sich dieser Unterhaltung zu entziehen, daß auch Pump abließ. Mit dem andern dagegen gelang es ihm besser. Die beiden zogen sich in eine Ecke zurück, wo sie leise miteinander verhandelten, während der Landstreicher Zwirn und Nadel hervorholte, um die Hose von Pump zu nähen, wobei dieser voll Befriedigung zuschaute.

Wir glaubten zuerst, daß diese beiden Leute Spitzel seien, die uns aushorchen sollten, zumal sie zunächst behaupteten, nicht deutsch zu verstehen, während sie nach einiger Zeit sich ganz gut verständigen konnten. Wir bekamen schließlich soviel aus ihnen heraus, daß sie auf der Fahrt von Genua nach Barcelona auf einem Schiff festgenommen worden waren. Ich konnte mich nicht enthalten, ihnen vom patriotischen Standpunkte aus eine Art Moralpredigt zu halten. Sie sollten sich schämen, daß sie nicht den richtigen Weg nach Deutschland gefunden. Sie hörten mir beide ruhig zu, dann sagte der Sonnenbruder, der inzwischen immer so sonderbar meinen Schlips betrachtete, „erlauben Sie“ und nahm mir eine große Wanze vom Schlips herunter. Weiter sagte er nichts und auch ich habe weiter nichts mehr gesagt. Die beiden blieben nicht lange bei uns. Die Türen des Gefängnisses öffneten sich für sie schon am nächsten Tage wieder und sie schritten

hinaus, wie sie gekommen waren, mit einem kleinen Bündel in der Hand, in ein anderes Gefängnis, auf die Landstraße oder zur Fremdenlegion.

Die Zeit vergeht langsam. Wir horchen interessiert auf jedes Geräusch, das von außen hereindringt und warten immer darauf, daß die Tore sich wieder öffnen, damit wir endlich etwas bestimmtes über unser Schicksal erfahren. Dann wieder treten wir an das mit Brettern schräg abgedichtete Fenster, wo man von einer bestimmten Stelle aus noch ein Stückchen blauen Himmels sehen kann, und starren nach oben. Die Freiheit erscheint uns bereits in der kurzen Zeit als das höchste, einzig begehrenswerte Gut in dieser Welt.

Die Nächte werden auf der Holzpritsche verbracht, wo wir uns aus Mänteln und Seesäcken ein Lager zurechtgemacht haben. Manche schlafen auch auf dem steinernen Fußboden, weil sie Angst vor den Wanzen haben. Aber auch dorthin kommen die Wanzen und in jeder Nacht sehe ich immer dasselbe Bild, den riesengroßen Schatten von Pump auf seinem Strohsack sitzend, wie er wütend mit seinem Stiefelabsatz auf dem Boden herumschlägt, um sich vor den Wanzen zu retten.

Nach Marseille.

Wie lange wir schließlich im Militärgefängnis gesessen, kann ich nicht mehr sagen. Es mögen wohl acht Tage, es können aber auch weniger gewesen sein. Eines Morgens öffnete sich wieder die Tür, die Gendarme waren da, die „buveurs du sang“, wie unser Kerkermeister sagte, und wollten uns abholen. Wohin, wußte niemand zu sagen.

Wir wurden hinausgebracht in den Vorhof des Gefängnisses und freuten uns, wieder den blauen Himmel zu sehen und frische Luft atmen zu können. Die Aufseher verabschiedeten sich freundlich von uns und versprachen uns beim Abschied, ebenso wie es die Matrosen auf dem Schiffe getan, recht bald Revolution zu machen. Vor dem Tore standen schon die Wagen, die uns fortbringen sollten. Es waren zwei mit Pferden bespannte, vollkommen geschlossene Kasten mit einem kleinen vergitterten Ausguck. Sie entsprachen etwa unserm „grünen Heinrich“, nur daß sie an der Seitenwand ein rotes Kreuz hatten. Nachdem wir von den Gendarmen peinlich durchsucht waren, wobei man uns einzelne kleine Gegenstände, wie Taschenmesser, Rasiermesser, Gabeln und ähnliche Dinge, stillschweigend wegnahm, stiegen wir in den „grünen Heinrich“ und fuhren durch vollkommen abgelegene Gegenden zum Bahnhof von Toulon. Dort wurden wir in den Zug verladen, der nach Marseille ging. Unser nächstes Ziel war also Marseille. Mehr erfuhren wir hier nicht. Die Gendarme unterhielten sich auf der Fahrt über uns, wohl ohne zu wissen, daß wir französisch verstanden. „Sind es Spione?“ fragte der eine den andern, „sicherlich,“ meinte dieser, „sie werden alle in Marseille erschossen.“ Auf den Ge-

danken waren wir bisher noch gar nicht gekommen. Das war ja auch Blödsinn. Wir machten uns nichts daraus und genossen die Bahnfahrt so gut es ging. Es war das schönste Frühlingswetter. Pump hatte aus seinem Seesack eine weiße Jacke hervorgezogen und sich dieselbe in Anbetracht des Frühlingswetters angezogen. Er sah diese Fahrt als eine Art Vergnügungsreise an, die man nach Kräften genießen müsse, denn so billig war man ja noch nie auf der Eisenbahn gefahren. Er hatte recht. Wir fuhren durch üppige, entzückende Gegenden; rote Kleefelder, gelbe Blumenwiesen verbargen fast das Holz des Eisenbahndammes und die Schienen, auf denen wir fuhren, und die Obstbäume auf beiden Seiten in unabsehbaren Reihen standen in voller, reifer Blüte. Zum dritten Male sah ich im Frühjahr 1915 den Frühling. Schon im Februar hatten in Alcalà die rosa Mandelbäume geblüht und die weißen Orangenblüten geduftet. Als ich dann weiter nordwärts fuhr, sah ich im April am Fuße des Monsalvat bei Barcelona wieder die Kirschbäume blühen und nun noch einmal hier die Blüte über den Feldern und Tälern der Provence in den ersten Tagen des Mai.

Dicht vor Marseille sahen wir zum ersten Male Inder mitten in einem ungeheuern ausgedehnten Lager, an dem wir minutenlang vorbeifuhren. Da saßen die langen braunen Kerle um den Kochtopf herum neben den Hunderten von kleinen Zelten oder standen hinter dem Drahtzaun mit ihren weißen Turbanen und schauten nachdenklich und schweigend unserm Zuge nach. Viel Freiheit schienen sie nicht zu haben. Rein äußerlich sah dieses Lager genau so aus wie die Konzentrationslager mit dem Stacheldrahtzaun, die wir noch näher kennen lernen sollten.

In Marseille erwartete uns wieder der „grüne Heinrich" mit dem roten Kreuz. Es war schon dämmerig und

unser Wagen erregte deshalb kein Aufsehen. Einmal kamen wir an einem großen freien Platz vorüber, wo in langen Reihen Inder mit ihren Pferden vorgeführt wurden. Sie schienen gerade im Hafen ausgeladen worden zu sein. Es fiel uns auf, daß sämtliche Pferde entsetzlich abgemagert waren und sich kaum noch vorwärts bewegen konnten. Dagegen waren die Inder ausnahmslos kräftige, schöne Gestalten.

Noch immer wußten wir nicht, wohin man uns führte. Aus Zeitungen und Erzählungen hatten wir gehört, daß im Fort St. Nikolas viele Deutsche untergebracht seien, die besonders schlecht behandelt wurden. Vielleicht, daß man uns dorthin brachte. Indes bemerkten wir bei der Weiterfahrt, daß wir uns allmählich außerhalb der Stadt dem Hafen näherten. „Merkt Ihr was?" sagte Strippe, der seit der Gefangennahme nichts mehr gesagt hatte. „Ne," sagten wir. „Wir sind im Hafen." „Jawohl," sagten wir. „Wir werden verladen." „Allmächtiger Gott! Natürlich, wozu fährt man uns in den Hafen, wenn wir nicht auf ein Schiff gebracht werden sollen." Daß wir daran auch nicht gleich gedacht hatten. Entsetzlicher Gedanke. Wir können schon in einigen Tagen in der Wüste Nordafrikas sitzen oder vielleicht auf Corsica, wenn wir Glück haben. „Billig wird die Reise sein," meint Pump. „Wenn es das Leben kostet, ist es nicht billig gewesen," meint ein anderer.

Wir fahren jetzt langsam am Hafenkai vorüber, wo Schornstein an Schornstein emporragt, während Strippe, der nach langer Zeit wieder Lebenszeichen von sich gibt, fachmännisch die einzelnen Schiffe nach Tonnengehalt und Nationalität prüft. Jeden Augenblick glauben wir, daß der Wagen vor einem der Schiffe halten wird, aber es geht immer weiter, wir kommen wieder aus dem Hafen heraus. Strippe sagt nichts mehr, keiner sagt etwas mehr. Endlich bei einer

neuen Wegbiegung sehen wir, wohin es geht. Da liegt es plötzlich vor uns auf den schmutzigen gelben Wasserfluten am öden Hafenrande, dort, wo der Schmutz und die Abwässer der Stadt ins Meer münden, — das wellblecherne Ungetüm, das für tausend und abertausende Gefangene die Durchgangs- und Quarantäne-Station für das spätere Gefangenenlager bildet. Es ist eine Art eisernes Floß, das mitten im Wasser liegt, mit Ketten an das Land befestigt, zu dem ein schmaler, schwimmender Brettersteg hinüberführt. Das Ding ist rechtwinklich und hat kaum Oeffnungen. Nur um die erste Etage geht so eine Art offene Galerie herum, auf der wie Regenwürmer in einer Tonne zu Hunderten deutsche Soldaten und Zivilisten durcheinander wimmeln. Ich kann mich nicht enthalten, zu den Gendarmen zu sagen: „Aber das ist doch unmöglich, das ist doch kein Aufenthalt für Menschen." Er weiß nichts darauf zu erwidern.

Auf dem Ponton.

Auf dem Ponton wurden wir zunächst wieder gezählt, registriert und untersucht, dann mußten wir hinunter in den Bauch dieses wellblechernen Ungetüms, in einen Raum, der mit dem Meere auf gleicher Höhe lag. Der erste niederschmetternde Eindruck verstärkte sich noch. Wir bekamen jeder, wie im Gefängnis, einen Strohsack hingeschmissen, eine Gamelle, einen Zinntopf, Becher, Löffel und Gabel und eine Decke. Dann mußten wir versuchen, uns in irgend einer Ecke, wo schon alles besetzt war, noch zwischen zu drängen. Der ganze untere Raum des Pontons war zusammenhängend und nur hin und wieder durch eiserne Wände unterbrochen, die große offenstehende

Türen hatten. In der Abteilung, in die wir hineinkamen, lagen etwa 300 Menschen. Alles Soldaten, hauptsächlich Elsässer und Polen. Sie lagen so dicht wie die Heringe und man taumelte in dem halbdunkeln Raum, der nur zwei ganz kleine Fenster hatte — so klein, daß man den Kopf nicht hindurch stecken konnte —, über die auf der Erde liegenden Menschenleiber. Im übrigen war der Raum absolut kahl. Keine Bank, kein Stuhl, kein Tisch, keine Lampe; man saß oder hockte auf seinem Strohsack und war froh, wenn einem niemand auf den Kopf oder den Bauch trat.

Es war nichts zu haben auf diesem Ponton. Schon seit Monaten war eine Kantine versprochen, aber sie kam nicht. Oben in der Infirmerie sollte es etwas Wein geben, aber man mußte schon Glück haben und selbst ein Gefäß mitbringen, und das hatten wir vorläufig nicht. Vor allem mangelte wieder der Tabak. Ich erklärte, daß ich jeden Preis für eine Zigarre zahlte. Nach einiger Zeit kam ein kleiner dicker Feldgrauer, der mir für fünfzig Centimes in Papier eingewickelt eine Zigarre brachte. Er konnte aber nicht wechseln, meinte jedoch, ich sei ihm gut dafür, flüchten wollte ich ja wohl nicht. Wir scherzten noch darüber und waren beide sicher, daß wir nicht sobald getrennt würden. Ein paar Tage später war er aber doch plötzlich vom Ponton fortgekommen und ich war ihm die 50 Centimes schuldig geblieben.

Als Ersatz für die fehlende Kantine erschien manchmal abends nach acht Uhr ein französischer Landsturmmann, der einzeln Eier, Pakete Tabak, Schokolade und Taschenmesser aus seinen Kleidertaschen hervorholte und für teures Geld verkaufte. Namentlich die abenteuerlichen ungeheuern Taschenmesser waren sehr begehrt. Wie oft sind uns in der Gefangenschaft die Taschenmesser abgenommen und wie oft haben wir sie wieder angeschafft, denn Taschenmesser sind den Gefangenen unentbehrlich.

Dieser Handel durch den Landsturmmann war übrigens streng verboten. Es kamen manchmal französische Soldaten zu uns hinunter, die nur zu dem Zwecke etwas verkauften, um die betreffenden Leute sofort anzuzeigen. Man mußte erst den richtigen Landsturmmann kennen.

Zweimal am Tage gab es Essen, bestehend aus einem Stückchen Konservenfleisch und Kohlsuppe. Das Fleisch war nicht schlecht, nur war es ewig dasselbe, meistens Rinderherz oder -leber. Man mußte aufpassen, daß man etwas bekam, und immer wenn Neue auf den Ponton kamen, war die Suppe noch einmal so dünn wie sonst; denn dann wurde so viel Wasser zugegossen, daß sie für alle reichte.

Das kläglichste auf diesem Ponton war die Wasserleitung. Das Wasser wurde in undichten Röhren durch das schmutzige Hafenwasser hindurch auf den Ponton geleitet und die Wasserleitung war niemals ordentlich imstande. Das war besonders empfindlich des Morgens beim Waschen, wenn man mühsam auf einer Leiter ohne Geländer aus dieser Unterwelt heraufbalanzierte, mit dem Eßgeschirr in der Hand, das zugleich als Waschgeschirr diente. Wenn man endlich bis zur Regentonne gekommen war, in der sich das Wasser der Leitung sammelte, und man schließlich an die Reihe kam, so lief das Wasser nicht mehr und man mußte auf der Leiter wieder die halsbrecherische Reise in die Unterwelt antreten. Ueberhaupt ließen Reinlichkeit und Hygiene entsetzlich zu wünschen übrig. In den obern Räumen regnete es durch, die Strohmatten der Soldaten waren nur noch feuchte, schmutzige Matten, auf denen sich Typhusverdächtige neben Verwundeten, Ruhr- und Darmkranke neben den Gesunden herumwälzten. Man zeigte uns einen Ulan, von dem die Franzosen behaupteten, daß er einen silbernen Löffel gestohlen und der als erster Gefangener durch die Straßen von Paris geschleift worden sein sollte. Er hatte durch

die unmenschliche Behandlung so gelitten, daß er vollkommen verblödet, nicht mehr allein essen und trinken konnte und auf seinem Strohsack vor sich hinlallte.

Schön war es nicht auf diesem Ponton und doch haben wir uns später im Konzentrationslager von Uzès manchmal hierher zurückgesehnt; denn einen Vorteil von ungeheurer Wichtigkeit genossen wir doch hier und der bestand darin, daß man uns im großen und ganzen zufrieden ließ. Wir konnten machen, was wir wollten, es gab keine Appelle, keine Schikanen; niemand versuchte uns zu erziehen oder zu drillen oder gar unsere Gedanken und Gesinnungen zu beaufsichtigen oder zu beeinflussen, Dinge, die wir später in nie geahnter Weise kennen lernen sollten.

Man konnte sich hier auf sich selbst besinnen und innerhalb der gezogenen Schranken beginnen, was man wollte. Man ging, freilich nur zu bestimmten Zeiten, in den obern Räumen spazieren, sah einen Augenblick zu, wie die Soldaten mit selbstgemachten Karten oder Schachfiguren spielten, ließ die Beine über den Rand des Pontons baumeln, wenn man müde geworden und starrte in die Ferne auf die sich weit hinziehende Küste mit den vielen kleinen Ortschaften und Vorstädten von Marseille. Hin und wieder fuhr ein Schiff in den Hafen ein, oder es kamen Neugierige in Booten von Marseille herangefahren, um die „salles Boches“ zu sehen. Dann wieder las man zum xtenmal die angeschlagenen Verfügungen, die von Millerand unterzeichnet waren. Wir wußten es ja gar nicht, wie gut wir es hier hatten. Wir bekamen noch mehr zu essen als die Franzosen in deutscher Gefangenschaft. Da stand es ja schwarz auf weiß zu lesen. Eine andere Verfügung warnte davor, die französischen Landsturmleute zu bestechen. Ein französischer Soldat ließe sich nicht bestechen. Wozu dann aber die Warnung? „Sehen Sie, wie schlecht die Deutschen

sind," sagt der Elsässer hinter mir, der wie ein Franzose aussieht und ständig eine Art billigen Kinderstrohhut mit einem Bande unter dem Kinn trägt. „Die Gefangenen versuchen die Franzosen zu bestechen, und wie gut sind die Franzosen, sie geben uns sogar mehr als uns zukommt." „Wer sagt Ihnen denn, daß das auf diesem Zettel richtig ist?" „Ich kenne die deutsche Regierung," ist die Antwort. Aber schon ist der elsässische Gerichtsvollzieher hinter ihm her, der ihm keine Minute Ruhe gönnt und von dem der andere behauptet, daß er nicht zufrieden sei, wenn er nicht jeden Morgen einen Franzosen zum Frühstück verzehrte. Sie haben sich schon wieder: keifend und zankend gehen sie weiter. „Geiseln sollen wir sein," höre ich noch im Fortgehen, „ich dachte immer, das wären feine Leute, die Sekt trinken und Austern essen, wenn sie auch gelegentlich erschossen werden, uns aber läßt man hier im Dreck verkommen." Gleich darauf steht Strippe hinter mir und sagt ganz trocken: „Heute weht die Brise, die wir nötig hatten," wobei er auf die Fahnen zeigt, die auf den Schiffen im Hafen flattern. Ja so, daran hatte ich nicht mehr gedacht. Wenn dieser Wind acht Tage früher geweht hätte, wären wir längst in San Remo. Ja, und wenn der Zimmermann seine Beine eingezogen hätte, ja und wenn wir man überhaupt in Spanien geblieben wären.

Da oben auf der Galerie traf man zu bestimmten Zeiten auch seine Bekannten wieder, wenn sie aus ihren auf der andern Seite gelegenen Höhlen ans Tageslicht gekrochen waren. Mit zwei alten Bekannten feierte ich da oben plötzlich ein Wiedersehen. Steht mir da unvermutet der junge Mann gegenüber, mit dem ich die Segelfahrt zusammen mit dem Rhinozeroshändler in Barcelona unternehmen wollte. Ich hatte ihn gleich, nachdem sich die Segelfahrt bei dem Manne mit den grauen Brillengläsern zerschlagen, aus den Augen verloren. Er hatte

sehr geheimnisvoll getan und ich hatte nur nachträglich erfahren, daß er mit einem falschen Passe auf einem Dampfer losgefahren war. Der feine, elegante Junge, dessen Vater Sanitätsrat in Kiel war, mit den gutmütigen braunen Augen und dem gepflegten braunen Haar war mit einem Passe gefahren, auf dem zu lesen stand: blaue Augen, blondes Haar, besondere Kennzeichen: tätowierter Anker auf dem rechten Arm. Da war es ja allerdings nicht verwunderlich, daß man ihn vom Dampfer heruntergeholt hatte.

Unter den übrigen Intellektuellen auf dem Ponton war mir noch ein kroatischer Kaufmann aus Tanger bekannt, der es dem untersuchenden französischen Offizier besonders schwer gemacht hatte. Ueber eine Stunde soll das Verhör gedauert haben, bis man ihn schließlich doch herunterholte, weil an dem Passe etwas radiert war. Dieser Kaufmann war der Gegenstand der höchsten Bewunderung seitens des Pump, weil man sich erzählte, daß er in Tanger 40 000 ℳ jährlich verdient habe. Pump blieb vor ihm immer mit offenem Munde stehen und legte die Hand an das Ohr, wenn er sprach, denn er glaubte von ihm die Kunst lernen zu können, wie man Gold macht.

Der Kieler und der kroatische Kaufmann waren zusammen mit noch sieben andern von demselben Dampfer heruntergeholt worden. Diese neun Mann zusammen mit den Segelfahrtgenossen vom Knochenschiff sollten später, insgesamt 17 Mann, meine Stubengenossen im Konzentrationslager werden. Auch diese Genossen einer gemeinsamen Dampferfahrt waren eine recht merkwürdige Mischung: Ein alter Heizer, der Nülles genannt wurde und aus Gewohnheit seiner frühern Heizertätigkeit alle vier Stunden schlafen ging. Ein Ringkämpfer, der in Barcelona in Varietés aufgetreten und durch seine blonden Haare und seine rötlichen albinoartigen Augen auffiel. Ferner ein Abiturient aus Peine, ein netter, kluger

Junge, der nach Tanger gegangen, weil er kurz nach seinem Abiturium während einer Rede des Bürgermeisters die Rednertribüne in Brand gesetzt hatte. Dann noch „Hein Jummi“ aus Brasilien, der später unser Koch wurde, und endlich noch ein am ganzen Leibe tätowierter Maurer, der später im Lager mein Putzer wurde.

Trostlos waren besonders die Abende, wenn man auf seinem Strohsack kauerte, sein Inventar aufnahm, jeder Bindfaden, jedes Drahtende hatte besondern Wert bekommen, und manchmal dann von der andern Seite des Pontons der gedämpfte Gesang der gefangenen Soldaten herübtertönte, die trotz des strengen Verbots deutsche Heimat- und Soldatenlieder leise vor sich hin sangen.

In gelben, schmutzigen Wasserfluten
Am letzten öden Hafenstrand,
Im Dunst der Großstadt giftgen Brand,

Im nackten Schein der Sonnengluten,
Erhebt ein finstres Ungeheuer
Sein wellblech-eisernes Gemäuer.

— — — — — — — — — —

In dieses Ungeheuers Bauch,
Einatmend seinen giftgen Hauch,
Sind mehr als tausend Boches gebannt,
Gefangene fern dem Vaterland.

Sie liegen dort auf faulem Stroh
Zum Tummelplatz für Laus und Floh.
Wer nachts in diesen Schlafsaal dringt,
Von Graun erfaßt nach Atem ringt.

— — — — — — — — — —

Des Typhus' Irrsinn hauset dort,
Auf die Gesunden taumeln Kranke,
Bis in des Untiers scharfer Pranke
Der Opfer letzte Kraft verdorrt.

Der Schildwach, die am Ufer steht,
Ein dumpfer Sang herüberweht:
„Es kann nicht sein, ich kehr nicht heim
Nach Stolzenfels am fernen Rhein."

Fahrt nach Uzès.

Vierzehn Tage saßen wir auf dem Ponton, dann hieß es eines Morgens für uns acht Mann vom Knochenschiff und für die andern neun, die vom Dampfer heruntergeholt waren, fertig machen zur Reise ins Konzentrationslager: nach Uzès. Wie es denn dort wäre und wo es läge? Man zuckt nur mit den Achseln. Die Sachen sind schnell gepackt, Gamelle, Decken, Löffel und Becher werden mitgenommen, es gibt auch noch etwas Kohlsuppe und Reis, jeder bekommt ein Stück Brot in seinen Seesack gestopft. Wieder werden Listen angefertigt und dann geht es in einem Boot hinüber ans Ufer, wo schon der „grüne Heinrich" mit dem roten Kreuz wartet. Diesmal begleiten uns nicht Gendarme sondern ziemlich gemütliche Landsturmleute. Es geht denselben Weg zurück, den wir hergekommen, wieder am Hafen vorbei, wo wir deutsche Soldaten mit geschwärzten Gesichtern von einem Dampfer Kohlen abladen sehen. Es ist 10 bis 11 Uhr vormittags, und während wir bei unsrer ersten Fahrt durch Marseille nicht auffielen, wird diesmal der Straßenpöbel auf uns aufmerksam und die halbwüchsigen Straßenbengels, immer wieder neu angefeuert von Erwachsenen, beginnen uns mit einem Steinhagel zu bombardieren. Es ist doch gut, daß unser Wagen nur ein paar vergitterte Löcher hat. So fliegen die meisten Steine nur gegen die äußere Holzwand, nur hin und wieder wird einer von uns getroffen; doch ist niemand verletzt worden.

Auf dem Bahnhof in Marseille erregen wir mit den Seesäcken in unserm schon recht derangierten Zustande allgemeinen Abscheu. Wir sind froh als wir im Zuge sitzen und es vorwärts geht. In demselben Zuge fahren Senegalesen, die ihre rotbefesten Mohrenfratzen grinsend aus den Kupeefenstern recken und einen malerischen Gegensatz zu den gleichfalls im Zuge befindlichen schweigsamen braunen Indern darstellen, die von englischen Offizieren geführt werden, die sich kalt und teilnahmslos in den Wagenfenstern herumflegen. Während der Fahrt geht die Tür zum Nebenraume auf und wir sehen die Inder aus nächster Nähe. Ihre Waffen und Uniformen sind bekränzt mit noch frischen roten Rosen, es müssen erst wenige Stunden her sein, daß die Marseiller Frauen und Mädchen sie am Kai empfangen und ihnen Rosen in verschwenderischer Fülle zugeworfen haben, sie wachsen ja auch so reichlich dort, die Rosen. Einer der Inder aus dem Nebenkupee setzt sich lächelnd zu uns. Wir bieten ihm eine Zigarette an, die er aber zurückweist. Ich glaube, er sagt, daß seine Religion ihm das Rauchen verbiete. Der Inder ist besonders erstaunt über Pump und seine weiße Jacke, die dieser schon wieder wegen des Frühjahrswetters angezogen und weshalb mich einer der Franzosen fragt, ob Pump ein cuisinier (Koch) sei, was Pump furchtbar ärgert. Er schielt nach dem großen silbernen Gefäß, das der Inder in Händen hält, und will es gern mal in die Hand nehmen. Der Inder aber gibt es nicht her, ich glaube er sagt wieder, daß es ein heiliges Gefäß sei, das er aus religiösen Gründen nicht aus der Hand geben dürfe. Ein Offizier holt plötzlich den Inder zurück, der sich lautlos entfernt.

Wir fahren durch recht interessante Gegenden: Arles fliegt vorüber, die Stätte van Goghs und vieler anderer Maler. In Tarascon, wo die Leute noch heute alle aussehen wie Tartarin von Tarascon, nur daß sie seine Lie-

benswürdigkeit nicht mehr haben, steigen wir um. In der dortigen Gegend ist der Wein besonders gut, worauf uns die Landsturmleute aufmerksam machen, die uns gestatten, an den Bahnhofstationen reichlich Wein und Butterbrötchen mit Schinken einzukaufen. Das letzte Weißbrot wahrscheinlich für lange Jahre. Der Kroate, der neben mir sitzt, fängt mit einem der Landsturmleute ein politisches Gespräch an. Ich frage unmittelbar dazwischen den Franzosen, ob er wirklich dächte, daß die Franzosen Belgien wieder zurückerobern würden. Er ist etwas betroffen, meint aber, er glaube fest daran. Der Kroate flüstert mir zu, es wäre nicht sehr taktvoll, ihn danach zu fragen. Und da hat er denn wohl recht.

Jenes Zuges muß ich denken,
Der uns nach Uzès gebracht,
Durch die Fluren der Provence,
Die im Blumenkleid gelacht.

In dem weißen Kleid der Kirschen,
Die in voller Blüte prangten,
In dem Rot und Blau der Felder,
Die zum Bahndamm aufwärts rankten.

Neben mir als strenger Hüter
Tartarin von Tarascon,
Jenes kühnen Löwenjägers
Edle Neuinkarnation.

In den andern Wagenfenstern
Mohrenfratzen, rotbefest,
Zwischen braunen langen Indern
Britische Lümmel hingefletzt.

Und die schwarzen, braunen Stirnen
Sind bekränzt mit roten Rosen,
Um die Waffen, um die Stirnen
Blutend dunkle rote Rosen.

Ankunft in Uzès.

Wir hatten dem Weine unterwegs gründlich zugesprochen und kamen deshalb in Uzès in recht fröhlicher Stimmung an. Es war ein kleiner, abgelegener Bahnhof, hinter dem von Mauern umgebene ländliche Grundstücke und Gärten anstiegen. Von dem Städtchen war vorläufig noch nichts zu sehen. Beim Einfahren bemerkten wir, daß wir von ungefähr 30 bis 40 Soldaten erwartet wurden, die das Eintreffen des Zuges überrascht hatte. Sie sprangen, als sie den Zug sahen, wie elektrisiert in die Höhe, liefen an ihre Gewehre und umringten uns sofort beim Aussteigen in theatralisch-dramatischer Weise. Von Gemütlichkeit keine Spur. Wir hatten erwartet, daß man wenigstens unser Gepäck auf einem Wagen zum Lager fahren würde, denn namentlich die Leute vom Dampfer hatten ziemlich erhebliches Gepäck. Wir mußten uns aber mit dem Gepäck zu vier Mann in Reihen aufstellen, unsere Koffer und Säcke auf den Rücken nehmen und sofort losmarschieren. Noch immer nahm ich diesen Aufzug nicht ganz ernsthaft und sah mich plötzlich als letzter in der Reihe etwas im Hintertreffen. In diesem Moment kamen mehrere Gendarme, die auch mit von der Partie waren, auf mich losgesprungen, kniffen mich in den Arm, traten mich mit den Stiefeln gegen die Schienbeine und brachten mich im Galopp wieder an die beinahe im Laufschritt vorwärtsstürmenden Kameraden heran. Ich merkte es mir und hielt mich jetzt, wenn auch wegen des Gepäcks nur mit Mühe, in der vordersten Reihe. Ich hatte nun aber Gelegenheit, zu sehen, wie die am weitesten hinten Befindlichen von den Gendarmen getreten und mißhandelt wurden. Der Kroate hatte besonders viel Koffer, die er unmöglich in diesem Tempo schleppen konnte. Die Kameraden nahmen ihm einige der Koffer ab; er kam aber den-

noch nicht vorwärts und sah trotz der glühenden Hitze totenblaß aus. Große Schweißtropfen standen ihm im Gesicht, während er von den Gendarmen fortwährend geschlagen und getreten wurde. Er entgegnete darauf mit einem langen Disput über den Beruf des Kofferträgers im allgemeinen und seine eigenen Fähigkeiten dazu im besondern. Es half ihm aber nichts, er mußte vorwärts. Wir andern begannen jetzt langsam auch die Geduld zu verlieren und verabredeten gerade, den ganzen Krempel hinzuschmeißen, da kommandierte der führende Adjutant: Halt. Einen Augenblick konnten wir verschnaufen, leider fingen einige wieder an, über den Beruf des Kofferträgers zu disputieren. „Alors vous désirez une bonne“ (Sie wünschen also eine Bonne) schrie der Adjutant wütend, als er das hörte, und kommandierte wieder „En avant“, worauf es in noch schnellerem Tempo einen kleinen Hügel hinan ging.

Wir achteten alle trotz der großen körperlichen Anstrengung gespannt auf die Gegend, denn wir glaubten jeden Augenblick an unserm Bestimmungsorte anzukommen. Einmal glaubten wir an einem großen, mit einer Mauer eingezäunten Park voller Freude, schon da zu sein. Aber es war noch nicht so weit. Wir mußten erst durch das Städtchen hindurch. Bei einer Wegbiegung waren wir ganz plötzlich und unvermutet mitten im Städtchen. Eine breite alleeartige Hauptstraße tat sich vor uns auf, an der zwischen veralteten niedrigen Wohnhäusern hin und wieder ein kleines Café lag mit den Stühlen vor der Tür und den heruntergelassenen Markisen, im ganzen der Eindruck einer altertümlichen südfranzösischen Stadt, in der alles noch so war, wie etwa zur Zeit der drei Musketiere. Man konnte sich so schön vorstellen, wie drei Reiter von der Art der Musketiere Alexander Dumas dieses ganze Städtchen im Handumdrehen zusammenschmeißen konnten. Und da waren ja

auch die lieben Bewohner des kleinen Städtchens. Sie standen zu beiden Seiten des Weges, schrien und heulten: „Reißt ihnen die Mäntel herunter, wozu brauchen die Schweine Mäntel.“ Alte Weiber machten die bekannte Bewegung des Halsabschneidens und röchelten dazu in wenig ästhetischer Weise. Bange machten sie uns ja nun nicht gerade. Wir waren immerhin 17 kräftige Leute, an die sich diese Weiber und halbwüchsigen Burschen wohl nicht herangewagt hätten. Eigentlich waren wir nur erstaunt. Was hatten diese Leute nur? Warum schrien und tobten sie so? Es schien doch sonst ein ganz nettes, freundliches Städtchen zu sein.

Im nächsten Augenblick waren wir auch schon an unserm Bestimmungsort. Also in eine Kaserne ging es hinein. Da war freilich nichts von Park oder ähnlichem zu sehen. Diese Kaserne machte in der sonst lieblichen Gegend einen recht nüchternen und kahlen Eindruck. Es ging durch einen doppelten Torbogen hindurch und dann standen wir auch schon im Hofe, wo uns die andern Gefangenen in dichtgedrängten Scharen stillschweigend und gleichgültig anstarrten. Die Menschen, die da standen, waren bereits alle stark in ihren Lebensäußerungen deprimiert. Es schien uns hier nichts Gutes zu erwarten. Der Hof, auf dem sie standen, war vollkommen kahl und Regen und Sonne schutzlos ausgesetzt. Nur ein paar Platanen mit verkrüppelten Aesten kämpften kraftlos den letzten Kampf gegen die sie umschließenden Mauern.

Das war der erste Eindruck, den wir bekamen, und er war nur zu richtig. Die Pforten hatten sich hinter uns geschlossen für lange, lange Zeit. Anderthalb Jahre saßen wir hier hinter den Mauern dieser Kaserne, die nichts anderes war wie ein Zuchthaus und aus der wir später nur im „Nasenquetscher“, wie man nicht gerade sehr zart den Sarg im Lager benannte, oder in der Zwangsjacke herauszukommen hofften.

Es mag Lager gegeben haben, wo einzelne unerhörte Fälle vorgekommen sind, die ohne weiters als etwas Unerhörtes einleuchten. Ich nenne nur das Lager von Casabianda auf Korsika, wo die Leute massenhaft am Typhus starben und wo mit Revolver und Peitsche gearbeitet wurde. Oder z. B. das Lager von Dinant, wo die Gefangenen tagelang mit dem Gesicht gegen die Mauer stehen mußten, bis sie umfielen, oder endlich, wie ich später von Gefangenen erfuhr, ein Soldatenlager in Mittelfrankreich, wo die Soldaten jeden Abend in einen niedrigen Kahn auf der Loire hineingesteckt und am Morgen zur Arbeit wieder herausgeholt wurden. Alle diese Lager, wie auch die barbarische Behandlung der Gefangenen in Nordafrika sind mehr einzelne unerhörte Grausamkeiten, die mehr oder weniger auf Willkür des einzelnen beruhten, und Zustände, die sich doch meistens nach verhältnismäßig kurzer Zeit auf Repressalien der deutschen Regierung hin besserten. In Uzès dagegen wüßte ich eigentlich kaum unerhörte Vorkommnisse anzuführen. Es ist niemand geschlagen worden, das Klima war ziemlich gut und es herrschte Ordnung und Sauberkeit im Lager. (Das Essen war natürlich überall schlecht, davon braucht man gar nicht zu reden.) Und dennoch waren wir nach anderthalb Jahren soweit, daß die meisten Furcht hatten, wahnsinnig zu werden, und mehrere es tatsächlich geworden sind. Durch die ewigen entsetzlich kleinlichen Schikanen und Bedrohungen, die Unterdrückung und Behinderung jeglicher Beschäftigung durch die ewige Geheimnistuerei der Franzosen, mit denen wir Tür an Tür in der Kaserne lebten, durch die Spionage im Lager bezüglich der Gesinnung und der Gedanken des einzelnen; durch den ewigen militärischen Drill, die ewigen Appells und Revuen, das ständige Blasen des Clairon (etwa 40 mal am Tage) ewig in Atem gehalten, ewig in Furcht vor den schweren Cachotstrafen in den kleinen,

steinernen, dunkeln Zellen; das ständige Umherschleichen der Gendarme, die ewigen Anordnungen, Gegenanordnungen und Neuerungen; das unerträgliche Zusammenleben zum Teil mit Zuchthäuslern und Landstreichern in Räumen, die noch nicht einmal für den dritten Teil der Gefangenen ausreichend waren; ewig hinter den hohen, jede Aussicht verschließenden Mauern; durch alles dies wurde schließlich ein derartiger Zustand der Depression und Niedergeschlagenheit im Lager hervorgerufen, daß die Gefangenen nur wie Schemen und Schatten willenlos herumirrten und langsam Zeichen ausbrechenden Wahnsinns aufwiesen. Selbstmordversuche kamen vor. Bei einigen trat plötzlich eintretender Wahnsinn ein und wohl zwei Dutzend hatten wir im Lager, die teilnahmslos umhersaßen und vor sich hinstierten, sich nicht mehr auszogen, nicht mehr wuschen, ja nicht mehr aßen, wenn man ihnen nicht das Essen hinhielt oder sie fütterte.

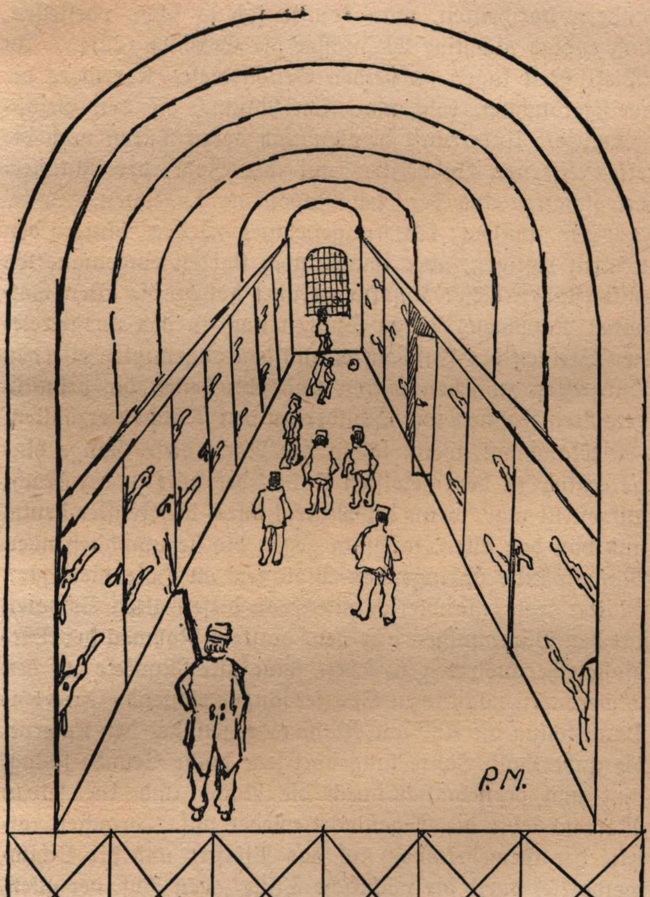
Das Konzentrationslager in Uzès.

I.

Das Lager am Rande des Städtchens Uzès, noch inmitten der letzten altertümlichen Häuser, war eine festungsartig gebaute Kaserne aus der Zeit Napoleons I., die in ihrer nüchternen und langweiligen Bauart seltsam von dem wenigstens äußerlich anheimelnden Charakter der Landschaft des kleinen Städtchens abstach. Corneille hat dort einige Jahre eines nur halb freiwilligen Exils bei einem etwas sittenstrengen Onkel verbracht.

Die Kaserne bestand aus einem Mittelbau mit einem mächtigen Portal und zwei daran schließenden Seitenflügeln, die den innern Hof, der wohl 50 bis 60 Meter breit sein mochte, im rechten Winkel mit hohen Mauern umgab. Auf der vierten Seite schloß sich daran die aus der neuern Zeit stammende Infirmerie, die nur ein kleines Stückchen Aussicht über die hohe Mauer und den darauf gesetzten Stacheldrahtzaun hinweg auf einen kleinen verwahrlosten Garten mit armseligen Büschen frei ließ, hinter dem eine alte Scheune jede weitere Aussicht versperrte. Wenn wir etwas nähern Einblick in diesen Garten haben wollten, mußten wir uns auf das Fensterbrett in der Infirmerie stellen, was wir manchmal taten, um zu sehen, ob der Frühling noch nicht kam oder das Laub schon wieder gelb wurde.

Im Innern der Kaserne lagen die einzelnen Räume Tür an Tür an langen kellerartig gewölbten Gängen, die sich durch das ganze Gebäude hinzogen. Es ist gerade wie in einem großen Weinkeller, sagten wir manch-


P.M.

mal, wenn wir rastlos die Gänge von einem Ende zum andern durcheilten, man konnte sich so schön vorstellen, daß endlos mächtige Weinfässer die Gewölbe füllten. In Wirklichkeit lagen zu beiden Seiten dieses Korridors die weißgetünchten, rohgemauerten Räume, die den Gefangenen zur Unterkunft dienten und deren Türen noch die alten eisernen Inschriften mit der Zahl der Zimmerbelegschaften aus der Zeit Napoleons I. zeigten.

Sie müssen kein angenehmes Leben hinter den uralten rostigen, aber immer noch starken eingemauerten Gitterstäben dieser Kaserne geführt haben, die alten Soldaten Napoleons, deren Spuren noch in den ausgetretenen Steinen des Fußbodens und den abgenutzten eisernen Türgriffen zu sehen waren und von denen die primitiv gemalten Fahnen und Schilder an den Wänden erzählten.

Manchmal, wenn ich in der Nacht diese Gänge hinunterging zu dem gewissen Kübel, der dort in der Nacht aufgestellt war, wenn der Mistral durch die Fenster heulte und von den alten, mühsam gegen die sie umschließenden Mauerwände anringenden Platanen im Hofe die letzten Blätter fegte, glaubte ich einen von diesen alten Soldaten mit den Bärenmützen aus dem dunkeln Rahmen der Türpfosten heraustreten zu sehen, seine alte Muskete auf den sonderbaren nächtlichen Spaziergänger richtend: Qui vive! Dann schlug die Uhr am Rathaus gegenüber der Kaserne, die anderthalb Jahre lang dort jede halbe Stunde schlug, laut und vernehmlich durch die Nacht und im selben Moment lebte die Gegenwart wieder auf. Draußen rasselte der Gewehrkolben auf das Pflaster und die Schildwache rief durch die nächtliche Stille jenen Ruf, der allen, die in Frankreich gefangen waren, noch lange im Ohre klingen wird: „Sentinelle garde à vous“, bis der Ruf von Posten zu Posten um das Gebäude herumgegangen war und der letzte dem ersten wieder antwortete: „chef de poste, rien de nouveau“.



Altes Fabrikgebäude in Alcalà de Guadaira.

Das war der Schauplatz, auf dem sich die Groteske der langsamen Verblödung von etwa tausend Menschen abspielte, die auf dem Mittelmeer gefangen waren und die dafür, daß sie zum großen Teil es versucht hatten, nach Deutschland zurückzukehren, um mitzukämpfen und mitzuhelfen, mit besonders harter Strafgefangenhaft ausgezeichnet wurden. Das Leben müssen wir ihnen lassen, stand in den französischen Zeitungen zu lesen, aber darüber hinaus auch nichts.

Das Lager von Uzès war nach allem, was ich erfahren, eines der schlechtesten in ganz Frankreich. Man war hier auf das System der ständgen Schikanen, der täglichen Nadelstiche und fortwährenden Bedrohung verfallen, die auf die Dauer nicht minder unerträglich waren wie jene Grausamkeiten, die aber doch, wenn darüber nach Deutschland berichtet wurde, nicht in ihrer vollen Heuchelei und Kleinlichkeit erkannt werden konnten.

Im Laufe der Zeit hatte sich in der Kaserne eine Gesellschaft zusammengefunden, wie sie in solcher grotesken Vereinigung wohl kaum jemals zusammengewürfelt worden. Diese ersten Insassen des Lagers waren die Gefangenen von Casabianda, jener ehemaligen Sträflingskolonie auf Korsika aus der Zeit Napoleons I., die später aufgehoben wurde, weil die Sträflinge zu massenhaft am Typhus starben. Erst nach langen Repressalien der deutschen Regierung hatte man die Gefangenen, die dort mit Peitsche und Revolver behandelt wurden, hier in diesen Käfig von Uzès gesetzt, wo man sie zwar nicht mehr körperlich mißhandelte, sie aber dafür dem Regime der kleinlichen Schikanen und des Terrorismus unterstellte, wie er eben in jener großen Hafenstadt am Mittelmeer zu Hause war, wo man die Kreolen und Araber, Neger und Anamiten mit Rosen bekränzte, bevor man sie auf die Schlachtbank schickte, und wo die mit goldenem Eichenlaub an den Mützen geschmückten hagern Offiziere, die alle

Augenblicke zu uns ins Lager kamen, aus Nordafrika und der Fremdenlegion her das System kannten, wie man langsam Menschen zum Irrsinn bringt, ohne sich körperlich an ihnen zu vergreifen.

Schon damals auf Casabianda waren die Gefangenen eine so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, daß die Franzosen die drei Schlafsäle der Gefangenen in der Sträflingskolonie als den salle des aristocrates, salle mixte und den salle des assassins (der Mörder) bezeichneten. Schon damals herrschte unter dieser nur geringen Schar von etwa 300 Mann eine große Verschiedenheit der Nationen und Sprachen, Stände und Berufe, Charaktere und Schicksale. Nachdem dieses Lager dann zusammen mit den Gefangenen aus dem Lager von Chiavari auf Korsika und Mont Louis in den Pyrenäen nach Uzès verlegt worden war, nahm infolge des ständigen frischen Zuzugs vom Mittelmeer diese Buntheit immer phantastischere Formen an. Alles, was auf dem Mittelmeer irgendwo von „boches“ auf Dampfern oder Segelschiffen herumschwamm, einzelne Reisende ebenso wie ganze Schiffsbesatzungen, wurde von den Torpedobooten und Wachtschiffen der Franzosen heruntergeholt und nach Uzès geschleppt.

Da kamen ins Lager tätowierte Seeleute, die in kleinen Segelbooten durch das Mittelmeer die Ueberfahrt versucht hatten und auf hoher See als Schiffbrüchige aufgefischt waren, da kamen elegante Reisende, Gelehrte, Kaufleute, Beamte, die noch am Abend vorher im Hotel Imperial in Barcelona in weichen Betten gelegen, Leuchtturmwächter, die von ihren Inseln im Adriatischen Meer fortgeschleppt waren, italienische und österreichische Deserteure, die nach Spanien hatten fahren wollen, Fremdenlegionäre, die sich weiß Gott wo herumgetrieben, Tippelbrüder und Landstreicher aus Südamerika, die sich bis

Spanien durchgeschlagen, ja da kamen Leute, die selber nicht recht wußten, welcher Nationalität sie angehörten.

Als die Entente den Schauplatz ihrer Tätigkeit nach Saloniki verlegte, fanden sich allmählich auch Türken und fast sämtliche Vertreter der Balkanstaaten im Lager ein. Die Zimmer in der Kaserne waren damals schon längst vollbesetzt, man brachte deshalb die ersten Türken, die man in griechischen Gewässern gefangen hatte, im Pferdestall unter, im „türkischen Garten", wie wir sagten, wo sie den ganzen Tag immer freundlich lächelnd, ergeben in alles, was man mit ihnen anstellte, mit untergeschlagenen Beinen auf ihrem Strohsack hockten. Der Pferdestall, der mit seinen Nebenräumen kaum für die zuerst Angekommenen reichte, mußte schließlich fast 100 Türken zur Unterkunft dienen, die man um Saloniki herum gefangen hatte. Auch unter diesen Türken waren Leute aus allen Ständen vertreten. Reiche Kaufleute, die noch im Juni im Lager von Uzès ihre wertvollen Pelze trugen, die sie bei der Gefangennahme im Winter angehabt hatten, türkische Lastträger, deren Hauptbekleidungsstück in einer unendlich langen, roten Bauchbinde bestand, manche darunter, die nicht genau wußten, ob sie griechische oder türkische Untertanen waren, denn auf den griechischen Inseln an der Küste Kleinasiens soll man sich darüber manchmal nicht ganz klar sein.

Der damalige dritte Kommandant in Uzès, der Mohr von Uzès oder der „Halbseidene", wie wir ihn nannten, weil er in seiner Ahnenreihe mindestens in der dritten Generation einen Negerhäuptling hatte, veranstaltete jedesmal einen triumphalen Einzug, wenn neue Kriegsgefangene ankamen. Die bisherigen Gefangenen mußten während der Zeit vom Hofe verschwinden und einzeln marschierte jeder neue Gefangene durch das kaudinische Joch des Torbogens in die Kaserne hinein, während der „Mohr" mit fuchtelnder Reitpeitsche, gestiefelt und

gespornt, mit Orden und Ehrenzeichen, bei jedem einzelnen den erschrecklichen, überwältigenden Eindruck seiner mächtigen Persönlichkeit genoß. Freilich nicht immer mit Glück. Wie z. B. nicht bei jenem kleinen, buckligen türkischen Lastträger, der sich vor ihm ungeniert wohl 20 bis 30 mal drehte, bis er seine Bauchbinde wieder umgeschlungen hatte, die ihm bei der körperlichen Untersuchung abgezogen war, und der dann dem Mohren verständnislos ins Gesicht sah, während er gänzlich unbefangen Adams Taschentuch benutzte.

Auch damals gestaltete sich der Einzug nicht so triumphal, wie der Mohr es sich wohl gedacht hatte, als die zwei Dutzend Räubergestalten vom Balkan ihren Einzug ins Lager hielten, Leute, die zum Teil kein Hemd und keine Hosen trugen und statt der Stiefel Packpapier um die Füße gebunden hatten, während ihre Häupter Tropenhelme, Turbans, Fesse und alle möglichen Sorten von Lumpen schmückten. Als die Koffer dieser Leute vor der Kommandantur lagen, sollen sie sich vor den Augen des Kommandanten von selber fortbewegt haben von der Kraft der Millionen von Ungeziefer getragen. Unter diesen Balkangestalten waren auch bulgarische Komitatschis in kurzen, den schottischen ähnlichen Röckchen (ihrer Nationaltracht), griechische Popen mit langen schwarzen Talaren und hohen Popenmützen, alles verkappte Spione, nach Ansicht der Franzosen.

Sogar Italiener und Serben waren im Lager von Uzès interniert. Unechte Italiener, die sich dafür hielten, weil sie eine italienische Großmutter hatten oder ein uneheliches Kind von einer italienischen Mutter oder endlich, weil sie längere Zeit in einem italienischen Zuchthause gesessen. Aber auch echte Italiener waren zeitweise darunter, die man auf der Straße aufgegriffen und in das Kasernengefängnis gesteckt hatte, um sie bald darauf an die italienische Front zu senden. Ungefähr drei Dutzend

Serben waren im Lager, weil sie sich geweigert hatten, an die französische Front zu gehen. Sie trugen zum Teil noch die serbischen Militärstiefel und die serbischen Uniformstücke, mit denen sie den großen Rückzug bis zur adriatischen Küste mitgemacht hatten. 30 000 Mann sollen auf diesem Rückzuge zugrunde gegangen sein, Oesterreicher und Serben durcheinander, die man alle kurzerhand erschoß, wenn sie vor Erschöpfung am Wege liegen blieben.

Längst waren die letzten Zimmer der Kaserne besetzt, alle ehemaligen Unterrichtsräume aufgehoben, sogar die evangelische Kirche bis zum letzten Platze ausgefüllt und immer noch strömten neue Gefangene ins Lager. In Kakhi-Uniformen mit ihren überseeischen Blechkoffern, Elefantenzähnen und mancherlei andern exotischen Gegenständen kamen die Leute aus Togo, Beamte, Kaufleute, Sekretäre, noch später Gefangene aus Kamerun, sogar eine Frau darunter, die einige Tage im Lager blieb. Dazwischen wieder erschienen Deutsche und Oesterreicher vereinzelt, die man auf Korfu oder andern griechischen Inseln mitten in der Nacht aus den Betten geholt oder nach längerer Menschenjagd irgendwo in einer kleinen Gasse eines griechischen Städtchens gefangen hatte, manchmal kamen auch deutsche Soldaten, die wegen irgend eines angeblichen Diebstahls zu Zuchthausstrafen verurteilt waren und nach Verbüßung ihrer Strafe degradiert und zu uns geschickt wurden.

Nicht lange bevor unser Lager auf Repressalien der deutschen Regierung nach Ile Longue bei Brest verlegt wurde, war wieder im Lager von Uzès ein Triumphtag für den Mohren. Es hieß, es kämen 75 Deutsche und Oesterreicher. Wir glaubten wieder irgendwelche elenden Krüppel ins Lager einmarschieren sehen zu müssen, aber diesmal waren es andere Leute. 75 deutsche Zivilinternierte aus Nordafrika, die dorthin deportiert waren, weil

sie in Frankreich Fluchtversuche unternommen hatten. Ein malerischer Einzug: voran der elsässische Zuaven-Dolmetscher mit dem roten Barte, blonden Haaren und blauen Augen, eine urgermanische Gestalt, die sich seltsam in den weiten Pluderhosen, dem roten Käppi und der rotbetreßten Zuavenjacke ausnahm. Er war in der Behandlung der Boches ein weißer Rabe unter den vielen Elsässern, die wir kennen gelernt haben. Dann hinter ihm einzeln nacheinander 75 kräftige, gebräunte Gestalten in saubern hellblauen Leinenanzügen, denen noch die afrikanische Sonne anhaftete. Unter ihnen der Krefelder Athlet, der es liebte, so als Varieténummer 10 Mann auf seinem Leibe stehen zu lassen und der mit 20 andern Kameraden 200 bis 300 Meilen durch die Wüste einen Fluchtversuch unternommen hatte, bis er hinterlistig von arabischen Dorfbewohnern wieder den französischen Gendarmen ausgeliefert worden war. Noch ein anderer Athlet war unter ihnen, der seine Kraft weniger zeigte, von dem es aber hieß, daß er noch bedeutend stärker wäre als der Krefelder Athlet. Das wurden sorgenvolle Zeiten für den Mohr von Uzès, der damals seine Korporäle hinten auf dem Hofe sich jeden Morgen im Revolverschießen üben ließ, verstanden sie doch bisher überhaupt noch nicht mit den Dingern umzugehen. Fünf mal in der Nacht gingen damals Ronden durch das Lager, die fünf mal in der Nacht mit ihren Laternen den Schläfern in das Gesicht leuchteten und die Gefangenen einzeln zählten.

Die Räume der Kaserne, die unter normalen Verhältnissen vielleicht 300 Mann beherbergen konnten, füllten sich allmählich mit annähernd tausend Gefangenen und wurden so voll, daß die Strohsäcke in den Zimmern den Fußboden restlos bedeckten und die Gefangenen nicht aneinander vorbeikommen konnten und in den Zimmern aufeinander lagen und sich traten.

Die Einzelhaft soll ja auf die Dauer unerträglich sein. Wir unsrerseits wünschten sie uns beinahe, wenigstens war es während dieser anderthalb Jahre in Uzès eine der ersehntesten Vorstellungen, nur einen Augenblick mit sich selber allein sein zu können, nicht immer dieselben Gesichter und Menschen zu sehen, dieselben Witze und Redensarten zu hören und einmal ungestört seinen eigenen Gedanken nachgehen zu können.

II.

Im kleinen Hofe der Kaserne, in dem ein paar abgestorbene Platanen stehen und einige Grasbüschel in den Ecken wachsen, schieben und drängen sich die fast tausend Gefangenen. Manche mit gänzlich unbegründeten beschleunigten Schritten, manche langsam vor sich hindämmernd. Die phantastischen Unterschiede der ehemaligen Kleidungsstücke und Ausrüstungen, zum großen Teil auch der Kragen und weißen Hemden sind verschwunden. Die Menschen, die da herumlaufen, sehen sich so ähnlich, wie für den Europäer ein Chinese dem andern gleichsieht, denn nichts macht die Menschen so ähnlich als das gedrängte Beisammensein hinter hohen Zuchthausmauern. Alle haben sie jetzt kahlgeschorene Köpfe und die gleiche Gefangenentracht mit der Nummer am Arm, dem P. G. am Rocke, den roten Streifen an Armen und Beinen und der schirmlosen Tuchmütze, die schon nach kurzer Zeit nichts anderes ist als ein schmutziger Lappen. In dieser Gefangenentracht, die unsinnig ist, weil die Gefangenen nie aus dem Lager herauskommen, und wenn sie fliehen wollen, die angenähten Streifen einfach abreißen oder aus ihren Koffern einen andern Anzug herausnehmen können, wandeln sie Sommer und Winter immer den gleichen Weg von Mauer zu Mauer, in der glühenden Sonnenhitze des kahlen Hofes oder beim eisigen Wehen des trockenen Mistral, der in Wirbeln den Staub vom Boden in die Luft fegt und in die Kehlen

der Menschen niederschlägt; in der strengsten Abgeschlossenheit von der Außenwelt, fast noch inmitten des lieblichen Städtchens und doch ferner von seinen Bewohnern, als wenn sie tausend Meilen davon trennten.

Die Franzosen verfolgten damals mit äußerster Strenge das Prinzip, die Gefangenen von jeder Berührung mit der Bevölkerung fernzuhalten. War es doch ein schweres Vergehen, aus dem Fenster zu sehen, und wurden doch in letzter Zeit sogar die Fenster zur Straße mit Brettern vernagelt, damit man auch nicht einmal die hinter dem Gitter stehenden Boches von draußen zu sehen bekam. Man verfolgte in erster Linie den Zweck, den Haß und den Abscheu gegen die Boches nicht einschlafen zu lassen. An Menschen, die man öfters sieht, und seien es auch Verbrecher, gewöhnt man sich schließlich und findet, daß es eben auch Menschen sind wie die andern. Wie denn die französische Bevölkerung in naivem Erstaunen wirklich in einigen seltenen Fällen feststellte: das sind ja Menschen wie wir. Der Haß gegen die Boches mußte aber von der französischen Regierung unter allen Umständen aufrechterhalten werden, weil er in Frankreich eines der Haupttriebmittel des Krieges ist. Sie haben es in unserm Falle gründlich erreicht. Der Haß, der uns seitens der Bevölkerung aus dem Städtchen entgegenschlug und der sich in irrsinnigen Inschriften auf unsern Paketen: „Tod den Boches, der Klub der Bochesmörder“, in der Verunstaltung der Gräber der in Uzès begrabenen Gefangenen und den ewigen Beschwerden der Bevölkerung, daß es uns zu gut ginge, sich kund gab, war so maßloser Art, daß wir nicht wußten, ob wir mehr über die Torheit oder die Bosheit erstaunen sollten.

Man hört immer die Frage, womit sich die Gefangenen eigentlich beschäftigt hätten. In Uzès beschäftigten sich die Gefangenen mit gar nichts. Sie warteten. Nicht nur auf das Ende des Krieges oder auf die Freiheit, sie

warteten auf alles, was dem freien Menschen von selber zufällt. . . . Sie warteten schon am frühen Morgen, wenn der Clairon um fünf Uhr das Wecksignal blies, zu drei und vier Mann hintereinander an den paar Waschkränen, die immer nicht laufen wollten, sie warteten in langen Reihen auf das Antreten zum Corvé-Dienst: zu den mancherlei Arbeitsverrichtungen im Lager, wie Scheuern und Reinigen der Korridore und der Nachtkübel, Hofreinigen, Steineklopfen und Kartoffelschälen, sie warteten mittags in langen Reihen mit den zinnernen Eßgeschirren, die wie Ketten rasselten, daß man ihnen in der Küche einem nach dem andern einen Schlag wässrige Kohlsuppe in die Gamelle kippte, sie warteten stundenlang auf die Austeilung der Pakete, auf die Auszahlung der Gelder, die für sie ankamen und von denen man ihnen höchstens zehn Francs die Woche, manchmal auch noch weniger auszahlte. Sie drängten sich zu Hunderten an das Gitter der Kantine, wenn diese endlich geöffnet wurde und man ihnen aus dem Drahtgitter heraus das klebrige, säuerliche, weiße Brot verkaufte, das nur für ein Drittel der Gefangenen reichte, sie standen stundenlang vorbereitet zu den wöchentlichen und noch häufigeren Revuen (Lagerbesichtigungen), bei denen nichts im Zimmer sein durfte als der Strohsack, der aufgerichtet an der Wand stehen mußte oder auch auf der Erde liegen mußte — jeder Korporal wollte es anders haben —; sie warteten in langen Reihen vor der Infirmerie auf das Erscheinen des Arztes, auf das Austeilen von Liebesgaben, standen immer wieder zum Appell in dem Hofe oder in den Zimmern, wurden immer wieder neu gezählt und neu registriert, ja sie warteten sogar in langen Reihen vor den Türen der Klosetts, deren Anzahl viel zu gering für die fast tausend Lagerinsassen war.

Mag an diesen Zuständen auch hauptsächlich die Ueberfüllung des Lagers schuld gewesen sein, so sorgten

die Franzosen doch auch ihrerseits dafür, durch fortwährende Schikanen das Leben noch unerträglicher zu machen. Schon allein der Umstand, daß die Wachtmannschaften innerhalb des Lagers standen und die Korporäle und Sergeanten mit den Gefangenen Tür an Tür in der Kaserne wohnten, war die Quelle ewiger Beunruhigung. Sie hatten ja weiter nichts zu tun als ständig die Boches zu beobachten und Strafen auszuteilen. Jeder Korporal hatte das Recht, aus eigener Initiative vier Tage Cachot zu verhängen, ohne daß dagegen irgend eine Berufung an eine höhere Instanz möglich war. Das angebliche Reglement der Kaserne gab die Handhabe für tausenderlei Anordnungen, deren Nichtbefolgung stets mit Cachotstrafen geahndet wurde. Die Zivilgefangenen wurden als Militärgefangene angesehen und einem militärischen Drill von morgens bis abends unterworfen. Man wollte wahrscheinlich den Militarismus durch den Militarismus austreiben. Alte sechzigjährige Leute, die nie in ihrem Leben etwas mit Militär zu tun gehabt hatten, lernten hier noch auf ihre alten Tage eine Schneidigkeit im militärischen Grüßen und Strammstehen, die jeden preußischen Feldwebel vollauf befriedigt haben würde. Wenn freilich einer starb oder bei sonstigen Gelegenheiten, wo es vorteilhafter war, Militärgefangener zu sein, wurde das militärische Begräbnis wieder verweigert, denn insofern waren wir Zivilgefangene. „Sind denn das Soldaten?" fragte der amerikanische Attaché, der endlich nach fast anderthalb Jahren das Lager besichtigte, als die Gefangenen wie immer in strammer Haltung regungslos, mit kahlgeschorenem Kopfe und den sonstigen militärischen Abzeichen bei der Besichtigung dastanden. Der Kommandant ließ sofort durch seine Korporäle in allen Zimmern verkünden, er wünsche legere Haltung, nicht militärische, wir wären Zivilgefangene. Davon nahmen wir nun allerdings keine Notiz mehr, sondern standen in noch

strammerer Haltung wie sonst und führten alles das aus, was man uns in wochenlangen Uebungen, allerdings nicht gerade für diesen Fall, einexerziert hatte. Wie man einen Leutnant grüßte, einen Hauptmann, einen Oberst, einen General, was man im Sitzen, Stehen oder Gehen zu tun hatte, wenn ein Vorgesetzter ins Zimmer trat oder auf dem Hofe vorüberging. In der Kaserne waren überall seitenlange Anschläge mit genauer Instruktion der Ehrenbezeugungen und noch vielen andern bis in das kleinste gehenden Bestimmungen. Wenn man glücklich alles gelernt hatte, wurden die Vorschriften wieder abgeändert und neue erfunden: ordre, contreordre, desordre sagten die Franzosen, weil sie selber schließlich nicht mehr wußten, was eigentlich für Vorschriften bestanden.

Unter dem Vorgeben der Reziprozität wurden täglich Verschlechterungen eingeführt. Man hatte uns nicht nur keine Tische oder Stühle gegeben, sondern man nahm uns sogar diejenigen, die wir mit eignen Mitteln gekauft hatten wieder fort, obgleich sie mit Erlaubnis des Arztes erlangt waren, der für alles und jedes eine ärztliche Erlaubnis geben mußte, selbst wenn man nur ein Paar Stiefel haben wollte. Manche hatten sich, damit die Strohsäcke nicht unmittelbar auf dem feuchten Stein lagen, ein paar Zentimeter hohe Brettunterlagen anfertigen lassen, auch diese wurden verboten und in nur ganz wenigen Fällen nach Einholen der ärztlichen Entscheidung gestattet. Lampen und Kerzen waren gleichfalls verboten, nur die veilleuse brannte im Zimmer, das kleine Wasserglas mit dem im Oel schwimmenden Dochte, das die ganze Nacht brannte. Als später auf Repressalien der deutschen Regierung hin die Anordnung kam, Tische und Stühle sowie Holzgestelle für die Strohsäcke anzuschaffen, wurden alte Holzböcke voller Wanzen aus irgend einem Inder-Lager hereingeschafft und die paar Bänke und Tische, die im Lager vorhanden gewesen waren, den Be-

sitzern einfach fortgenommen und dann von neuem verteilt, von Zimmer 1 angefangen. Sie reichten gerade bis zum Zimmer 6. Damit hatten die Franzosen der Anordnung aus Paris Folge gegeben.

Daß das Essen im Lager nichts taugte und, soweit der Stockfisch und die Kohlsuppe in Betracht kam, kaum zu genießen war, ist wohl schon beinahe selbstverständlich. Wunderbar ist nur, wie die Franzosen es fertig brachten, diese von vornherein ungenügende Kost von Woche zu Woche zu verschlechtern und zu verringern und daß dabei doch noch etwas wenigstens theoretisch Eßbares übrig blieb. Immer wieder standen wir beim Appell und hörten mit Staunen, daß die Brotration wieder verkleinert werden sollte, daß wir noch viel zu viel Zucker, Gemüse und Fleisch erhielten; du lieber Gott, das Fleisch, das es jetzt nur noch an zwei Tagen der Woche gab, war ja nur von Fingernagelgröße, wenn man überhaupt etwas davon erhielt und nicht nur mit der Brühe vorlieb nehmen mußte. Die Franzosen berauschten sich eigentlich nur noch an der Verkündung der ewigen Herabsetzung der Rationen, ohne sie wirklich in die Tat umsetzen zu können. Warum, wenn sie nur aus Repressaliengründen so handelten, sie uns andererseits Briefpapier mit den herrlichsten vorgedruckten Speisenfolgen gaben, ist wieder unerfindlich. Wir weigerten uns, dieses Briefpapier zu benutzen und setzten durch einen vierwöchigen Briefstreik auch durch, daß man von diesem Verlangen wieder abstand.

Es hätte schließlich keinen großen Unterschied gemacht, wenn die Franzosen die Speisung ihrer Gefangenen einfach eingestellt hätten; denn wir lebten eben nicht von dem, was uns die Franzosen zukommen ließen, sondern von dem, was wir in Paketen geschickt erhielten oder was wir uns in der Kantine kauften. Der größte Teil der Gefangenen erhielt damals noch regelmäßig Pakete

aus Deutschland, die im großen und ganzen etwa zu dreiviertel wirklich ankamen. Daß öfters das beste aus den Paketen verschwunden war, mußte man sich eben gefallen lassen, zumal man ja noch nicht einmal wußte, wo die Sachen abhanden gekommen waren. Mehr Aergernis erregte es schon, daß man gewisse Sachen vor unsern Augen aus den Paketen herausnahm und konfiszierte. So zu Anfang die Schokolade, Kuchen und Gebäck. Nur Brot war erlaubt, wieder angeblich aus Repressaliengründen. Als das endlich bis nach Hause gedrungen war, waren die Kuchen wieder erlaubt und dafür Brot verboten. Von Hause kam jetzt kein Kuchen mehr, sondern nur noch Brot.

Wer keine Pakete bekam, konnte sich auch noch durchschlagen, wenn er Geld hatte, um in der Kantine Brot und Butter, Eier und Käse zu kaufen. Freilich erhielten selbst diejenigen, die Tausende als Depot im Büro liegen hatten, die längste Zeit nur fünf Francs die Woche ausgezahlt, was in Anbetracht der hohen Kantinenpreise nicht weit reichte. Es bedurfte schwieriger Finanzoperationen mit Mitgefangenen und den Angehörigen in Deutschland, um Wege ausfindig zu machen, daß man mehr Geld in die Hände bekam.

Wer von Haus kein Geld hatte, mußte versuchen, im Lager Geld zu verdienen. Möglichkeiten sich zu betätigen gab es genug, als Wäscher, Schneider, Schuster, die zwar in erster Linie für die Franzosen arbeiten mußten, aber daneben für besondere Arbeiten reichlich von den Mitgefangenen Trinkgelder erhielten. Als Kaffeeausschenker, Pfannkuchen- und Kartoffelpufferbäcker oder als Zeitungsausträger und Kantinenbediente hatten sich manche mehrere hundert Mark zusammengespart. Als Putzer, der für einen der Mitgefangenen die Wäsche, das Essen und andere Dienstleistungen besorgte, konnte sich fast jeder im Lager fünf Francs in der Woche verdienen. Die wenigen,

die weder Pakete bekamen, noch Geld hatten, waren auf die im allgemeinen ausreichende Unterstützung des Hilfskomitees angewiesen, dem freiwillige Unterstützungen der bemittelten Gefangenen zuflossen, oder sie mußten im Notfalle eben unbeweglich auf ihrem Strohsack liegen. Dann braucht nämlich der Mensch weniger Nahrung. Bei absoluter Bewegungslosigkeit kann man so neun Tage ohne Nahrung leben.

Man sollte meinen, daß es den Franzosen, nachdem wir nun doch in dem Käfig von Uzès vollkommen unschädlich gemacht waren, gleichgültig sein konnte, was wir unter uns sprachen und dachten. Gerade das erschien ihnen aber besonders wichtig und erstrebens- und wissenswert. Abgesehen davon, daß sie allerdings gänzlich erfolglos durch törichte Broschüren und Zeitungen in deutscher Sprache das nationale Empfinden zu zerstören suchten, fahndeten sie auch hier im Lager nach Spionen. Wie mir schon auf dem Knochenschiff der bretonische Matrose gesagt hatte: „Man wird Ihnen nachweisen, was Sie in Spanien gegen Frankreich unternommen haben,“ versuchten sie jetzt wirklich herauszubekommen, wer in Paris gewesen oder wer in Spanien mit den Konsulaten oder andern deutschen Behörden in Berührung gekommen oder wer Offizier war, ohne sich als solcher zu erkennen zu geben. Es brauchte bloß jemand, wenn er im Büro danach gefragt wurde, zu sagen, er wäre kein Offizier, sofort war man vom Gegenteil überzeugt und legte ihm irgend einen von den Spionen oder Zuträgern unter den Gefangenen, die man nicht kannte und schließlich überall argwöhnte, in sein Zimmer neben seinen Strohsack, der ihn Tag und Nacht beobachten und seine Aeußerungen hinterbringen mußte. Der kleine Seemann Paul, der abgebrochene Riese mit dem mächtigen Oberkörper und den winzigen, kleinen Beinen, sollte mit Gewalt preußischer Ulanenoffizier sein; seine Tätowierungen und

schwieligen roten Seemannshände wären nur eine List, um die Franzosen zu täuschen. Ein anderer Seemann mußte Spion sein, weil er bei seiner Gefangennahme 1000 Pesetas bei sich gehabt hatte. Er mußte sich alle Augenblicke im Büro vollkommen ausziehen und seine Angaben, wo er sich in Spanien aufgehalten, wurden genau nachgeprüft. Wenn man sonst nichts heraus bekam, genügten irgendwelche hinterbrachten franzosenfeindlichen Aeußerungen, daß der Mann bei nächster Gelegenheit wegen zu langer Haare oder unvorschriftsmäßigen Grüßens ins Cachot kam. Mehrmals wurden Durchsuchungen der Koffer und Strohsäcke vorgenommen, um Tagebücher zu finden. Sie erwarteten darin wahrscheinlich Lobpreisungen Frankreichs zu hören und bestraften die Tagebuchschreiber, wenn sie anderes darin fanden, wegen Beleidigung der französischen Nation, des Offizierskorps, des Richterstandes oder auch der Pariser Droschkenkutscher.

Die mancherlei Konfliktsstoffe unter den Gefangenen selber, die sich ohne weiteres aus der Verschiedenheit der Nationalitäten und Berufe und noch aus manchem andern ergaben, wußten die Franzosen gleichfalls gegen uns auszunutzen, indem sie durch verschiedenartige Behandlungen die Gegensätze zu verschärfen trachteten. Sie hatten ja damals die Welt schon verteilt. Die Elsässer waren Franzosen, die Polen und Kroaten, Slowaken und Dalmatiner, Tschechen und Dänen gehörten nicht mehr zu den Mittelmächten, sondern waren über kurz oder lang ihre Bundesgenossen. Am lächerlichsten erschien uns der Versuch, die sogenannten Dänen zu beeinflussen. Wir wußten erst gar nicht, als die Dänen ins Büro kommen sollten, wer damit gemeint war. Es gab doch keine Dänen im Lager, aber das waren eben diejenigen, deren Väter oder Mütter in den Provinzen Schleswig und Holstein geboren waren, denn bekanntlich hatten Schleswig und Holstein einmal zu Dänemark ge-

hört. Man eröffnete diesen „Dänen“, daß demnächst Holstein und Schleswig wieder an Dänemark zurückfallen würden, ob die Betreffenden damit einverstanden wären; es könnte sein, daß sie dann in ein besseres Lager kämen. Der Dolmetscher, der die „Dänen“ einzeln vornahm, stellte mir selber in etwas ungeschicktem Deutsch die Frage: „Wie fühlen Sie?“ Ich antwortete ihm: „Na, so ganz gut, den Umständen angemessen,“ worauf er mich veranlaßte, schleunigst das Zimmer zu verlassen.

Trotzdem die Franzosen mit derartigen Beglückungsversuchen wenig Erfolg hatten, ließen sie es sich aber doch nicht nehmen, die einzelnen Nationen verschiedenartig zu behandeln, wobei sie wieder eine solche Kleinlichkeit zeigten, daß auch die damit Beglückten davon nur ein sehr geringes Vergnügen hatten: Ein Löffel Suppe mehr, ein paar Tage Cachot weniger, ein außer der Reihe zugelassener Brief, eine etwas weniger scharfe Zimmerdisziplin, das waren so in der Hauptsache die Wohltaten, mit denen die Franzosen die Bevorzugten beglückten und die sie nach langen Verhandlungen über Paris auch den Ungarn zuteil werden ließen, weil es erwiesen war, daß die Franzosen in Ungarn frei umhergehen durften.

Um so schwerer drückte man auf die Deutschen und Deutsch-Oesterreicher im Lager, die echten Boches, die ihr Barbarentum dadurch bewiesen, daß sie in die Heimat hatten fahren wollen, um gegen Frankreich zu kämpfen, und die nicht einsehen wollten, daß es mit Deutschland zu Ende ging. Wir kämpften auch geistig verzweifelte Kämpfe, gegen Lüge und Bosheit, durch die die Franzosen zwar in bezug auf das nationale Empfinden nur das Gegenteil von dem erreichten, was sie bezweckten, — habe ich doch von manchem Seemann, der lange in fremden Landen geweilt, gehört, daß er sich erst in Uzès wieder richtig daran erinnert habe, Deutscher zu sein.

Immer stiller ward es im Lager, immer mehr verdichtete sich das Depressionszentrum über diesen Zuchthausmauern, die den Haß einer ganzen Bevölkerung trugen, den Haß, der aus den Zeitungen und andern tausend unnennbaren Vorgängen ständig auf uns eindrang. In der ersten Zeit mögen die an der Kaserne Vorübergehenden draußen auf der Straße noch Lachen und Rufen und Lebensäußerungen von Menschen gehört haben, damals als wir noch Wettläufe im Hofe veranstalteten oder an den Turngeräten üben durften und noch Sonntags Musik auf dem Hofe hatten; dann aber, als der geringste Lärm aufs schärfste unterdrückt wurde, weil die Einwohner in ihrer Trauer um gefallene Angehörige nicht gestört sein wollten, als die Fenster zur Straße mit Brettern vernagelt wurden, da lastete dumpfes Schweigen hinter den gespenstischen Mauern der Kaserne und nur wenn ein Typhuskranker oder Irrsinniger durch die Nacht schrie oder in der Zwangsjacke fortgeschafft wurde oder wenn ein Sarg zum Tore hinausfuhr, wurden die Einwohner von Uzès daran erinnert, daß noch Menschen hinter diesen Mauern lebten.

Das Leben in der Kiste.

Zu Uzès in der Kaserne
Lag ich nachts auf hartem Stroh,
Meinen fieberheißen Gliedern
Tief erschöpft die Ruhe floh.

Neben mir der alte Heizer,
Der auf allen Meeren fuhr,
Braun gepriemt die morschen Zähne,
Träumt von einer schwarzen Hur.

Unter mir ein Muttersöhnchen,
Das zu früh dem Nest entfloh,
Wie zu früh verwelkte Blumen
Auf dem lausbelebten Stroh.

Ueber mir verschlingt die Zehen
Jemand um das Holzgestell,
Seine langen Hängearme
Deckt ein schwarzes Affenfell.

Heizer, Stewards und Matrosen
Auf der Erde Leib an Leib.
Irgend einer seufzt im Traume
Oder flucht zum Zeitvertreib.

Krause Schatten an den Wänden
In des Oellichts trübem Schein,
Durch die rostgen Eisenstäbe
Blinkt das Bajonett herein.

Eben heult's zur halben Stunde
„Sentinelle garde à vous".
Wenn ich endlich schlafen werde,
Deckt Vergessenheit mich zu.

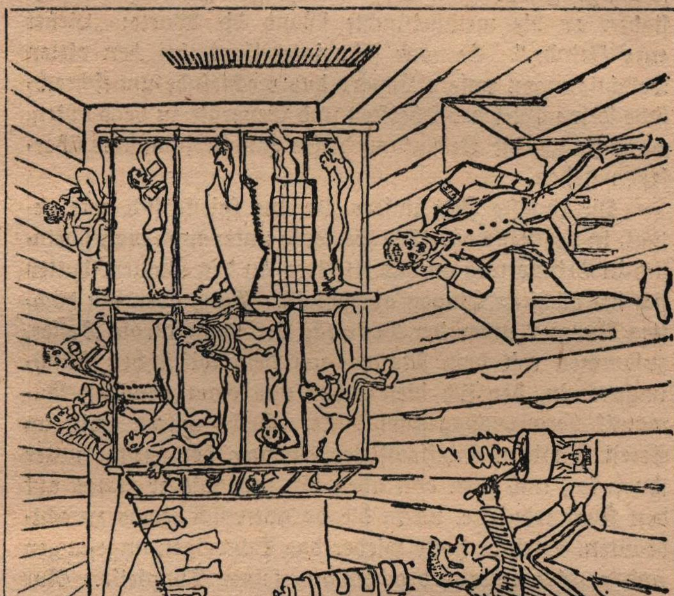
Zu 17 Mann, darunter alle Gefährten vom Knochenschiff, bekamen wir das Zimmer Nr. 11 zur Unterkunft angewiesen. Es hatte rohgemauerte, fast meterdicke, weißgestrichene Wände mit einer kellerartig gewölbten Decke. Nichts befand sich darin außer einem kleinen Glase, das mit Oel gefüllt und in dem ein Docht schwamm, die Veilleuse, die Nachtlampe, und dann noch das Gitter vor dem Fenster, in dessen Nähe wir uns nicht begeben durften, weil sonst von draußen geschossen wurde. Wir messen das Zimmer aus. Es ist 5 zu 6 Meter groß. Die 17 Strohsäcke, die wir selbst stopfen müssen, würden einen größern Flächenraum als den Steinfußboden des Zimmers bedecken. Man hat uns darum ein Holzgestell in den Raum

hineingestellt, das als Lagerstätte dienen soll. Es hat vier Etagen und schwankt bei der geringsten Bewegung wie eine alte Fregatte im Winde. Wir haben das Ding mit Bindfaden und Brettern etwas fester gemacht, aber wenn einer sich darauf umdreht, ächzt und stöhnt die Kiste zum Steinerweichen. Das Leben in der Kiste ist unsere Zukunft; denn der größte Teil unsers Lebens spielt sich auf diesem Gestell ab, zu dem uns die Schildwache in der Nacht durch die Gitterstäbe des Fensters die einzelnen halben Stunden zuruft. Robinson auf seiner Insel muß sich in ähnlicher Lage befunden haben, wie wir in unsrer Kiste.

So ganz allmählich machten wir uns daran, Komfort in unser Zimmer zu bringen. Der Ringkämpfer aus Barcelona, „Der Blaue", wie er genannt wurde, verstand es recht geschickt, aus ein paar Brettern der Holzkisten, in denen uns die Pakete von Hause gesandt wurden, einen Tisch und einige Sitze zusammenzuschlagen. Aus alten Konservendosen wurden Lampen hergestellt, desgleichen Kopfkissen aus alten Paketüberzügen genäht und Stroh hineingesteckt. Dann wurden Schachspiele angefertigt, kleine Schränke gemacht, sogar ein weißes Bettlaken erstand ich mir von dem alten Landstreicher August Angebrannt, der im Lager den Zwischenhandel mit allen möglichen Sachen betrieb. Mit diplomatischem Geschick und verschlagenen Künsten gelang es mir schließlich auch, bei den Kantinendamen einen richtigen Stuhl und noch später einen kleinen verschließbaren Tisch zu beschaffen. Man erhielt sonst einen Stuhl nur auf ein ärztliches Attest hin, wenn man lahm oder schwerkrank war. Auch der kleine Werner aus Kiel, der mit dem merkwürdigen Passe gefahren war: „tätowierter Anker auf dem rechten Arm usw." hatte sich bei den Kantinendamen, wahrscheinlich wegen seiner angenehmen Gesichtszüge, sogar einen „Triumphstuhl" zu verschaffen gewußt, der dem Zimmer

bereits einen behaglichen Anstrich gab. „Kamerad" Pump hatte sich in einer Konservenbüchse eine Erbse gepflanzt, die schon langsam an dem Gitter emporzuranken begann und in gewisser Beziehung an einen Vorgarten erinnerte. Auch hatte ihm der alte August Angebrannt eine Flöte verkauft, auf der er manchmal abends herzzerreißende Töne bließ.

Nach Einrichtung der äußern Behaglichkeit dachten wir nun auch daran, unsere leiblichen Genüsse etwas aufzubessern. Wir hatten einen Schlosser unter uns, dem es nach vielen Bemühungen gelang, aus mehreren Konservenbüchsen einen Kochapparat herzustellen. Daraufhin gründeten wir zu sechs oder sieben Mann eine Kochgesellschaft und stellten Hein Jummi, der lange als Schiffskoch gefahren und außerdem Maler und Affenhändler war, er brachte nämlich die Affen immer aus Südamerika mit, um sie in Hamburg zu verkaufen — er war eben eine Künstlernatur —, als unsern gemeinschaftlichen Koch an. Das heißt, eigentlich war er so eine Art Sklavenhalter. Wir mußten ihm jeden Montag, wenn wir unser Geld bekamen, das uns von unserm Depot ausgezahlt wurde, anfangs 20 Francs wöchentlich, später lange Zeit nur 5 Francs restlos abliefern. Dafür kaufte er dann in der Kantine ein und versorgte uns zwei- bis dreimal täglich mit Kaffee, manchmal gab es auch russische Eier, italienischen Salat oder spanisches Ragout. Die Namen waren immer sehr schön. Wir waren aber stets mit allem zufrieden, was Hein Jummi kochte, wenn er uns nur etwas übrig ließ. Was sollten wir machen. Die Kochkunst verstanden wir nicht und Hein Jummi hatte eine so selbstverständliche Art uns zu betrügen, daß wir es eigentlich gar nicht merkten und ganz zufrieden waren. Er brachte es schließlich sogar soweit, daß wir alle bei ihm hoch in der Kreide saßen, dafür gab er uns aber auch längern Kredit.


P.M.

Zur letzten, bereits künstlerischen Ausschmückung des Zimmers malte Hein Jummi, als er einmal etwas schwarze Farbe gefunden, mit großen schwarzen Buchstaben an die weißgetünchte Wand die Worte: „Liebet eure Feinde.“ Es war sehr interessant, bei den vielen Besichtigungen unsers Lagers das wechselnde unbeschreibliche Minenspiel der Obersten und Generäle zu beobachten, wenn sie sich die Bedeutung dieses Zimmerschmuckes übersetzen ließen.

Die längste Zeit unsers Daseins spielte sich, wie gesagt, in der Kiste ab. Die Seeleute unter uns, wahrscheinlich in Erinnerung an das Klettern an den Masten, hatten sich die höchsten Etagen ausgesucht. Ganz oben am höchsten Ausguck unter der Decke lag der Vollmatrose Buller, zusammen mit dem Manne aus dem christlichen Jünglingsverein, der sich diese Höhe aus einer gewissen Romantik heraus ausgesucht hatte. Beide waren ewig im Streit mit dem Schiffsoffizier Strippe, der gerade unter ihnen lag und dem von oben hin und wieder etwas auf den Kopf träufelte, wenn die da oben sich etwas zurechtbrauten. Strippe hatte wieder das Schweigen angefangen und rauchte ununterbrochen aus seiner Tonpfeife. Nur hin und wieder, aber seltener wie früher, lachte er noch so wie die Neger im Hafen von Newyork lachen, oder krähte wie ein Papagei. Pump, der Mann, bei dessen Anblick wir immer an die tiefsten Urwälder Brasiliens erinnert wurden, hatte ganz hinten in der Ecke an dem schmalen, zur Wand freigelassenen Gange hinter dem Gestell seine Gorillahöhle aufgeschlagen, wo er mit seinem rotkarierten Bett, das die Initialen des Hamburger Hotels zeigte, herumwirtschaftete. Der träge Schiffszimmermann Meier, der sich den untersten Platz in der Kiste gesucht, hatte endlich seinen wahren Beruf gefunden; er lag den ganzen Tag auf seinem Strohsack und dachte wahrscheinlich nach. Nülles, der alte Heizer, hatte seinen

Platz auf dem Gestell neben mir und konnte sich immer noch nicht daran gewöhnen, daß er nicht vier Stunden lang abwechselnd schlafen und heizen mußte. Er schnarchte des Nachts wie ein Löwe und sprang schon morgens um fünf Uhr, wenn der Clairon den ersten Weckruf blies, mit einem Freudenschrei von seinem Bett herunter, weil er nach vier Uhr überhaupt nicht mehr schlafen konnte.

Zu den frühern Genossen ist noch ein neuer hinzugekommen, den die Franzosen für den Typ des deutschen Professors halten und den der Lagerkommandant den inspizierenden Obersten und Generälen aus Marseille als Professor vorstellte. Er war zusammen mit dem Lause-Emil und den Balkan-Räubergestalten ins Lager gekommen, deren Koffer und Bündel gar nicht getragen zu werden brauchten, weil die daran haftenden Insekten dieselben von selber fortbewegten. Als der Herr Professor ins Lager kam, hatte er nur einen langen Rock und ein schmutziges Hemd an; um die Unterschenkel und die Füße hatte er graues Packpapier gebunden. Er kam aus Neapel, wo er seit 20 Jahren Sprachlehrer gewesen sein wollte; wahrscheinlich hatte er das Metier eines Fremdenführers oder Bettlers betrieben. Die Italiener hatten ihn zusammen mit etwa 300 andern Landstreichern in die Schweiz abschieben wollen. Da die Leute aber gar keine Mittel besaßen und zum Eintritt in die Schweiz Voraussetzung ist, daß jemand 5 Francs besitzt (so wurde es uns wenigstens erzählt), so hatte die Schweiz sich geweigert, sie hereinzulassen, und man hatte sie deshalb auf ein altes Schiff gesetzt, das die Meerfahrt nicht mehr vertrug und darum an der Küste entlang versucht hatte, nach Spanien zu fahren. Unterwegs hatten die Franzosen 300 Gefangene gemacht und einige davon in unser Lager geschickt.

Er war ein bescheidener, friedlicher Mann, der Herr Professor, mit allem zufrieden und erstaunt darüber, daß es bei uns so „fein" war. Auch sonst hatte er es überall

bei den Franzosen sehr „fein" gefunden. Im Fort St. Nikolaus in Marseille habe es in der Einzelzelle sogar elektrisches Licht gegeben. Der Fußboden sei aus Kacheln gewesen und die Tür aus schwerem Eichenholz mit Messing beschlagen. Die Kohlsuppe sei allerdings bei uns noch besser, auch esse man ja hier mit Gabeln und es sähe recht appetitlich aus. Er verstand nicht recht, weshalb wir so lachen mußten.

Auf der andern Seite der dritten Etage der Kiste wohnte der Schiffsoffizier Starke, ein Mann von großer Willensenergie, trotzdem aber oder vielleicht gerade deswegen rettungslos in die Kreise des Lagerpropheten „Krümchen" hineingezogen. Dieser Lagerprophet Krümchen, von Beruf Postsekretär, war strengster Vegetarianer und führte schon seit längerer Zeit einen besonders sittlichen Lebenswandel, den im Lager fortzusetzen ihm allerdings nicht schwer fallen konnte. Krümchen strebte danach, ein derartig fleischloses und seelenvolles Dasein zu führen, daß die Tugend läuternd auf den Stuhlgang einwirkte und die eigenen Exkremente geruchlos wurden. Natürlich mußte der Lebenswandel entsprechend sein. Schon Milch war nach seiner Ansicht „die geschlechtliche Ausschwitzung einer kranken Kuh", Eier überhaupt etwas Sündhaftes, Kartoffelpuffer, den er bevorzugte, durfte nur mit Pflanzenfett und nicht mit tierischem zubereitet werden. Krümchen, auch der Heufresser oder wegen seines langen, roten Bartes auch wohl der Bauernschreck genannt, besuchte seinen Jünger Starke mehrmals am Tage in unserm Zimmer. Im Sommer immer in einem schneeweißen Anzug mit offener Brust und saubergewaschenen nackten Füßen in hölzernen Sandalen. Im Winter dagegen um so mehr in Tücher und Decken eingehüllt. Krümchen half und beaufsichtigte Starke beim Mischen der Kohlsuppe, die stets in geheimnisvoller Art und Weise zusammenge-

mischt wurde. Wir sahen diesem Vorgange anfangs mit gleichfalls gemischten Gefühlen zu. Es waren in den letzten Nächten ganz fürchterliche Gerüche im Zimmer entstanden. Wir hatten Forschungen angestellt, zuerst Pump im Verdacht gehabt, schließlich aber gefunden, daß der Jünger des Propheten die Ursache war. Wir führten diese peinlichen Vorgänge in der Nacht auf die veränderte Lebensweise des „Jüngers“ zurück, bei dem der Reinigungsprozeß scheinbar nicht so schnell gelang, wie bei seinem Herrn und Meister.

Den kroatischen Kaufmann aus Tanger, der die 40 000 Mark im Jahre verdiente und bei dem Pump, wenn jener etwas sagte, deswegen stets die Hand an das Ohr legte, hatten wir auch im Zimmer behalten. Er hieß einfach Mikosch bei uns und seine Position war schon seit dem ersten Abend etwas unsicher geworden. Man erinnert sich vielleicht noch, daß er bei dem Einmarsch in das Lager seine Koffer nicht tragen konnte und mit den Franzosen über den Beruf des Kofferträgers im allgemeinen und seiner eigenen Befähigung dazu im besondern längere Disputationen anstellte. Wir waren alle damals drauf und dran gewesen, aus Mitleid für Mikosch unsere Sachen hinzuschmeißen und den Franzosen die Stirn zu bieten. Als sich Mikosch aber, nachdem wir in unser Zimmer eingezogen waren, am ersten Abend auskleidete und im Adamskostüm, nur mit einem kurzen Höschen bekleidet, ahnungslos dastand, nahm der Ringkämpfer aus Barcelona, „der Blaue“, an seinem Körperbau ein sachverständiges Interesse. Er befühlte seine Arm- und Bein-Muskeln und erklärte als Sachverständiger, daß der Mikosch sehr gut in einem Varieté als Athlet auftreten könnte. In der Tat, Mikosch hatte prachtvolle Muskeln und schien zuerst recht erfreut über diese Anerkennung. Allein sie schlug nur zu schnell in das Gegenteil um, denn wenn Mikosch solche Muskeln

hatte, so war es gar nicht zu verstehen, warum er seine Koffer nicht so gut wie jeder andere selbst tragen konnte. „Da hat man nun Mitleid gehabt und hätte beinahe den ganzen Krempel hingeschmissen,“ sagte Strippe, und „da soll denn die Kiste in Oesterreich wohl schief gehen,“ meinte der Ringkämpfer. Mikosch war in der Folge für alle Fehlschläge in Oesterreich persönlich verantwortlich.

Als das lästigste empfand man in der Folgezeit das ewige Beisammensein mit so verschiedenartigen Elementen, ewig dieselben Redensarten, dieselben Witze, ewig der Lärm, Rufen und Lachen. Man hatte das dringende Bestreben, wenigstens einen Augenblick mit seinen Gedanken allein zu sein. Auch dafür fand ich schließlich einen Ausweg. Unser Zimmer lag an dem Ende des langen Korridors, der durch den ganzen Flügel der Kaserne hindurchführte. Es war noch Sommer und ich kam deshalb auf den Gedanken, mir auf dem Korridor so eine Art Laubenkolonie einzurichten. Ich ließ meinen Stuhl und Tisch vor die Tür in die Ecke des Korridors stellen und fing an, ein etwas abgeschiedeneres Privat-Dasein zu führen. Jeden Morgen stellte Hein Jummi mir meinen Stuhl und Tisch dort hinaus, brachte mir den Morgenkaffee und die neueste Zeitung, die auf komplizierten Wegen verbotenerweise ins Lager kam. Dort saß man dann, spielte Schach, zeichnete hin und wieder und schrieb sein Tagebuch. Einige der Intellektuellen im Lager machten es mir nach. Ueberall an den Türen der Zimmer blühten solche kleinen Sommerkolonien empor, in denen die drei Männer ihren Skat spielten oder die unweigerlich auf die Dauer zum Blödsinn führenden Sprachstudien betrieben.

Daß die Franzosen diesen aus dem Nichts geschaffenen Komfort stören würden, daran hatten wir zuerst gar nicht gedacht. Unser erster alter gutmütiger Kommandant ging kopfschüttelnd an unsern Laubenkolo-

nien vorüber und sagte nur, er wüßte selber, was Gefangenschaft wäre. Er war nämlich 70/71 selber ein paar Monate gefangen gewesen. Aber die von uns geschaffenen Herrlichkeiten sollten ganz plötzlich ein Ende nehmen. Eines schönen Sommertages erschien unvermutet der Gendarmerieoberst Peuillard aus Marseille, Delegierter des Kriegsministeriums für Gefangeneninspektion, um unser Lager zu besichtigen. Ein langer, hagerer Greis mit hektischen roten Flecken auf den Wangen, dem zwischen den krummen Beinen immer noch das Pferd zu schweben schien und der sich vorn und hinten alles, aber auch reinweg alles weggeritten hatte. Unser Lager gefiel ihm ganz und gar nicht. Also das Gefangensein soll ein Scherz sein, sagte er zu unserm Kommandanten, den er in unsrer Gegenwart wie einen Schuljungen herunterputzte, „denken Sie an 70, Rache für 70. Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Nichts sollte im Zimmer sein, als der Strohsack und das Eßgeschirr. Die Tische und Stühle, namentlich der Triumphstuhl von Werner und die Erbse von Pump erregten allerstärkstes Aergernis; mein weißes Bettuch empfand er geradezu als eine beleidigende Anmaßung gegenüber Frankreich. Kein Schachspiel und Damespiel, keine Bücher und Bilder, keine Lampe und kein Licht dürften im Zimmer bleiben. Die Haare und Bärte der Gefangenen müßten verschwinden. Wir waren wirklich erstaunt, als wir sahen, wie er auf der Erde kroch, um unter das Holzgestell zu schauen, und wie er in lebensgefährlicher Turnerei oben auf das Gestell hinaufstieg, um zu sehen, was da drauf lag; für was doch so ein französischer Oberst sich alles interessierte. Den Mitgefangenen in den andern Zimmern ging es noch schlechter. Einige der Gefangenen waren ihm zu dick. Er schickte ein paar von ihnen, die er als den Typ des vollgefressenen boche bezeichnete, deswegen gleich ins Cachot, andere, weil sie eine zu gesunde Gesichtsfarbe hat-

ten. Er verabschiedete sich von uns mit der tröstlichen Aussicht, daß er alle Vierteljahre wiederkäme, im ganzen noch zwölfmal.

Von da an kamen schwere, schwere Zeiten. Unser Kommandant mußte schon bald gehen und es kam ein anderer, der zwar auch kein Unmensch war, wie unser letzter Kommandant, der Mohr von Uzès, der sich aber doch genau an die Instruktionen von Marseille hielt und sie mit der größten Schärfe durchführte. Der Begriff des Eigentums, der ja nicht allein eine Errungenschaft unsrer fortgeschrittenen Kultur ist, wurde mit einem Schlage offiziell aufgehoben. Es gab kein Eigentum mehr außer den Kleidern, die man am Leibe trug. Alles andere mußte abgeliefert werden. Die Kochapparate, Lampen, Stühle sowie die Tische wurden mit Zetteln versehen und in einem besondern Raume verschlossen. Sämtliche andern Gegenstände, Kisten und Kasten, Koffer und Säcke wurden in einem großen Raume untergebracht, zu dem jeder einmal in der Woche Zutritt hatte. Kein Handtuch, kein Buch durfte mehr im Zimmer sein. Die Korporäle liefen vom Morgen bis zum Abend von einem Zimmer zum andern, um nach zurückgebliebenen Gegenständen zu fahnden und den Betroffenen in das Cachot zu stecken. Auf unsere Beschwerde, daß wir doch wenigstens ein Handtuch haben müßten, ließ uns der Kommandant sagen, er sähe das zwar ein, aber es dürfte weder im Zimmer hängen, noch unter dem Strohsack versteckt werden. Zu gleicher Zeit begann man uns damals den Kopf kahl zu scheren und allmählich die Gefangenentracht anzuhängen. Erst die Streifen an den Hosen, dann an den Armen, dann die Buchstaben P. G., bis endlich am Schlusse uns die schirmlose Sträflingsmütze aufgesetzt wurde.

Wir wehrten uns gegen diese Maßregeln so gut wir konnten und da Beschwerden und ehrliche Kriegsmittel doch keinen Erfolg hatten, so eigneten wir uns mit der

Zeit eine Verschlagenheit und Verstellungskunst an, um die uns mancher Diplomat beneidet hätte. Die Gefangenschaft ist überhaupt m. E. eine gute Vorbildung für angehende höhere Diplomaten, zumal sie auch in der Taschenspieler- und Zauberkunst eine fast zunftmäßige Durchbildung gewährt. Um nur einen ganz kleinen Trick der Taschenspielerkunst zu nennen. Wie bekommt man als Gefangener eine genaue Karte von Frankreich in die Hände? Sehr einfach. Man läßt sich eine aus Deutschland schicken. Das ist natürlich verboten und der Korporal, der mein Paket durchsuchte, nahm die Karte sofort beiseite, indem er etwas von 8 Tage Cachot sagte. Ich zuckte mit den Achseln, während er weiter in dem Paket suchte und über jeden Gegenstand einzeln länger verhandelte. Unterdessen legte ich tief in Gedanken alle ausgehändigten Gegenstände gleichfalls auf die Karte, die noch auf dem Tische lag, und nahm zum Schluß alles zugleich mit der darunterliegenden Karte fort. Der Korporal hatte die Karte vergessen. Aber wenn er sie auch nicht vergessen hätte, so wußte ich jedenfalls nichts davon. Aehnlich machte man es mit den deutschen Zeitungen, die in den Paketen waren. Die Korporäle warfen sie beim Durchsuchen der Pakete in die Ecke des Zimmers, von wo sie von den Deutschen, die die Umhüllungen der Pakete aufschneiden mußten, unter dem Tisch durch, auf dem die Pakete lagen, weitergegeben wurden. Wenn die Korporäle nachher die Zeitungen suchten, hatte man bereits ältere Exemplare an die Stelle gelegt.

Es sind das nur ganz kleineTaschenspielerkunststücke, die großen und feineren „Nummern“ darf ich hier noch nicht ausplaudern. Die Hauptsache bleibt immer dabei, die Korporäle fest und richtig ins Auge zu fassen.

Unsere Zimmer-Korporäle waren sicherlich im Frieden ganz gemütliche Leute gewesen, die es sich, anders als der Oberst, auch jetzt noch zweimal überlegten, ob sie wirk-

lich auf das Holzgestell kriechen sollten, um dort nach Gegenständen zu suchen. Der Korporal „Bonaparte", so genannt, weil er Napoleon III. ähnlich sah, war im Ministerium in Paris angestellt. Er erzählte, daß er zu dieser Anstellung ein kleines Examen habe machen müssen. Man habe so seine Verbindungen. Außerdem zeigte er ein merkwürdiges, sachverständiges Interesse für die Nähmaschine in der gegenüberliegenden Schneiderei. Für ein paar Zigarren ließ sich schon mancherlei bei ihm machen. Der „Vicomte de la Cantine" klopfte sogar manchmal an die Tür an, bevor er eintrat, und entschuldigte sich, wenn er wieder fortging, was um so mehr anzuerkennen war, da sonst immer der Zimmerappell in bedrohlich dramatischer Form stattfand. Den „Vicomte de la Cantine" hatten wir ihm angehängt, weil er stets in der Kantine saß und durch den ständigen Alkoholgenuß sich ein Leiden zugezogen hatte, demzufolge er unaufhörlich am ganzen Leibe zitterte. Wir fanden ihn manchmal auf der Treppe stehen, wenn er nicht weiter konnte. Dann faßten ihn ein paar kräftige Boches einfach an Armen und Beinen und trugen ihn in sein Zimmer hinauf; man sieht, es gibt auch wahrhaft rührende Züge im Gefangenenleben. Auch der zierliche kleine Alpenjäger-Sergeant „das Alpenveilchen", wie wir ihn nannten, war kein Unmensch und hatte noch immer eine gewisse Nachsicht und abwartende Haltung bewahrt aus jener Zeit, wo er noch mit der Serviette im Arm herumstand und darauf wartete, mit der Rechnung vorzuspringen. Auch er hatte eine Vorliebe für deutsche Zigarren.

Es half aber damals alles nichts mehr. Die Anordnungen des Obersten wurden mit der größten Schärfe unter Anwendung häufiger Cachotstrafen durchgeführt und es blieb uns nichts anderes übrig, als wieder zu den Zauber- und Taschenspieler-Kunststücken unsere Zuflucht zu nehmen. Wir sägten von den Stühlen die Lehnen ab,

brachen ein paar Holzleisten entzwei, so daß es aussah, als ob wir vor Wut die ganzen Stühle zusammengeschlagen, und lieferten dann dieses Holz voller Entrüstung dem „Bonaparte" ab. Die Stühle selbst versteckten wir oben auf dem Gestell, wo sie von unten nicht gesehen werden konnten. An Stelle der Kochgeschirre fertigten wir aus Hölzern dreibeinige Attrappen, die mit Packpapier umwickelt und fest verschnürt wurden, und lieferten diese dem „Alpenveilchen" mit schmerzlich wehmütigem Gesichtsausdruck in den verschlossenen Keller ab. In das Paket hineinzusehen, auf den Gedanken sind die Franzosen nie gekommen.

Hein Jummi kochte nach kurzer Unterbrechung wieder im Zimmer das spanische Ragout, freilich indem er ständig auf dem Sprunge stand, den Kochapparat verschwinden zu lassen, und indem mindestens zwei Mann Schmiere standen. Wir bekamen mit der Zeit eine derartig feine Witterung für „Bonaparte" und das „Alpenveilchen", daß wir es schon merkten, wenn sie nur unsern Flügel der Kaserne betraten, ja, ich möchte sagen, daß es sich uns telepatisch schon mitteilte, wenn nur einer von ihnen in seinem Gehirn den Entschluß faßte, unser Zimmer zu besichtigen. Man glaubt ja gar nicht, wie sich in dieser Beziehung die Sinne schärfen können. Vorsichtig kamen wir auch wieder mit unsern Tischen und Stühlen auf den Korridor hinaus und langsam fanden sich auch alle andern Sachen wieder ein, sogar die Erbse von Pump. Je nachdem ein Korporal in näherer oder weiterer Entfernung war, mußten wir die Stühle und Tische ständig vom Korridor hin- und hertragen und uns vorbereiten, alles in einem Augenblick wieder verschwinden zu lassen. Wir hatten schließlich auch ein ganz genaues Gefühl dafür, ob „Bonaparte" nur mal so aus Langeweile ins Zimmer kam, um sich eine Zigarre zu holen, oder mit ernsthafteren Absichten. Je nachdem wurden die Gegenstände nur

leicht oder gründlich versteckt. Vom einfachen sich Davorstellen bis zur endgültigen Zauberei des gänzlichen Verschwindens gab es verschiedene Abstufungen. Wenn der „Papagei", der kleine korsische Oberleutnant in der grünen Uniform mit der roten Mütze, höchst persönlich in das Zimmer kam, von dem man es auch wohl erwarten konnte, daß er „eigenbeinig" auf das Gestell kletterte, verschwanden alle verbotenen Sachen einfach in der Schusterei unserm Zimmer gerade gegenüber. Der französische Schuster, der dort arbeitete, war unser Freund, der schon Bescheid wußte, wenn wir mit unsern Sachen ankamen. Er besorgte uns manchmal kleine Kommissionen in der Stadt und erhielt dafür seine Zigarren und andere kleine Vorteile. Als er später an die Front mußte, nahm er wehmütig Abschied von uns, indem er jeden einzeln auf beide Wangen küßte. Sogar seine Frau und Tochter zeigte er uns einmal durch die Gitterstäbe unsers Fensters auf der Straße. Er hatte sie dort hinkommen lassen, um uns mit ihnen wenigstens aus der Ferne bekanntzumachen. Wir gaben ihm aus eigenen Stücken eine Bescheinigung mit, daß er die Boches gut behandelt habe; für alle Fälle, man konnte ja nicht wissen, was ihm passierte; und richtig, sechs Wochen später schrieb er einem andern Korporal aus Deutschland, daß er wahrhaftig gefangen wäre.

Die Sergeanten und Korporäle waren selber in jener Zeit in noch größerer Angst vor diesem hagern Obersten als wir. Sie hatten für ihr Teil ebensoviel abbekommen und es war ihnen ein Freibillet nach Verdun für das nächstemal in Aussicht gestellt worden. Sie fuhren aber selbst gratis nicht gern in diese Richtung. Diese guten Leute schikanierten uns nur zu einem Teil aus Neigung und Liebhaberei, zum andern Teil, um von ihren Vorgesetzten ein Lob zu erhalten und in Erwartung des krummbeinigen Obersten. Die Franzosen

hatten zugleich, um sich nicht wieder wie das erstemal überraschen zu lassen, eine gute Verbindung nach Marseille aufgetan, von wo sie jetzt auf dem laufenden darüber gehalten wurden, wann der Oberst Anstalten machte, nach Uzès zu kommen. Und wie sich alles im Lager zusehends verbesserte, das Brot, die Suppe, die Höhe der Geldbeträge — mitten im Hofe wurde ein geschlachtetes Schwein aufgehängt —, selbst die Gesichter der Franzosen bekamen einen wohlwollenderen Ausdruck, wenn eine Schweizer Kommission wenigstens angekündigt war, so verschlechterte sich die Kost, verschärfte sich die Disziplin und die genaue Einhaltung aller der tausend Vorschriften, wenn der Oberst erwartet wurde.

Als er dann wirklich kam, standen wir ratzekahl geschoren, Hände an der Hosennaht, bleich und hohlwangig in dem absolut kahlen Zimmer, als ob wir die ganzen Monate so gestanden hätten; das Cachot war bis zum Platzen mit Sträflingen angefüllt. Der Oberst war zufrieden. Das Lager wäre jetzt in vorschriftsmäßigem Zustande. Frankreich war für 70 gerächt.

„Kamerad" Pump.

Unter den Heizern, Schlossern und tätowierten Seeleuten, die den Hautbestandteil unsrer Zimmerbelegschaft ausmachten, war die Herrschaft des Geistes zuerst nicht anerkannt und rang sich erst langsam, mit der Zeit freilich immer sicherer durch. Eine kleine Besserung in diesen Zuständen trat schon damals ein, als Werner, der Sohn des Kieler Arztes, der es liebte, aus Schönheitsgründen auf dem Triumphstuhl zu sitzen, von Hause einen recht kräftigen Muskelstrecker geschickt erhielt. An diesem

Muskelstrecker konnten wir in Ruhe die Kräfte des einzelnen ausmessen, ohne erst den ernstlichen Waffengang mit den Fäusten zu versuchen. Es stellte sich bald heraus, daß ich gleich nach dem Ringkämpfer die größten Muskelkräfte besaß, was meiner Position als Zimmerchef, die am besten mit den Worten der Franzosen gekennzeichnet wird: „Vous êtes responsable pour tout" („Sie sind verantwortlich für alles") einen etwas stärkern Rückhalt als bisher gab. Zwar erwartete man von dem Schiffsoffizier „Strippe", der kunstgerecht boxen konnte, trotz seiner nur mäßigen Kräfte ganz besondere Leistungen, aber er war ein ruhiger Mensch. Den Frieden im Zimmer störten nur noch der bedeutend stärkere Ringkämpfer und namentlich „Kamerad" Pump. Letzterer hatte sich an den Muskelapparat nicht so recht herangetraut. Man war deshalb über seine Körperkräfte auch nicht ganz im klaren. Seine langen gorillaartigen Hängearme und die krummen kurzen Beine schienen immerhin ungewöhnliche Körperkräfte anzuzeigen, die, gepaart mit seiner ungebrochenen Willensstärke und Bösartigkeit, allerlei im körperlichen Kampfe versprachen. Noch sehe ich ihn auf der rotkarierten Bettdecke in seiner Koje liegen, die nackten Zehen um das Holzgestell geschlungen und grunzend vor eingebildetem Wohlgefallen Goethes „Faust" und Stirners „Der Einzige und sein Eigentum" lesen. Beide Bücher hatte er zusammen mit dem Kriminalroman „Das blutige Zweipfennigbrötchen" und der Schrift „Was müssen wir jungen Männer von der Ehe wissen" auf einer Auktion für eine Mark erworben und hütete sie auf dem Grunde seines geheimnisvollen, vielfach geflickten Seesackes als seinen höchsten Besitz. Leider wollte er ständig auch andere an den Freuden seiner Lektüre teilnehmen lassen, indem er ganz unvermittelt plötzlich einige Stellen, die ihm besonders gefielen, laut vorlas. Namentlich der

Ringkämpfer und der Matrose Buller, die über und unter ihm ihre Kojen hatten, entrüsteten sich in zunehmendem Grade über diese Störung, zumal er auch noch manchmal abends aus seiner Ecke auf der alten Flöte, die er von dem Lagerhändler August Angebrannt gekauft hatte, weil sie besonders billig gewesen war, herzzerreißende Töne blies. Auch begann die Erbse, die Pump in der Konservenbüchse gepflanzt hatte, allmählich am Eisengitter hochzuranken und dem Buller von seiner höher gelegenen Koje aus die Aussicht auf die Straße zu versperren. Es lagen unheilschwangere Konflikte in der Luft. Wenn Pump wieder mal laut vorlas, wußte man sich nicht anders zu helfen, als daß alle zugleich laut weiterlasen. Dann sprang Pump wütend von seiner Koje auf und lief fauchend und schimpfend im Zimmer herum. „Ihr Großkapitalisten, Ihr Schwindler und Halsabschneider,“ schrie er dann immer jedesmal ganz unvermittelt und unmotiviert, sich an die schmerzliche Tatsache seiner eigenen Armut erinnernd.

Es wurde uns allmählich zuviel mit diesem Burschen, der jeden üblen Gedanken, den er hatte, laut aussprach, keinen Widerspruch vertrug und das ganze Zimmer terrorisierte. Man ertrug schon beinahe ruhig alle seine Launen und Redensarten, um nur Ruhe im Zimmer zu haben. Es ging nicht so weiter. Der zweite Zimmer-Chef, ein kräftiger Heizer, griff ihn ein paarmal unvermutet an und versuchte ihn noch halb im Scherz im Ringkampfe niederzuwerfen, aber es gelang ihm nicht, die 20 Jahre, die er auf Schiffen als Heizer gefahren war, hatten ihm ein gut Teil von der Spannkaft genommen, die der andere noch im vollen Umfange besaß.

Der Vollmatrose Buller versuchte seinerseits die Unbezähmbarkeit des Gorillamenschen zu zwingen, indem er ihn geistig bekämpfte und lächerlich zu machen ver-

suchte. Pump besaß außer den oben erwähnten Büchern noch eine kleine Schrift über den Nährwert des Zuckers. Diese Schrift hatte er mehrfach gelesen und da er die Willensenergie besaß, alles was er erkannt zu haben glaubte, in die Tat umzusetzen, so hatte er sich mehrere Kartons Würfelzucker angeschafft und mischte jedesmal seine Kohlsuppe heimlich in seiner Gorillaecke mit sechs bis acht Stück Würfelzucker, denn da der Zucker besondern Nährwert besaß, mußte man eben der wässrigen Kohlsuppe auf diese Art und Weise Kraft und Würze geben. Ueber das Gelächter und den Hohn seiner Mitgefangenen setzte er sich in diesem Falle leichter hinweg, da er von Beruf Heilgehilfe war und sich auf Grund seiner medizinischen Kenntnisse und der oben erwähnten Schrift doch für gescheiter hielt als die, die über ihn lachten. Hier setzte der Matrose Buller aber mit einer noch größern Sachkenntnis ein, indem er ihm nachzuweisen versprach, daß der Zucker nicht nur keine nahrhaften Bestandteile enthalte, sondern sogar schädliche. Man könne das leicht daran sehen, daß, wenn man den Zucker mit einem Streichholz anzünde, er eine bläuliche Flamme von sich gäbe, das sichere Kennzeichen von dem Verbrennen schädlicher Stoffe. Das Experiment wurde, nachdem der Zucker mit Alkohol begossen war, gemacht und richtig, es gab eine bläuliche Flamme. Pump wurde einige Tage nachdenklich und unsicher. Er schien wirklich an dem Nährwerte des Zuckers zu zweifeln, war über diese Aufklärung im Innersten erschüttert und haßte seit dieser Zeit den Buller. Der Himmel mag wissen, welche Ideenzusammenhänge in seinem Gehirn vorgingen.

In der Folge wurde Pump immer selbstbewußter und anmaßender im Zimmer. Es blieb nichts anderes übrig, der Ringkämpfer mußte die Sache in die Hand nehmen. Das war der einzige, vor dem Pump noch Scheu hatte und um den er immer im Bogen herumging.

Wie es denn so geht, der eigentliche Anlaß zu dem homerischen Kampfe, der sich schon bald zwischen den beiden abspielte, ging ganz unverschuldet von Pump aus. Pump besaß außer der Schrift vom Nährwert des Zuckers auch noch eine andere kleine Schrift über die Bazillengefahr, die er gleichfalls in seiner Eigenschaft als Heilgehilfe studiert hatte und wieder sofort in die Tat umsetzte. Er spülte sich nämlich nach jeder Mahlzeit den Mund aus, indem er seine Gamelle bis oben an den Rand mit Wasser füllte und dann gleich literweise das Wasser sich in den Hals goß und wieder von sich spie. Ein wahrhaft erschreckender Anblick, wenn er in seinem blauen Sweater mit dem eingebeulten steifen Hute, den herabhängenden Hosen und den viel zu großen Kommißstiefeln im Hofe stand und wahre Wasserwogen aus seiner mandrillartig geformten Mundpartie hervorstieß. Dabei paßte er einmal nicht auf und spie dem Ringkämpfer, der gerade vorüberging, einen Wasserstrahl auf die Hose. Im Zimmer entstand daraufhin ein erregter Wortwechsel: „Du bist ja verrückt." „Ich werde mir deinetwegen die Bazillen in den Hals kriechen lassen, komm doch her, wenn du was willst." Mit einem Sprunge war der Ringkämpfer da. In der Hand eine dicke Eisenstange, die er plötzlich unter seinem Strohsack hervorzog, er schien sich für den Kampf schon seit längerer Zeit gerüstet zu haben. Pump ergriff in der Eile einen siedenden Teekessel, denn es war um die Zeit, wo Hein Jummi auf dem verbotenen Kochapparat gerade den Tee für uns kochte. Die beiden hinlänglich gerüsteten Gegner stutzten einen Moment im Hinblick auf die furchtbaren Waffen, die sie in den Händen hatten, und diesen Augenblick benutzten wir andern, um ihnen zu 15 Mann die Mordwaffen zu entreißen. Dann schoben wir sie in die Mitte des Zimmers, denn hauen sollten sich die beiden Burschen, darüber herrschte im Zimmer nur eine Meinung. Pump war bedeutend klei-

ner und schien entschieden schwächlicher. Es war zu erwarten, daß er die meisten Prügel bekam. Nachdem sich die beiden noch einige Minuten wie homerische Helden beschimpft hatten, sollte der Faustkampf beginnen. In diesem Augenblick kam die französische Wache, sieben Mann mit Revolver und Bajonett, in das Zimmer gestampft, durch den Tumult herbeigezogen. Es gelang uns rasch, beide Gegner hinter dem Holzgestell zu verbergen und den Lärm auf eine kleine Streitigkeit zurückzuführen.

Es blieb jetzt nichts weiter übrig, als zu versuchen, den Pump in ein anderes Zimmer verlegen zu lassen. Wir begründeten diesen Wunsch bei den Franzosen mit der Enge unsers Zimmers und erreichten es auch bei unserm ersten gutmütigen Kommandanten nach langen Verhandlungen und hohen diplomatischen Künsten, daß zwei Mann, durch das Los bestimmt, in ein anderes Zimmer kommen sollten. Die Auslosung fand in unserm Zimmer statt und es traf sich „merkwürdigerweise“ so, daß der Pump und der Ringkämpfer ausgelost wurden. Sie zogen beide wütend ab. Der Ringkämpfer mit seiner 25 Pfund schweren Eisenstange, Pump mit seinem geheimnisvollen Seesack, seiner Flöte und der Erbse in der Konservenbüchse. Er konnte sich von seiner Höhle in der Ecke hinter dem Holzgestell nur sehr schwer trennen und schwor uns allen beim Auszug tödliche Rache. Es kam aber nicht dazu, weil er schon bald darauf von den Franzosen in ein Irrenhaus gesteckt wurde. Er glaubte, als Sanitäter Aussicht zu haben, nach Deutschland ausgetauscht zu werden, und verlegte sich mit der ihm eigenen Ausdauer und Energie unter Ausnutzung der Gutmütigkeit verschiedener Mitgefangenen, die französische Briefe aufsetzen konnten, darauf, Gesuche um seine Freilassung bzw. seinen Austausch in ungeheuern Massen in das Büro zu schicken.

Die Bescheide, daß er nicht in Betracht käme, weil er nicht im Felde gefangen sei, ließ er nicht gelten und schrieb immer wieder an das Rote Kreuz, an den Kriegsminister, an Poincaré, den König von Italien, von Griechenland, von Spanien, an den Papst und an den Deutschen Kaiser. Nachdem er hundert solcher Gesuche im Büro abgeliefert, wurde er von den Franzosen ins Irrenhaus gesteckt.

Auf dem Kasernenhofe.

Mit Mützen maskiert,
Am Arm numeriert,
Appell heißt die Maskerade.
Den Schädel rasiert,
Das Bein dekoriert
Mit Streifen zur Sträflingsparade.

Es dröhnt der Trompete Gellen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Besengarde
Voraufmarschiert,
Es folgen die Kübelkolonnen,
Die Putzer und Wäscher
Mit Eimern garniert
Zum Schwenken der bräunlichsten Bronnen.

Es fluchen die Korporale.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir schälen Kartoffeln
Mit Lumpen und Stoffeln,
Wir klopfen die Steine
Und flechten das Stroh

Und kämpfen dazwischen
Mit Laus und mit Floh.

Es schlürft und es klappert
Mit Holzpantoffeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir schlafen auf Stein, auf strohernen Matten
Und wandeln des Tags in mauernen Schatten,
Der Himmel erscheint uns in spärlichen Flecken,
Den Mond und die Sonne das Gitter verdecken.
Wir schlafen auch öfters im Cachot,
Da werden die Wanzen des Daseins froh.
Wir schlafen auch manchmal in Einzelzelle,
Da wird es am Morgen nicht mehr helle,
In der Zelle, die kaum eines Menschen Maß mißt,
Und wo uns im Dunkeln zu Jahren die Frist
Bei Wasser und Brot, im Staube und Drecke,
Es rascheln die Ratten, es rinnt durch die Decke.

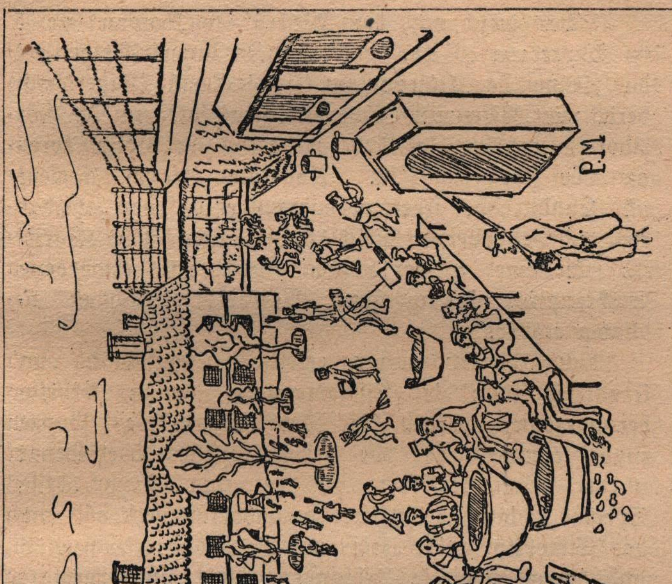
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sterben auch manchmal
Im fauligen Stroh,
Es kümmert sich niemand darum,
Er ist verschwunden,
Man weiß nicht wo.
Die Toten, die Toten sind stumm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Mützen maskiert,
Am Arm numeriert,
P. G. an Hose und Rocke.
Schon wieder einer
Am Typhus krepiert.
Es jault die Armsünderglocke.

Die Tage vergehen einer wie der andere im eintönigen Einerlei des Gefangenenlebens, nur ewig unterbrochen



von dem Blasen des Clairons, der schließlich über 40 mal am Tage bläst und dafür sorgt, daß man nie zur Ruhe kommt.

Schon gleich nach dem Weckruf, im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr, steht man in langen Reihen auf das Zeichen des Clairons zum Corvé-Dienst (Lagerdienst) bereit, mit Besen und Scheuern bewaffnet, um die Korridore zu waschen, die Kübel zu leeren, den Hof zu sprengen oder Gras zu jäten. Advokaten, Aerzte, Seeleute und Landstreicher sitzen nebeneinander auf den Holzbänken, um den eisernen Kessel herum, und schälen Kartoffeln mit einer in der langen Zeit bereits erworbenen Sachkenntnis, die manchen „Berufskartoffelschäler" beschämen würde.

Nach Vereinbarungen zwischen Deutschland und Frankreich sollen die Zivilgefangenen nur zu Arbeiten herangezogen werden, die dem Nutzen des Ganzen zugute kommen, aber der kleine korsische Oberleutnant in der grünen Uniform und der roten Mütze, dessen Sprache Schimpfen ist, hat herausbekommen, daß auch das Steineklopfen im Hofe zum Besten des Ganzen ist, und darum sitzen die Gefangenen jetzt zimmerweise in der glühenden Sonnenhitze des Hofes, um die Steine zu zerkleinern, mit denen der Kasernenhof neu gepflastert werden soll. Einem der Steineklopfer ist es zu langweilig geworden, er hat aus den Steinen eine kleine Burg errichtet und darauf eine schwarzweiße Fahne gesteckt. Der „Papagei" hat ihn wegen versuchten militärischen Aufruhrs sofort in das Cachot stecken lassen.

Die französischen Korporäle und Sergeanten sitzen unterdessen auf der Bank neben der Küche, wo die Platanen den meisten Schatten gewähren, und beobachten mit Schulmeistermienen die arbeitenden Boches. Sie halten sich für Menschen höherer Gesittung, die diesen rohen Barbaren, die sich jeden Morgen nackt in der

Waschküche zu baden versuchen und die immer die Haare zu lang tragen und immer noch zu starke Lebensäußerungen von sich geben, mit äußerster Strenge ihr rohes Barbarentum austreiben werden. Da sitzt der griesgrämige Alpenjäger, der „Gärtner“, der auch hier im Lager einiges Interesse für die Gräser in den Ecken und die Bohnen an der Kasernenmauer nicht verbergen kann. Es scheint, als ob der Umgang mit der Gießkanne und den Blumen nicht unter allen Umständen den Menschen milder und freundlicher stimmt, denn er sinnt ständig darauf, die Gefangenen ins Cachot zu bringen, weil sie zuviel Wasser beim Hofreinigen vergossen oder die Kübel nicht gut gereinigt, oder zu dicht an den blühenden Bohnen gestanden haben; die Boches wollen ja doch nur stehlen. Da sitzt der „Maurer“, dessen harte, grausame Gesichtszüge an die Steine erinnern, die ihm den Rücken gedrückt haben; der Marseiller Schutzmann mit den krankhaften, von irgend einer Leidenschaft zerfressenen Gesichtszügen und neben ihm der „Affe“, der die menschliche Sprache, nämlich deutsch, versteht und seine Sprachkenntnis dazu benutzt, die Gefangenen bei ihren Gesprächen zu belauschen.

Das sind so einige dieser Menschen höherer Kultur, mit denen die Gefangenen in der Kaserne Tür an Tür wohnen und die nichts weiter zu tun haben als darauf zu sinnen, wie sie ihnen das Leben verleiden vom frühen Morgen an, wenn sie fluchend mit den umgeschnallten Revolvern aus ihren Zimmern kommen, bis zum späten Abend, wenn sie polternd und lärmend aus der Stadt zurückkehren, die Türen zu den Zimmern der Gefangenen noch einmal aufreißen, um den Schläfern mit den Laternen einzeln in das Gesicht zu leuchten.

Während ein Teil der Gefangenen zimmerweise nach einer großen Liste, die für Jahre im voraus geschrieben ist, noch immer den Corvédienst verrichten, bläst es Antreten zum Turnen, das in einigen Knieübungen und

Laufschritten besteht. Auch wieder ein Grund zu ständigen Schikanen und Cachotstrafen, weil jeder sich davon zu drücken sucht. Das Turnen an den Geräten, die auch im Hofe vorhanden sind, das Wettlaufen im Hofe und das Ballspielen hat man den Gefangenen verboten, wahrscheinlich, weil es ihnen Freude macht.

Zwischendurch bläst es Antreten zum Arzt. Die Kranken stehen vor der Infirmerie und warten einer nach dem andern auf den Arzt, der ihnen ein Handtuch auf die Brust legen und sie, nachdem er auf der Brust gehorcht hat, mit Jod bepinselt wieder hinausschicken wird. Es sind keine Medikamente in der Infirmerie, der Arzt hat noch nicht einmal ein Hörrohr. Wenn einer am Typhus erkrankt, wird ihm schließlich vom Arzt ein warmes Bad verordnet. Allmonatlich gibt es auf Anordnung des Arztes Duschen, wobei immer 100 Mann zugleich in dem engen Raume antreten müssen. Nach dem Bade findet jedesmal eine ärztliche Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten statt, zu der man manchmal im Laufschritt antreten muß und die für die tausend Mann im Lager etwa 20 Minuten dauert. Woher Geschlechtskrankheiten kommen sollen, ist uns rätselhaft, um die veralteten Leiden kümmert sich niemand.

Mit dem Corvédienst und dem Turnen ist es inzwischen 11 Uhr geworden. Der Clairon bläst sein längstes und stolzestes Signal und hinkend und mit den Gewehren klappernd, zieht die französische Wache auf, durch unsere Gegenwart zu dramatischem militärischen Schneid angespornt. Der führende Unteroffizier kommandiert zum Schluß mit überkippender Stimme: „En avant“, indem er sich auf die Zehenspitzen stellt und mit dem Zeigefinger aus dem Tore weist. Vor den Augen der Humpelgarde versinkt der Torbogen des Kasernenhofes mit dem Kommandanten und seinen Offizieren und den gefangenen Boches. Sie hören Kanonendonner, sehen die Tricolore

wehen und stürmen gegen die entsetzlichen, noch nicht gefangenen Boches. Gerade der Kaserne gegenüber deutet der Sergeant mit seinem Zeigefinger dorthin, wo sie alle gleich hingehen werden und wo in Wirklichkeit das Wirtshaus liegt, aus dem wir sie manchmal erst spät abends über den Rathausplatz nach Hause taumeln sehen.

Die Wache ist aus dem Tore hinaus, die Wachtposten sind abgelöst. Im innern Hof hat der „Zinnsoldat" wieder Wache, der vor dem Wachthäuschen wie ein aufgezogenes Uhrwerk an einem bestimmten Punkte kehrt macht, mit solchem militärischen Schneid, daß er beinahe hinfällt. Von Zeit zu Zeit kommandiert er sich selber: „Stillgestanden" und „Rührt euch". Am Wachthäuschen im „Türkischen Garten" marschieren etwas gemächlicher die andern Wachtposten umher, der Soldat première classe, der kürzlich die roten Streifen am Arme erhalten hat, weil er auf alle Boches, die in seiner Nähe stehen bleiben, gleich mit dem Gewehrkolben losgeht. Er sieht immer auf seine roten Streifen an den Aermeln, die seinen Grad als Soldat première classe anzeigen, und ärgert sich darüber, daß die Boches auch rote Streifen an den Aermeln haben. Nicht weit von ihm steht als Wachtposten der Mann, der Frankreich, wie er selbst sagt, für 5 Francs verkaufen würde. Er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden.

Es bläst zum Essen, die Gamellen und Zinnlöffel klirren wie Ketten und die 1000 Mann treten in langen Reihen an, um einzeln durch die Küche zu gehen und ihren Schlag Kohlsuppe zu empfangen. Der „Gärtner" achtet streng darauf, daß keiner aus den Reihen tritt, um die Adressen auf den Paketen zu lesen, die immer zu dieser Zeit in den Torbogen eingefahren kommen, oder daß keiner zu spät kommt oder durch einen andern seine Suppe holen läßt. Nach dem Essen müssen die Gamellen gewaschen werden. Alles steht im Hofe und scheuert in Er-

mangelung von Handtüchern und warmem Wasser mit dem schmutzigen Hofstaube die rostigen Gamellen. Es muß schnell gehen, zum Essen und Scheuern hat man etwa zehn Minuten Zeit. Dann bläst es zum Hauptappell.

Alles rennt und stürzt aus den engen Türen auf den Hof, denn der „Papagei" verlangt, daß unmittelbar nach dem Appell alles in Reih und Glied steht. Er hat sich so eine Art Katze-und-Maus-Spiel ausgedacht. Er stellt sich nämlich jedesmal schimpfend und schreiend an die Tür, durch die die tausend Gefangenen kommen, und fängt sich die letzten ab, die er gleich ins Cachot bringen läßt. Das Spiel wiederholt sich jeden Mittag, denn einige müssen ja immer die letzten sein. Dann kommt der große Moment des „Papageien". Er kommandiert „Stillgestanden", manchmal eine halbe Stunde lang, und schreitet die Reihen der Gefangenen ab, ob sie alle ihr Gefangenenabzeichen anhaben, ob sie absolut stillstehen, keiner das Gesicht verzieht. Manchmal, wenn er besonders schlechter Stimmung ist, kommandiert er auch Laufschritt. Wenn die Besichtigung glücklich vorüber ist, bläst es zum Antreten der Zimmerchefs, die im Laufschritt heraneilen zur Entgegennahme der Verlesung der erteilten Strafen und der neuen Repressalien, manchmal auch der Briefe und kleinern Pakete.

Kaum ist der Appell vorüber, hat man eine neue Gefahr etwas sonderbarer Art zu bestehen. Die Susanna mit dem Eselskarren fährt in den Hof hinein, um die Eßabfälle aus den Kübeln auf dem Hofe abzufahren. Während man ahnungslos auf dem Hofe steht, wird man plötzlich herbeigerufen, um dieser Dame beim Umstürzen der schmutzigen Kübel behilflich zu sein. Die abschreckend häßliche, mannsähnliche Person holt sich die Gefangenen manchmal selber heran und hat eine besondere Vorliebe für Oberlehrer und Rechtsanwälte. Es hilft alles nichts. Man muß zufassen, sonst nimmt sie die Hilfe der Kor-

poräle in Anspruch. Unbeliebte Zimmergenossen bringt man manchmal harmlos in die Nähe dieser Dame, damit sie von ihr erwischt werden, während man gute Freunde beizeiten warnt. Seit Monaten beobachten wir mit Staunen, daß der Leibesumfang dieser Person ständig zunimmt. Sie scheint auch noch schwanger zu sein; wir hätten gar zu gern mal den Liebhaber gesehen.

Der Clairon bläst wieder, einen einzigen langen Ton. Das Signal für die Vorträge. Man hatte lange gesucht, bis man diesen Ton gefunden, da schon alle französischen Signale längst erschöpft waren. Schließlich hatte der „Ellenreiter", der Unterleutnant, der beim Sprechen mit seinen Händen nie die Bewegung des Stoffmessens unterdrücken konnte, diesen Ton herausgefunden, der langsam anschwellend, beliebig verstärkt und ausgedehnt, so recht die Oede des Gefangenenlebens kennzeichnete. Der „Ellenreiter" hatte den Ton lange üben und den versammelten Gefangenen vorblasen lassen, bis endlich auch die Unmusikalischen im Lager sich dieses neue Signal zu eigen gemacht hatten. Trotzdem kommen immer nur wenige zu den Vorträgen. Das geistige Interesse hat ständig nachgelassen, obgleich manche dieser Vorträge recht interessant sind. Der Hauptmann aus Süd-West erzählt von seiner Farm inmitten der blühenden Steppe, die manchmal ein einziges glühendes Feuermeer ist, von den Schwarzen, die er gut behandelt und die zum Lohn sich unermüdlich und erfolgreich bei der Rettung seiner Farm abgearbeitet, während ringsum die andern Farmen in Asche lagen. Der Kaufmann aus Columbien erzählt von seinem Leben unter den Indianern; ein anderer, der lange in Portugiesisch-Afrika geweilt, trägt seine afrikanische Lyrik vor, in der die schwarze Liebe besungen wird. Seeleute erzählen von ihren Segelfahrten, die beiden Seppel versuchen sogar Couplets vorzutragen und die Advokaten und Oberlehrer, Aerzte und Kaufleute teilen von

ihren Kenntnissen mit. Aber sie sind alle nicht recht mehr bei der Sache. Die allgemeine Depression lastet schon zu schwer auf dem Lager und unterdrückt die geistige Regsamkeit. Manche versucher noch immer krampfhaft, sich geistig zu betätigen, indem sie Sprachstudien treiben. Seitdem die Unterrichtsräume wegen der Ueberfüllung des Lagers aufgehoben sind, laufen sie im Hofe herum und hören sich gegenseitig Vokabeln ab. Eine gefährliche Tätigkeit im Gefangenenlager, die mit der Zeit langsam, aber sicher zum Blödsinn führen muß. Der griechische Pope mit dem ergebenen Lächeln, den die Franzosen monatelang als Spion mit Dirnen zusammengesteckt hatten, um ihm seine Geheimnisse zu entlocken, und der das Vokabelnheft nie aus den Händen läßt, scheint nicht mehr weit davon entfernt zu sein. Manchmal gehen mit den Vokabellernenden auch die französischen Dolmetscher in Reih und Glied und lernen deutsche Vokabeln. Sie haben es sehr nötig; wenn sie beim Arzt übersetzen sollen, fragen sie draußen vor der Tür die Gefangenen immer erst nach ihren Krankheiten und suchen dann lange im Wörterbuch.

Es ist inzwischen kühler auf dem Hofe geworden. Die Sonne steht schon unterhalb der Kasernenhofmauern und die Gefangenen kommen immer zahlreicher aus ihren Zimmern. Die Korporäle sind noch nicht aus der Stadt zurück, nur zwei oder drei von ihnen sitzen vorn im Büro. Die Gefangenen können sich etwas freier bewegen und man hat Gelegenheit, Leben und Treiben der einzelnen zu beobachten.

Immer enger und kleiner sind die Kreise geworden, in denen die Gefangenen sich zwischen den hohen Mauern bewegen, immer größer und bedeutsamer erscheinen die kleinsten Dinge, die früher niemals Beachtung gefunden.

Der Botaniker geht im Hofe wieder mit seinem einer Botanisiertrommel ähnlichen Kasten los, um neue Gräser-

arten zu entdecken. Er hat bereits 16 verschiedene Grasarten in den kümmerlichen Grasbüscheln unter den Platanen entdeckt und darüber einen Vortrag gehalten, der uns zeigte, daß man auch da etwas finden kann, wo nichts zu sehen, wenn man sich nur in die kleinsten Kreise einzufühlen versteht. Der Schmetterlingssammler ist auch unterwegs; er fing sehr bescheiden an mit einigen Flöhen, Wanzen und Blattläusen, ging dann zu Fliegen, Spinnen und Skorpionen über. Man glaubt es ja gar nicht, wie unterhaltend diese Tiere sauber präpariert in Zigarrenkisten aussehen, wenn sie einem nicht mehr lästig sein können. Aber auch einige Kohlweißlinge und Pfauenaugen, die sich über die Mauer verirrten, sind in seiner Sammlung vertreten, sogar ein großer Hirschkäfer, der eines Morgens an dem Stamme einer Platane saß. In neuester Zeit fängt er vermittels kleiner mit Syrup bestrichener Hölzer, neben denen eine kleine Laterne steht, abends vor seinem Zimmerfenster auch Nachtfalter, sogar recht große und schöne Exemplare.

Ein anderer führt seinen dressierten Igel spazieren, der sich durch die Mauer gegraben und bereits so zahm ist, daß er sich nicht mehr zusammenrollt, wenn man ihn anfaßt. Ursprünglich sollte der Igel gebraten werden, doch hatte er es durch seine Eigenart verstanden, sich im Lager durchzusetzen.

Die Gilde der Stummelsucher ist schon wieder eifrig am Werke. Es sind sonderbare Gestalten darunter. Marteau, der sich den „Hammer" nennt, weil er von Gott der Welt zum Strafgericht gesendet ist, geht verbotenerweise im Fes und Havelock und Holzpantoffeln Zigarrenstummel suchend im Hofe umher und prophezeit dazwischen den einzelnen, wann sie freikommen werden. Manchmal sind von ihm an den Bäumen Inschriften angeschlagen, so etwa im Bolschewicki-Stil: An alle, das Ende der Welt ist gekommen usw.

Der Fremdenlegionär Nathan geht gleichfalls Stummeln suchend herum und stellt dabei an die Vorübergehenden seine im ganzen Lager berühmten Fragen, z. B.: „Warum ist Gott ungerecht?“ oder „Warum ist die Sonne des Abends rot?“ oder: „Warum werden die Juden verfolgt?“ Er sucht sich die nach seiner Ansicht Intelligentesten des Lagers aus, vergleicht die Antworten und belobt diejenigen, die ihm die beste Antwort gegeben.

Der Seemann Krikelski nimmt Bestellungen von Tätowierungen entgegen. Er hat sich Tusche und Instrumente aus Deutschland zu diesem Zwecke kommen lassen. Jeden Morgen ist Sprechstunde in dem großen Zimmer der Seeleute, von denen manche dank der Kunst Krikelskis kaum noch eine Stelle ihres Körpers frei haben. Angefangen von dem mit einem Pfeile durchbohrten Herzen bis zur boa constrictor, die sich um den ganzen Leib windet und oben am Halse wieder herauskommt, tätowiert er alles auf die Haut, was man sich nur wünschen kann.

Zwischendurch kann man sich im „Café“ die neuesten Nachrichten von der Front geben lassen. Cafetier ist der Baldachini, der in irgend einer Korridorecke seinen Kaffee braut und den Kunden verkauft. Er verdient recht gut damit, wieder ein Beweis dafür, daß die Künstlernaturen sich überall zurechtfinden, denn Baldachini war früher Direktor eines Zwergenzirkus. Alle Künstler dieses Zirkus waren Zwerge, die Akrobaten, Jockeys, Klowns und Tänzerinnen, auch die Pferde und Hunde.

Während man seinen Kaffee einnimmt, hält der Zimmerstratege „Hindenburg II“ den Umstehenden seinen Vortrag. Er zeichnet genau jeden Tag mit Fähnchen den Fortschritt der deutschen Heere auf den selbst angefertigten Karten ein und weiß mit Sicherheit, was der andere Hindenburg machen wird. Manchmal bekommt man hier auch einen Fetzen einer deutschen Zeitung zu

lesen, die trotz der Zensur in den Paketen liegen geblieben oder auf andere Weise ins Lager gekommen ist. Sonst müssen wir eben mit den französischen Zeitungen vorlieb nehmen, die wir anders lesen als die Franzosen; zwischen den Zeilen finden wir alles das, was wir wissen wollen.

Auf dem Hofe ist es inzwischen so voll geworden, daß man Mühe hat, sich durchzudrängen, die Gefangenen sind fast vollzählig aus ihren Zimmern herausgekommen, um die beginnende Abendkühle zu genießen. Immer lebhafter und phantastischer wird das Treiben der Gefangenen auf dem Hofe, die Stiefelputzer, die Wäscher und Kartoffelpufferbäcker bieten ihre Dienste schon für den nächsten Tag an, die Seeleute klappern mit ihren Holzpantoffeln über den Hof und die Spione, die niemand kennt, belauschen die Gespräche der Gefangenen, die geräuschvoll zwischen den Mauern erschallen.

An den Fenstern des Büros erscheint das dunkle Antlitz des „Halbseidenen". Er sieht mit Mißbilligung das lebhafte Treiben und schickt seine Korporäle unter die Gefangenen, um sie an das Verbot zu erinnern, zu dritt auf dem Hofe stehen zu bleiben.

Plötzlich staut sich die Schar der Spaziergänger um einen Mann, der auf einen Stuhl gestiegen ist und in der erhobenen Hand ein Messer hält. Es ist der „Lause-Emil", der mit jenen Balkangestalten ins Lager marschiert ist, deren Koffer sich von selbst fortbewegten. Er saß seitdem stumpfsinnig in einer Ecke des Hofes und lebte eigentlich nur noch von den Zigarrenstummeln, die er ständig kaute. Aus seinen Erzählungen war im wesentlichen immer nur zu entnehmen, daß er überall Prügel bekommen hatte. Wie er jetzt da auf dem Stuhle steht, scheint er sich das Leben nehmen zu wollen. Seine Augen haben den Ausdruck des zu Tode gehetzten Tieres und er steht wohl minutenlang mit dem theatralisch erhobenen

Messer, das er auf die Brust gezückt hat, auf dem Stuhle inmitten der ihn umringenden Gefangenen; aber er stößt doch nicht zu und das Interesse, das einen Augenblick für ihn erwacht, ist rasch verschwunden. Er ist verrückt, sagt man, und das will hier nicht viel sagen. Wir haben fast zwei Dutzend Verrückte im Lager, angefangen von den harmlosen Geisteskranken, die den ganzen Tag gegen die Mauer trommeln oder sich nicht mehr waschen und nicht mehr essen, wenn man sie nicht dazu anhält, bis zu dem gefährlichen Geisteskranken, der jede Nacht, wenn er seine Anfälle hat, den Leuten bei den Kübeln auflauert und ihnen an den Hals springt. Man muß sich dann schon einen der beiden Athleten im Lager mieten, wenn man diesen dringenden Gang tut.

Die Verrückten und Kranken sollen ja alle bald ausgetauscht werden oder in die Schweiz kommen, aber vorläufig wird noch nichts daraus und für den ungarischen Advokaten, der kürzlich in Tobsucht verfiel, ist es längst zu spät. Sie haben ihn noch immer nicht hinausgeschafft aus dem Lager, sie wollen noch abwarten, ob er sich nicht verstellt. Der Arzt meint, es läge vielleicht an der Frühlingsluft.

Langsam fängt es an, auf dem Hofe dämmrig zu werden, das „Alpenveilchen" und der „Zuckerbäcker", die beiden Kavalier-Sergeanten, haben die Kantinendamen schon im eleganten Schwunge über den Hof in die Stadt geführt, im Torbogen fällt der gewohnte Abendschuß. Die Wachmannschaften laden dort ihre Gewehre für den Nachtdienst und eine der alten Knarren geht dabei immer los. Ueber dem Torwege dort neben der Brücke, die die beiden Flügel der Kaserne verbindet, stecken die Kugeln eine neben der andern. Es ist gefährlich, abends auf der Brücke spazieren zu gehen.

Es hat schon „Antreten zum Cachot" geblasen. Der Korporal „Killekille" sucht seine Cachotbrüder zusammen.

Bald darauf bläst es wieder, alles muß den Hof verlassen und in den Zimmern zum Appell antreten. Eine Stunde darf man noch auf den Korridoren herumspazieren, dann bläst der Clairon „Das Licht aus" und Dunkelheit herrscht in der Kaserne, wo die Boches auf ihren Strohsäcken liegen und darauf warten, daß die Sergeanten und Korporäle lärmend und türenschlagend aus der Stadt zurückkehren, um zum ersten Male die Runde durch die Zimmer zu machen. Noch viermal finden diese Runden statt und in der Zwischenzeit schleichen die Gendarmen, die der Mohr seit einiger Zeit ins Lager hat kommen lassen um Fluchtversuche zu verhindern, auf Filzsohlen und mit gespannten Revolvern in den Korridoren umher und beobachten argwöhnisch die nächtlichen Kübelbesucher, während aus der Infirmerie wieder das entsetzliche ununterbrochene Schreien des Irrsinnigen herübertönt, der dort nun schon seit acht Tagen in der Zwangsjacke liegt.

Der Irrsinnige.

Der heiße Sommer ist gekommen,
Es schwinden der Akazien Trauben
Und der Kastanien Blüten stauben
Wie Schmetterlinge, die zerglommen.

Da brach es aus, in tiefer Nacht
Durchgellt ein Schreien die Kaserne,
Ein heftig Ringen in der Ferne,
Und wieder Schreie, wirre, schrille.

Er ging so scheu die letzten Tage
Und sprach nicht mit den Kameraden,
Und plötzlich riß der schwache Faden,
Der seine Sinne in der Wage.

„Ich bin erwacht“, das seine Worte,
Die ihm fast seherisch entglitten,
Bevor mit Grausen er geschritten
Durch eine unbekannte Pforte.

Seitdem sitzt's lauernd auf dem Dache,
Zerkaut die Nägel, zupft die Haare,
Ersinnt sich Zeichen, sonderbare,
Und durch die Nacht tönt gelle Lache.

Cachot.

Es gab im Lager von Uzès verschiedene Arten von Bestrafungen. Die leichteste war Heranziehung zum Arbeitsdienst: Kartoffelschälen, Staubputzen, die Blätter vom Hofe fegen, Grasjäten, Steineklopfen, Kübelleeren und ähnliche nützliche und manchmal auch zwecklose Beschäftigungen. Es war das der sogenannte Corvé-Dienst, der Lagerdienst, zu dem auch ohne Bestrafung alle Gefangenen der Reihe nach zimmerweise herangezogen wurden.

Die nächstschwere Bestrafung war die Gemeinschaftszelle. Der große, fensterlose, nur mit einigen Luftlöchern versehene Raum mit der langen Holzpritsche. In leichtern Fällen, der viertägigen Bestrafung, die jeder Korporal aus eigener Initiative verhängen konnte, wurde man des Abends eingeschlossen und morgens wieder herausgelassen. Eine Decke und eine Strohunterlage, nicht aber den Strohsack selbst, durfte man mit hineinnehmen. Man fühlte sich am nächsten Morgen ungefähr so, wie man sich fühlen muß, wenn man die ganze Nacht in einem überfüllten Abteil vierter Klasse Eisenbahn gefahren ist. Wenn mehr als vier Tage verhängt waren, mußte man auch tagsüber in dem Raume bleiben, dessen große eisen-

beschlagene Türen nur ein um den andern Tag eine halbe Stunde lang geöffnet wurden, damit frische Luft hineinkam.

Die schwerste Bestrafung war die Einzelzelle. An die größere Zelle sich anschließend, lagen bis zur Infirmerie hin Tür an Tür die kleinen, steinernen Löcher, die gerade so lang waren, wie die darin befindliche Holzpritsche und so schmal, daß man die Beine kaum neben die Holzpritsche setzen konnte. Wenn man sich aufrichtete, stieß man mit dem Kopfe gegen die niedrige, feuchte Decke. Zur Abwechslung liefen einem in dem auch am Tage stockdunkeln Raume die Ratten und allerlei Ungeziefer über den Leib. Die Strafe wurde noch dadurch manchmal verschärft, daß auch im Winter nur eine Decke mit hineingenommen werden durfte und den Insassen selbst die Kohlsuppe zeitweise entzogen wurde, so daß sie lediglich von Wasser und Brot ihr Dasein fristen mußten.

Wer dort sechs Wochen gesessen, während er nur selten eine Stunde, von Soldaten mit Bajonetten im Halbkreise theatralisch bewacht, vor der Tür hinter dem Eisengitter, das ihn immer noch vom Hofe abschloß, Luft schöpfen durfte, dem erschien später, wenn er wieder hinauskam, die Einrichtung unsers Lagers bereits als eine hohe Errungenschaft der menschlichen Kultur. Es war ihm, als wenn er wieder in eine große Stadt, mitten in das Leben hineintrat. Vorausgesetzt freilich, daß er überhaupt noch irgendwelcher Eindrücke fähig war, denn wer dort im Winter zwischen den kalten, feuchten Steinen nur mit einer Decke zugedeckt, ständig bei Wasser und Brot sechs Wochen gesessen hatte, der kam abgemagert und leichenblaß, schwankenden Schrittes wieder heraus und war mit der Welt für längere Zeit fertig.

Nicht alle kamen aus dieser Einzelzelle wieder in das Lager zurück, manche wurden, nachdem sie wochenlang eingesperrt gewesen, in Ketten nach Marseille zum Kriegs-

gericht transportiert. Wir hörten dann von ihnen nur aus den Marseiller Zeitungen in den kleingedruckten Berichten über die Wirksamkeit der Kriegsgerichte unter dem Vorsitz des Obersten Kervella, an jener Stelle, wo am Schluß immer vom Peloton d'execution zu lesen war von den erschossenen Spionen, Deserteuren und Aufrührern.

Der Clairon bläst Antreten zum Cachot. In der letzten Zeit, seitdem der „Halbseidene" im Lager regiert, hat man zu den vielen andern Signalen auch ein recht unfreundlich klingendes Cachot-Signal erfunden. Der korsische Korporal „Killekille" (er hieß eigentlich Chilichili), der gern philosophischen Betrachtungen nachhing, so z. B. beim Niederfallen der Blätter im Herbst: „ils tombent comme les hommes" (sie fallen wie die Menschen), fragt sich nach dem kleinen Zettel, den er nicht lesen kann, mit Hilfe der Umstehenden seine Cachot-Brüder zusammen. Das Tor der größern Gemeinschaftszelle knarrt auseinander und das finstere Loch gähnt zum Kasernenhof hinein. Die Delinquenten stehen stramm vor der Cachottür, ungefähr ein Dutzend ist wieder beisammen. Sie sehen mit ihren zusammengewickelten Strohmatratzen und Mänteln so aus wie Leute, die eine Reise antreten wollen. Manche, die immer noch Wert auf äußere Haltung legen, lassen sich ihre Decken und Strohunterlagen durch ihre „Putzer" bis zur Cachottür bringen, um erst im letzten Augenblick die Sachen an sich zu nehmen. „Killekille" untersucht jeden einzeln, ob er nichts Verbotenes bei sich hat, Eßbares, Zigaretten, Feuerzeug, Spielkarten oder Streichhölzer. Für eine Zigarre oder zwei ist „Killekille" manchmal etwas nachsichtiger.

Die große Tür des Gefängnisses schließt sich wieder, die Gefangenen sind allein. Irgend einer hat doch noch ein Streichhölzchen und Lichtstümpfchen bei sich; ein trüber Kerzenschein, der sorgfältig durch vorgehängte Mäntel

gegen draußen abgeblendet wird, verbreitet sich allmählich in dem Raume. Man erkennt die lange Gestalt des Hein Jummi, des Schiffskochs, der hier schon seit Wochen sitzt und sich so als eine Art Gastgeber fühlt. Er kennt jeden Stein in der Zelle und hat sich ein paar Zigaretten zu verschaffen gewußt, die er an seine Freunde austeilt. Die Neulinge werden von ihm auf das Astloch in einem Balken der Pritsche aufmerksam gemacht, in das die Asche hineingetan werden muß, damit die Franzosen sie beim Reinigen der Zelle nicht finden. Hein Jummi hatte wegen eines Briefes vom Lagerkommandanten acht Tage Gefängnis erhalten, die von Marseille aus in 14 Tage und von Paris aus in acht Wochen Gefängnis verschärft worden waren. In dem Briefe hatte unter anderm gestanden: Hier in Uzès betreiben sie jetzt Leichenfledderei und lassen uns verhungern. Mit ersterem hatte es folgende Bewandtnis: Das Grab eines Mitgefangenen in Uzès, der im Lager elend an Typhus gestorben, war auf dem Kirchhofe von Unbekannten zertrampelt und das Holzkreuz auf demselben abgebrochen worden. Die Franzosen hatten das abgebrochene Holzkreuz ins Lager gebracht und ohne ein Wort des Bedauerns uns von der Tatsache Kenntnis gegeben. Von diesem Vorfall hatte Hein Jummi nach Hause geschrieben und dabei den Ausdruck Leichenfledderei gebraucht.

Neben Hein Jummi in der Ecke, stumpf wie ein Tier, sitzt der Fremden-Legionär „Lause-Emil", der sich wieder einmal nicht hat waschen wollen und wegen der ständigen Anhaltungen dazu es vorzieht, im Cachot zu leben. Er sagt nichts und kaut auf irgend einem alten Zigarrenstummel. Es ist ihm alles gleichgültig.

Als ein wahrer Märtyrer leistet „Krümchen" schon seit Wochen den beiden Gesellschaft. Krümchen", der als

ganz strenger Vegetarianer von der ärztlichen Kunst überhaupt nichts hält, sollte wie alle andern im Lager gegen Typhus und Pocken geimpft werden. Er hat sich standhaft gegen diese tödliche Vergiftung seines Blutes geweigert und kommt nicht eher heraus, bis er sich impfen läßt. Die ihres Meisters beraubten Jünger, die sonst immer der Gesundheit wegen mit entblößter Brust und nackten Beinen grade vor der Cachot-Tür, wo die Sonne am heißesten brannte, zu sitzen pflegten, stehen jetzt verwaist vor derselben Tür, während ihr Meister dahinter sitzt, und versuchen durch das Schlüsselloch der Zellentür hindurch mit ihm Beziehungen zu unterhalten. Es kann noch lange dauern, bis Krümchen wieder herauskommt.

In einer andern Ecke des Cachot schläft Tag und Nacht der Schiffszimmermann Meyer, jener Mann, der auf dem Knochenschiff zu faul gewesen, die Beine anzuziehen und der eigentlich deswegen an allem schuld war. Tragische Verkettung der Umstände, er sitzt hier wegen einer heroischen Anwandlung von Arbeitslust. Monatelang hatte er, ohne sich zu rühren, untätig auf seinem Schlafsack gelegen und war nicht zu bewegen gewesen, auch nur den kleinsten Arbeitsdienst zu verrichten. Eines Tages aber hatte er sich scheinbar durchgerungen und war aufs Büro gegangen, um sich zur Arbeit zu melden. Man brauchte damals gerade Tischler, weil der „Papagei" Wachthäuschen für die bald einsetzende regnerische Zeit anfertigen ließ. Staunend sahen wir den Zimmermann für 20 Centimes pro Tag in die Tischlerei einziehen; gleich darauf war er wieder zurück, er hatte genug, er wollte nicht mehr. Der „Papagei" war außer sich, die Wachthäuschen mußten angefertigt werden, er schickte deshalb in einemfort nach dem Zimmermann, er solle sofort wieder antreten. Aber dieser wollte von der Tischlerei nichts mehr wissen und wurde schließlich ärgerlich; er wollte nicht mehr gestört werden. Da zog der „Papagei"

andere Saiten auf. Er ließ die Kriegsartikel verlesen: „Wer an einem Orte, der unter militärischem Oberbefehl steht, einem militärischen Befehl nicht Folge leistet, wird mit traveaux forcés bis zu 10 Jahren bestraft.“ Das war kein Spaß. Wir wußten von frühern Fällen her, daß, wenn jemand erst unter dieser Beschuldigung aus dem Lager kam, ihm die Höchststrafe auch gewiß war. Wir waren alle etwas erregt von dem Ernst der Situation, nur der Zimmermann blieb unerschütterlich. Er hatte die Arbeit wieder kennen gelernt und fürchtete sie mehr als alles andere. Auch er hatte sich aber in der kurzen Zeit eine gewisse Diplomatie angeeignet und antwortete dem „Papagei“ immer nur, er wolle arbeiten, er könne aber nicht, er sei zu schwach. Bei dieser Rede blieb er trotz aller tonnerres de dieu des „Papageis“, der ihn schließlich eigenhändig ins Cachot steckte. Dort sollte er sitzen bleiben, bis er arbeiten wollte. Das konnte auch noch recht lange dauern.

Das waren so die Gefangenen, die schon längere Zeit im Cachot saßen und mit der neuen Lebensweise schon vertrauter waren. Die andern nahmen die Zelle nur für geringere Zeit in Beschlag, weil ihre Vergehen geringfügiger waren. Der Zimmerstratege Hindenburg II. hatte die Kartoffeln zu dick geschält, der Schiffsjunge Lehmann zu lange Haare gehabt, Meyer hatte seine Stiefel nicht geputzt und der Fremdenlegionär Kümmel hatte wieder mal am Fenster gestanden. Der Prophet und Kartenleger Marteau („der Hammer“) hatte den Franzosen prophezeit, daß sie den Krieg verlieren würden. Im Zimmer von Hirsch hatte wieder das Licht zu lange gebrannt; es war zwar nur die des Nachts erlaubte veilleuse, die kleine „ewige Lampe“, gewesen, aber der Posten draußen behauptete, daß es eine Kerze gewesen sei. Auch Müller saß zu Unrecht, er konnte nichts dafür, daß in dem Hause gegenüber die Dachrinne undicht war und die französische

Wache von ihm behauptete, daß er sonst etwas aus dem Fenster habe herauslaufen lassen.

Gründe zu den Cachotstrafen waren immer vorhanden. Es kam nur auf die mehr oder weniger gereizte Stimmung der Franzosen an, die meistens in engstem Zusammenhange mit den Ereignissen an der Front stand.

Neben dieser größern Gemeinschaftszelle lagen bis zur Infirmerie hin die Einzelzellen für die „Schwerverbrecher", d. h. für diejenigen, die noch länger als sechs Wochen sitzen mußten oder die vor ein Kriegsgericht kommen sollten. Die Zellen waren noch durch ein Gitter gegen den Hof abgeschlossen, vor dem immer eine französische Schildwache stand und von wo die Gefangenen stets nur umringt von mindestens sechs Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten über den Hof geleitet wurden.

Die ersten, die es von uns traf, diese Zelle beziehen zu müssen, waren zwei Seeleute, die sich weigerten, Stroh zu flechten, wenn man ihnen keine besondern Anzüge dazu gab. Der „Papagei" hatte ihnen wieder sofort die Kriegsartikel vorlesen lassen: wer in einem Gebiete, das unter militärischem Oberbefehl steht usw. Sie waren aber trotzdem bei ihrer Weigerung verblieben und kamen, nachdem sie sechs Wochen in der Einzelzelle gesessen, nach Marseille vors Kriegsgericht. Der Zimmerchef mußte später gleichfalls nach Marseille reisen, um seine Aussage vor dem Kriegsgericht zu machen. Man legte nicht viel Wert auf seine Zeugenaussage. Der Vorsitzende hielt der Verteidigerin (am Gericht in Marseille gibt es mehrere weibliche Verteidiger) immer wieder entgegen: „Denken Sie an Belgien und an die Lusitania." Zehn Jahre traveaux forcés war das Urteil. Die Begründung: Man denke an Belgien und an die Lusitania.

Etwas weniger tragisch war der Fall des Nathanael, der vom Kriegsgericht in Marseille, nachdem er lange in der Einzelzelle in Uzès gesessen, zu einigen Monaten

Festung verurteilt wurde, die er in Grenoble absaß. Er kam von dort in ganz guter Beschaffenheit wieder zurück, dank der kameradschaftlichen Hilfe der französischen Sträflinge. Nathanael hatte vor dem Kriege irgendwo auf dem Montmartre in Paris in einem wenig moralischen Kabarett, wo wahrscheinlich aus diesem Grunde alle Musiker blind waren, als einzig Sehender die Trompete geblasen. Er hatte hier im Lager mit seiner Trompete zunächst versucht, den französischen Clairon zu ersetzen, doch hielt der „Papagei" ihn dieses Postens nicht mehr für würdig, nachdem er einmal acht Tage mit Cachot bestraft worden war. Sein Drang nach Betätigung hatte ihn bald einem andern Beruf zugeführt: Er besorgte die Lampen im Lager, die im Hofe standen, und erneuerte das Oel der kleinen Nachtlampen in den Zimmern. Dies Geschäft scheint seinem Betätigungsdrange immer noch nicht genügt zu haben, denn er gründete außerdem noch eine Kartoffelpufferküche und verkaufte jeden Mittag nach dem Essen in den Zimmern seine Kartoffelpuffer, die er aus einer kleinen Konservenbüchse, in der mit Nägeln kleine Löcher gemacht waren, auch noch mit etwas Zucker bestreute. Monatelang blühte dieser Kartoffelpufferhandel und Käufer und Verkäufer fühlten sich wohl und zufrieden dabei. Da steckte sich eines Tages der „Papagei" dazwischen, dem es aufgefallen war, daß zuviel Lampenöl verbraucht wurde. Nathanael kam in die Einzelzelle und mußte vor das Kriegsgericht, weil er das Lampenöl veruntreut und davon Kartoffelpuffer gebacken hatte. Das Mitleid mit ihm war zwar nicht sehr groß im Lager, aber immerhin, als er mit Kettengerassel nach Marseille abreiste, haben wir ehemaligen Kartoffelpuffer-Esser doch eine kleine Sammlung veranstaltet, die wir ihm nach Marseille mitgaben. Wer weiß, schließlich kam es noch raus, daß man Mitschuldiger war. Es konnte einem vielleicht der dolus eventualis nachgewiesen werden.

Einige der Einzelzellen sind auch jetzt wieder besetzt. Direkt an die Gemeinschaftszelle stößt die kleine Einzelzelle, in der der Gefangene Pietsch nunmehr schon seit fast sechs Wochen sitzt. Hein Jummi hat mit ihm ein Klopfsystem ausgebildet und hält Pietsch auf dem laufenden über alles, was man im Lager erfährt. Pietsch weiß nicht, weshalb er in der Einzelzelle sitzt. Der Sergeant Fips, der sonst immer über alles, was wir wissen wollen, Auskunft gibt, ist in diesem Falle sehr geheimnisvoll. Er sagt immer nur: c'est un veritable espion. Sie hatten eines Tages im Lager nach Tagebüchern gesucht und dabei im Strohsack des Pietsch dessen Tagebuch gefunden, das natürlich nicht lauter Dinge enthielt, die für die Franzosen schmeichelhaft waren. Dann hatten sie ihn eines Tages plötzlich in Ketten aus dem Zimmer geholt und in die Einzelzelle gesteckt. Seitdem saß er dort und kein Mensch wußte, weshalb und wie lange. Erst später erfuhren wir, daß man aus seinem Tagebuche entnehmen zu können geglaubt, daß er auf verbotenem Wege einen Brief nach Deutschland befördert hatte, der über die Zustände des Lagers genauen Aufschluß gab. Er war von schwacher Gesundheit und würde die lange Haft kaum überstanden haben, wenn nicht gute Freunde dafür gesorgt hätten, daß ihm trotz aller Vorsichtsmaßregeln des Mohren doch hin und wieder etwas Eßbares in seine Zelle hineingeschmuggelt wurde. Der Mohr hatte dem unangenehmsten Korporal, dem „Maurer", die Wache des Cachots übertragen, der schon aus eigener Gehässigkeit wie ein Kettenhund aufpaßte. Er liebte es, dem Pietsch jedesmal, wenn das Essen hineingetragen wurde, aufzuzählen, was er selber heute alles für gute Sachen gegessen habe: Spargel mit Schinken, Kotelettes und Rotwein, und vertröstete ihn damit, daß er ja doch bald erschossen würde. Aber gerade seine Gehässigkeit machte es vielleicht, daß der „Maurer" dennoch getäuscht wurde. Die Freunde von Pietsch hatten

die besten „Taschenspieler“ und „Zauberkünstler“ angestellt, denen es doch hin und wieder gelang, etwas Eßbares in die Zelle zu schmuggeln. In der Gamelle, die zweimal am Tage in die Zelle hineingereicht wurde, schwammen manchmal am Grunde harte Eier, und das heiße Wasser, das in Gegenwart des Korporals aus der Küche geholt wurde, verwandelte sich auf dem Wege zur Einzelzelle in wohlschmeckenden Tee.

Pietsch hatte immerhin noch den Trost, daß er Freunde im Lager besaß, die etwas für ihn taten und wenn sie auch dabei vier Wochen Cachot riskierten. In der Zelle neben ihm saß ein Mann, der es bedeutend schlechter hatte als er, ein französischer Deserteur mit kupferrotem Haar, das im seltsamen Gegensatze zu der roten Soldatenmütze sich ausnahm. Er war auf der Straße in Uzès aufgegriffen worden und saß schon recht lange in dem Loche. Pietsch hatte versucht, durch Klopfen sich mit ihm zu verständigen, aber es war von der andern Seite keine Antwort erfolgt.

In der nächsten Zelle saß ein österreichischer Schiffskapitän, über den allerlei mysteriöse Gerüchte in Umlauf waren. Er wäre überhaupt kein österreichischer Kapitän, sondern ein Spion, der schon zum Tode verurteilt sei. Andere wieder wußten, daß ein anderer an seiner Stelle als Spion erschossen sei. Eigentlich mußte er also schon tot sein.

Der Clairon bläst zum letzten Male am Tage; die Lichter im Lager verlöschen und auch die Gefangenen im Cachot versuchen einzuschlafen. Die in der großen Zelle zum Teil auf dem steinernen Fußboden, da die Holzpritschen nicht für alle Raum gewähren. Sie zählen die Tage, wo sie wieder auf ihrem Strohsack liegen können, der ihnen jetzt wie das weichste Federbett erscheint und der ihnen doch noch ein anderes Ruhekissen gewährt als lediglich das gute Gewissen auf der Holzpritsche.

Mein Tagebuch.

In der Laubenkolonie, die ich mir neben meinem Zimmer geschaffen, schrieb ich fast täglich etwas in mein Tagebuch. Als die ersten Gefangenen das Lager verließen, um nach Oesterreich ausgetauscht zu werden, hielt ich das für eine gute Gelegenheit, mein Tagebuch nach Deutschland durchzuschmuggeln. Unter den Auszutauschenden befand sich ein alter Tippelbruder namens August Angebrannt, der im Lager mit allen möglichen Sachen Handel getrieben hatte, und der mir unter anderem auch einmal meine eignen Stiefel, die ich verschenkt hatte, als neue Stiefel verkauft hatte. Vor Freude darüber, daß ich ein Paar Stiefel gefunden, die mir paßten, hatte ich sie mir gar nicht genauer angesehen. Diesen August Angebrannt hielt ich für den richtigen Mann, mein Tagebuch durchzubringen. Ich steckte dem alten August, der wieder mal betrunken war, das Tagebuch einfach hinten in die Hosentasche, indem ich annahm, daß man sich mit diesem Bekleidungsstück des Alten nicht weiter befassen würde. Aber man durchsuchte den alten August in der Gegend dieses Kleidungsstückes noch an ganz andern Orten und fand recht bald mein Tagebuch.

Durch das Glasfenster des Büros konnte man vom Hofe aus die Vorgänge im Büro beobachten und als es Abend wurde, sah ich vom dunkeln Hofe aus in dem erleuchteten Zimmer des Büros ganz deutlich mehrere Franzosen um einen Tisch sitzen und sich mit meinem Tagebuch beschäftigen, das ich an dem gelben Umschlag wiedererkannte. In dem Tagebuch stand als Motto jener Ausspruch Friedrichs des Großen,

daß die Franzosen so ein Mittelding zwischen Tiger und Affen seien, und mehr noch beunruhigte mich die andere Stelle, wo ich von der angeblichen Revolution in Paris geschrieben und dabei erwähnt, daß die Hälfte der Wachmannschaften in einer der vorhergehenden Nächte nach Paris beordert sei. Es war das ja weiter nichts als ein Lagergerücht, wie deren so viele in jedem Gefangenenlager entstehen. Von den Franzosen wurde dies aber sicherlich als Verrat militärischer Geheimnisse ausgelegt. Ich sah mit Sorge den nächsten Tagen entgegen. Hein Jummi erhielt schon bald darauf wegen des Briefes seine 60 Tage Cachot, was würde der erst erhalten, der nicht nur einen einzelnen Brief, sondern gleich ein ganzes Buch nach Deutschland durchzubringen versucht hatte. Es mußte fraglos herauskommen, daß das Tagebuch von mir war, denn wenn auch mein Name nicht darin stand, so war doch aus verschiedenen ganz eingehenden Angaben leicht zu entnehmen, wer der Schreiber des Tagebuches gewesen. Eine kleine Hoffnung schöpfte ich daraus, daß gerade zu jener Zeit der elsässische Dolmetscher nicht im Lager war und sein Stellvertreter, ein Franzose, nur schlecht die deutsche Sprache beherrschte und wahrscheinlich nicht alles verstand.

Trotzdem war ich auf alles gefaßt und wartete Tag für Tag, daß man mich ins Cachot bringen würde. Ich hatte in meinem Zimmer alles wie für eine große Reise zurechtgemacht, damit alles gleich bereitstand, wenn man mich holte. Ich fing an, das Leben im Lager allmählich mit rosigen Augen anzusehen, wie etwas Schönes, das einem genommen werden sollte. Herrgott, man konnte doch wenigstens mit Menschen sprechen, mal eine Flasche Bier trinken, lesen oder Schach spielen; das sollte nun alles vorüber sein. Dazu wurde es jeden Tag kälter, der Winter stand vor der Tür und der Gedanke an die kalten Steinwände und an die eine Decke, mit der man dort im

Winter auskommen sollte, wurde mir immer unheimlicher. Meine Unruhe wurde noch größer als schon bald darauf im Lager eine Durchsuchung nach Tagebüchern stattfand und drei Tagebücher gefunden wurden. Die Schreiber hatten es noch nicht einmal versucht, die Tagebücher nach Deutschland zu senden, und wurden trotzdem wegen des Inhalts schwer bestraft. Einer von ihnen mit 60 Tagen Cachot wegen Beleidigung Frankreichs.

Merkwürdigerweise bekam ich von meinem Tagebuch aber auch in der Folge immer noch nichts zu hören. Wochen und Monate vergingen, die Kommandanten hatten inzwischen zweimal gewechselt und die Sonne war schon wieder wärmer geworden, so etwas von Riviera-Luft wehte einen schon manchmal um die Mittagszeit auf dem Hofe an. Ich war ruhiger geworden, offenbar hatten die Franzosen angenommen, daß der alte August Angebrannt selbst das Tagebuch geschrieben habe. Es lag das ja auch recht nahe. Da sagte mir eines Tages der Mann aus dem christlichen Jünglingsverein, der mit von der Knochenschiff-Partie gewesen war, er sei soeben zum Dolmetscher gerufen, der ihn nach den Teilnehmern der Knochenschiffahrt gefragt und sich angelegentlichst erkundigt habe, wer in der Kapitänskajüte geschlafen habe. Zum Unglück hatte ich das von mir in meinem Tagebuch erwähnt. Der Knochenschiffahrtsgenosse hatte ahnungslos meinen Namen angegeben und die Sache war also jetzt heraus. Ich hielt sofort Kriegsrat mit ein paar Freunden und kam zu dem Resultat, daß ich unter keinen Umständen zugeben dürfte, daß ich das Buch dem alten August Angebrannt mitgegeben hatte. Gleich darauf wurde ich zum Dolmetscher ins Büro gerufen. Mein Tagebuch lag auf dem Tische. Außer dem Dolmetscher war niemand im Zimmer als ich. „Kennen Sie dieses Buch," fragte mich der Dolmetscher. „Na, aber so was," entgegnete ich, „natürlich, das ist mein Tagebuch,

das mir schon seit über einem Vierteljahr abhanden gekommen ist.“ Und dann erzählte ich ihm eine Geschichte, daß ich meine Jacke auf dem Korridor liegen gelassen und mir während der Zeit das Tagebuch aus der Tasche gestohlen sei. „Machen Sie keine Ausflüchte,“ sagte der Dolmetscher, „Sie haben das Buch dem alten August gegeben, damit er es nach Deutschland bringen sollte. Wissen Sie, wie Hein Jummi für seinen Brief bestraft worden ist?“ „Aber ich muß doch sehr bitten,“ entgegnete ich, „wenn August Angebrannt das Buch gehabt haben sollte, so ist das der beste Beweis dafür, daß es mir gestohlen worden, denn Sie wissen, August kaufte alles im Lager auf; der Dieb wird es ihm verkauft haben.“ „Ja, dann muß ich die Sache weitergeben,“ sagte der Dolmetscher und sah mich dabei groß an. „Ich frage Sie zum letzten Male, haben Sie das Buch dem August Angebrannt gegeben?“ Der elsässische Dolmetscher war im Lager der bestgehaßte Mann. Er hatte nicht nur die Gefangenenkorrespondenz unter sich, sondern vermittelte auch persönlich die Wünsche und Beschwerden der Gefangenen in das Büro und umgekehrt. Man ging sozusagen im Hemde vor ihm spazieren; denn er wußte alles, was man schrieb, kannte mit der Zeit die Gefühle und Gedanken der Gefangenen, so daß man sich niemals in seiner Gegenwart eines gewissen peinlichen Gefühls erwehren konnte. Doch trotz allem, als er mir so unvermittelt gerade ins Gesicht sah und mich zum letzten Male fragte, ob ich das Buch dem alten August gegeben, hatte ich das Gefühl, daß er mir nicht übelgesinnt war, und daß ich vielleicht die ganze Sache aus der Welt schaffen konnte. Ich sah ihm gleichfalls direkt in die Augen und sagte zu ihm: „Fragen Sie mich in Ihrer Eigenschaft als französischer Dolmetscher oder persönlich als Mensch?“ Auf diese Gegenfrage war er nicht gefaßt, er wurde etwas unsicher und sagte dann: „Ich frage Sie persönlich.“

„Dann will ich zugeben," entgegnete ich, „daß es so ist wie Sie sagen." „Es ist gut," meinte der Dolmetscher, „das Tagebuch wird vernichtet werden und die Sache ist damit erledigt."

Ich weiß nicht, was der Dolmetscher sich bei dieser Angelegenheit gedacht hat, ich habe jedenfalls nie mehr etwas von dem Tagebuche zu hören bekommen.

Kino in Uzès.

Und manchmal schaun durchs rost'ge Gitter
Wir heimlich nach der Straße aus,
Das Kino nennen's manche bitter,
Man rührt die Hände zum Applaus.

Da drüben stehen auf dem Pflaster
Die schönsten Aepfel, rot und grün.
Der Alte raucht sich seinen Knaster
Und läßt im Rost Kastanien glühn.

In blauen Röcken kommen Bauern
Und bleiben beieinander stehn.
Die Frau'n in schwarzen Schleiern trauern
Und lassen volle Waden sehn.

Die Post aus Nîmes fährt vorüber,
Es knarrt und ächzt die alte Chaise,
Von irgendwoher tönt herüber
Aus Kindermund die Marseillaise.

Wenn nah wir uns ans Gitter drücken
Und ziehn den Duft der Straße ein,
So fühlen fast wir mit Entzücken
Die höchste Wollust, frei zu sein.

Doch seit man aus den Gitterfenstern
Das Kinopublikum nicht will,
Steht vor den läst'gen Boschegespenstern
Das einst'ge Kinoschauspiel still.

Es war nicht viel, was wir von der Außenwelt sahen. Unser Kinoschauspiel hatte nur ein sehr beschränktes Programm, auf immer demselben Schauplatz. Außer dem Blick auf den Marktplatz von Uzès von den nach vorn gelegenen Fenstern, die später mit Brettern abgedichtet wurden, hatten wir auf der rechtwinklig zur Vorderfront gelegenen Querseite aus den nach dieser Seite tiefer als die Straße gelegenen Fenstern einen Blick auf die krummen Gäßchen des Städtchens. Wir sahen von dort die Beine und Waden der Vorübergehenden ohne Kopf und Oberleib vorüberschwanken und schnell in den Seitengassen verschwinden, mit Ausnahme der roten Beine der Schildwache, die immer nur bis zu einem gewissen Punkte spazierten und dann zurückkehrten.

Auf der andern der Front sich anschließenden Querseite standen mehrere altertümliche, niedrige Häuser, über die hinweg man zwischen einigen Akazien- und Kastanienbäumen auf kahle Berge sah, in deren Schluchten wir an klaren Tagen einige Dörfer zu sehen glaubten, die aber in Wirklichkeit nur weiße Felsgebilde in den zwischen den Bergen liegenden Tälern waren. In einem der Häuser, unsrer Kaserne gerade gegenüber, waren lange Zeit die Läden dicht verschlossen, das Haus schien unbewohnt. Eines schönen Frühlingstages wurden sie plötzlich geöffnet und durch die eben aufblühenden Knospen der Akazien- und Kastanien-Bäume sahen wir das entzückende, schmale Profil einer in Schwarz gekleideten jungen Frau. Ihr Gesichtchen zeigte noch die Spuren der Tränen, die sie über den gefallenen Geliebten geweint. Sie schien vollkommen allein in dem großen Hause zu sein, weiß Gott, woher verschlagen.

Wir konnten sie ungestört eine kurze Zeit beobachten, denn sie war so in sich vertieft, daß sie die beobachtenden, gespannten Gesichter aus der Kaserne gar nicht bemerkte. Dann aber, als sie uns sah, erschrak sie, entfernte sich vom

Fenster und am nächsten Tage waren die Fensterladen wieder geschlossen.

Es vergingen wieder Wochen und Monate und dann merkten wir, daß das Haus wieder bewohnt war, und hier fand sich denn endlich auch Gelegenheit für die Anknüpfung etwas länger andauernder Beziehungen, die die Ueberschrift dieses Kapitels rechtfertigen dürften. Ich muß aber erst auf frühere Ereignisse zurückgreifen.

Schon bald nach unsrer Ankunft im Lager von Uzès, im Frühjahr 1915, kamen eines Tages in der alten Postkutsche aus Nîmes belgische Flüchtlinge im Städtchen an, hauptsächlich Frauen und kleine Kinder, aber auch einige wahrscheinlich invalide Männer, denen Frankreich, nachdem sie aus Deutschland entlassen, ein Asyl gewährte, indem die Leute über verschiedene Gegenden Frankreichs verteilt wurden. Wir sahen einige dieser Flüchtlinge von unserm Fenster aus mit ihren armseligen Kisten und Kasten, mit kleinen Kindern im Arm vor dem Rathaus ankommen und vom Magistrat der Stadt feierlich empfangen werden. Wir bemerkten eine belgische Familie, bestehend aus Mutter, Vater, mehreren kleinen Kindern und einer etwa 20jährigen Tochter, die schon damals unser besonderes Interesse erregte. Nachdem die Flüchtlinge aus dem Wagen gestiegen waren, hielt irgend jemand in Gehrock und Zylinder eine teils donnernde, teils aber vor Sentimentalität und Rührung überfließende Begrüßungsrede mit vibrierender, tief zu Herzen dringender Stimme. Wir Zuhörer hinter den Eisenstäben waren gleichfalls gerührt und sahen mit Teilnahme, wie die edlen Bürger von Uzès sich in die Flüchtlinge teilten und sie in die vom Magistrat gratis gewährte Unterkunft geleiteten.

14 Tage später entstand eines abends ein Tumult vor unserm Fenster. Irgend ein betrunkener Kerl schrie und lärmte laut in seiner Trunkenheit. Die Soldaten der

Wache eilten herbei, schlugen ihn nach kurzer Verhandlung mit dem Gewehrkolben über den Kopf und schleppten ihn dann fort.

Am folgenden Tage lasen wir im „Petit Marseillais" unter den Provinz-Nachrichten über Uzès folgende kleine Notiz:

„Die Initiative unsrer Soldaten. Einer der Belgier, die unsere Stadt in so hochherziger gastfreier Weise bei sich aufgenommen, lohnte diese Gastfreundschaft mit schwerem Undank, indem er in der Trunkenheit die Worte ausstieß: „Hoch Deutschland, nieder mit Frankreich." Er hatte aber nicht mit der Initiative unsrer poilus gerechnet. Die Wachtsoldaten des Gefangenenlagers in Uzès ergriffen ihn sofort und brachten ihn in das Gefängnis. Bravo."

Wir erfuhren bald, daß dieser deutschfreundlich gesinnte Mann der Vater eben jener belgischen Familie war, die schon bei ihrer Ankunft auf dem Marktplatz von Uzès unser besonderes Interesse erregt hatte.

Wieder gingen einige Wochen ins Land und dann sahen wir eines Tages, daß eben diese ihres Ernährers wohl auf längere Zeit beraubte Familie in das der Kaserne gegenüberliegende alleinstehende Haus eingezogen war, in eben jenes Haus, wo die Fenster hinter der schönen, schwarzgekleideten jungen Frau bis jetzt sich nicht wieder geöffnet hatten.

Die neueingezogene belgische Familie bestand jetzt nur noch aus der Mutter, mehreren kleinen Kindern und jener etwa 20jährigen Tochter, die wir schon auf dem Marktplatze von Uzès gesehen hatten. Das Leben dieser Familie in dem gegenüberliegenden Hause mit den großen, baufälligen, gardinenlosen und niemals verhüllten Fenstern erregte naturgemäß bei den Gefangenen einiges Interesse. Die Familie schien eine belgische Bauernfamilie ärmlichster Herkunft zu sein. Die erwach-

sene Tochter hatte durchaus keine äußerlichen Reize und möchte nach ihrem Aussehen gewohnt gewesen sein, schwere Feldarbeiten zu verrichten. Sie zeigte aber ein munteres, fröhliches Wesen und war als einzige weibliche Person, die wir außer den unnahbaren Kantinendamen zu sehen bekamen, für alle von großem Interesse.

Es spannen sich bald aus den Fenstern des Gefangenenlagers nach dieser Seite hin stumme Beziehungen, zumal die kleine Belgierin den ganzen Tag am Fenster nähte und strickte und eigentlich ein Leben führte, das unserm Gefangenenleben in vielem entsprach. Es war äußerst selten, daß man sie einmal das Haus verlassen und die Straße hinabgehen sah, um einen Eimer Wasser zu holen oder andere kleine Besorgungen zu verrichten.

Im Laufe der Zeit entwickelten sich zwischen ihr und den Gefangenen, da die Entfernung zum Sprechen zu weit war, durch Zeichen und Gebärden ein stummes Einverständnis, wobei es merkwürdig war, wie diese kleine Bäuerin, sonst unscheinbar und reizlos, es verstand, Grazie und Schönheit in die Zeichensprache durch die Art und Weise ihrer Bewegungen hineinzubringen. Wie sie Kußhände herüberwarf, wie sie ihre Finger an den Mund legte zum Zeichen des Schweigens und wie sie sogar für jeden eine andere Art hatte, sich mimisch zu geben, war erstaunlich. Sie spielte dort eine ganz besondere Art von Kino und vergaß niemals, auch wenn sie stundenlang am Fenster saß, daß sie gesehen wurde. Mit der Zeit hatte sie unter den Gefangenen ihre besonderen Freunde. Die in erster Linie Bevorzugten waren die Insassen des gerade gegenüber liegenden Zimmers, mit denen sie sich jeden Morgen begrüßte und fast den ganzen Tag im Zusammenhang blieb. Man schimpfte gemeinsam mit deutlichen Gesten über die politischen Ereignisse, wenn man hüben und drüben die gleichen Zeitungen in Händen hatte. Auch mit andern Gefangenen wurden ihre Beziehungen intimer.

Unten auf dem Hofe in dem „Türkischen Garten" spielten einige Gefangene, wenn gerade kein Korporal zugegen war, ihr etwas auf der Ziehharmonika vor oder tanzten wohl auch miteinander, woran sie ein besonderes Vergnügen hatte und was sie manchmal sogar veranlaßte, in ihrem Zimmer mitzutanzen. Sie hatte unter ihren Freunden auch Leute mit sozusagen ernsthafteren Absichten, die nicht nur zum Scherz hinübermimten. Da war zum Beispiel unser Signalbläser, der blonde Hamburger, der es ihr mit seinen Trompeten-Signalen, die auch für sie die Zeit bestimmten, angetan hatte und der stundenlang in der Hofecke sitzen und hinüberwinken konnte, was freilich nicht hinderte, daß zu gleicher Zeit aus der ersten Etage der Fremdenlegionär „Kümmel" seine etwas rohern Scherze trieb, während aus der zweiten Etage der ungarische Advokat galant hinübermimte.

Die Zustände wurden noch interessanter, als einer unsrer französischen Sergeanten sich gleichfalls für die Belgierin zu interessieren begann. Eines Tages sahen wir die beiden im gegenüberliegenden Fenster, wo sie zusammen so eine Art zärtliche Schaustellung gaben. Der Verkehr der beiden entwickelte sich ebenfalls über die Mauer hinweg aus dem Zimmer des Sergeanten, da er die Kaserne nur selten verlassen durfte. Jeden Morgen erfolgte eine zärtliche Begrüßung mit Augenaufschlag und Kußhänden, Rendezvous wurden verabredet, sogar geschmollt und gezankt wurde in der Zeichensprache, wenn der Sergeant wieder mal durch den Wachtdienst verhindert war, hinüberzugehen.

Unsere Freundin hatte den Takt, ihre deutschen Freunde trotz des Sergeanten nicht zu vernachlässigen, ja, sie ging sogar so weit, daß sie selbst, wenn der Sergeant im Zimmer war, in einem unbewachten Augenblick wieder zu uns Kußhände hinüberwarf, um uns zu versöhnen und die Verbindung aufrechtzuerhalten. Der Sergeant muß

schließlich doch unser Einverständnis gemerkt haben und geriet darüber in die größte Eifersucht. Er verbot es auf das allerstrengste, daß jemand überhaupt nur am Fenster stände, wenn er sich drüben aufhielte, und drohte, jeden zu erschießen, den er am Fenster antreffen würde. Es war eine seiner Hauptbeschäftigungen, aus seinem Zimmer alle Augenblicke mit dem geladenen Revolver hervorzuspringen, um irgend jemand dort zu ertappen. Er wurde mit der Zeit derartig erregt und von Eifersucht geplagt, daß wir uns unsers Lebens nicht mehr sicher fühlten.

Es konnte naturgemäß nicht ausbleiben, daß auch die andern Sergeanten von den Vorgängen erfuhren, und sobald die Sache bis zu dem „Mohren" gedrungen war, war es ausgemacht, daß hier auf die unerhörteste Art und Weise Spionage getrieben oder Fluchtversuche vorbereitet wurden. Der Mohr wurde ganz krank vor Aufregung in jener Zeit. Es war ein merkwürdiger Mann dieser Mohr, den uns die Franzosen da als Kommandant ins Lager gesetzt hatten. Wenn Tartarin von Tarascon, jene von Daudet geschaffene lächerliche Figur des Südfranzosen auf seinen sonderbaren Löwenjagden in Nordafrika mit einer boshaften Negerin einen Sohn gezeugt hätte, es wäre ungefähr so etwas herausgekommen, wie „der Mohr" oder „der Halbseidene" wie er im Lager genannt wurde.

Vom Vater hatte er die „Löwenmähne", das heldenhafte Pathos und die große mächtige Statur, von der Mutter die Negerschlauheit, die bläulichen Monde auf den Fingernägeln und das negerhafte, karminrote Leuchten in den Augen.

An Tartarin von Tarascon mußten wir denken, als in jener Zeit im Büro langsam Waffen und Gewehre aller Art sich anhäuften, der Drahtzaun ständig erhöht, die Gitterstangen neu befestigt, die nächtlichen Runden

der Wachen vervielfacht wurden, und wenn die Sergeanten und Korporäle heimlich im Türkischen Garten sich im Revolverschießen üben mußten.

An die Negerdame aber wurden wir erinnert, wenn er dabei nicht vergaß, mit begehrlichen Augen nach den Gold- und Wertsachen der Gefangenen zu schielen, sich Listen ihrer Habseligkeiten anfertigen ließ, beim Appell die Ablieferung der goldenen Uhren verlangte und wenn er jeden Gefangenen einzeln nach seinen Fähigkeiten für seine persönlichen Bedürfnisse auszunutzen versuchte. Seine Furcht vor Spionage war ebenso groß, wie seine Sorge, daß einer der Gefangenen zu fliehen beabsichtigte und der französische Staat damit in Gefahr kam, ein wichtiges Pfandobjekt zu verlieren. Frankreich wollte ja die Gefangenen auch noch nach dem Kriege als Geiseln zurückbehalten, damit sie die Kriegsentschädigung abarbeiteten, die Deutschland ja doch nicht mehr bezahlen konnte. So stand es täglich in den französischen Zeitungen und der „Mohr" hatte einen ganz besonderen Respekt vor allem Geschriebenen und Gedruckten, ließ er uns doch die französischen Zeitungen stets nur mit großen Ausschnitten zukommen. Der „Mohr" hat sich wieder selbst zensiert, sagten wir dann im Lager.

Seitdem die 75 Ausreißer aus Nordafrika zu uns ins Lager gekommen, war seine Angst vor Fluchtversuchen noch größer geworden. Fünfmal in der Nacht zogen die Runden mit polterndem Türenschlagen durch die Zimmer der Gefangenen und manchmal kam der „Mohr" in der Nacht selber, um seine Gefangenen zu zählen. Ein Spionensystem überzog das ganze Lager, der „Halbseidene" wollte auch wissen, was jeder dachte und sprach, denn nur so konnte er erfolgreich jedem Fluchtversuch vorbeugen.

Aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln blieb die Verbindung über die Mauer hinweg bestehen, ja es wurde

gerade in jener Zeit auf der Mauer im „Türkischen Garten“ ein Brief gefunden, der zwar scheinbar nur Liebesbeteuerungen enthielt, der aber „fraglos“ in geheimer Schrift abgefaßt war und ganz andere Sachen zum Gegenstand hatte. Es fand damals eine große Untersuchung im Hofe statt, bei der sämtliche Gefangene antreten mußten. Die Korporäle schritten die Reihen durch und suchten etwas. Ich kann nicht sagen, was sie suchten. Von dem Tage an aber verschärften die Franzosen ihre Wachsamkeit an der Mauer im „Türkischen Garten“ und stellten besondere Beobachtungsposten aus. Auch im Lager selber und in den einzelnen Zimmern wurde auf das schärfste aufgepaßt und der „Mohr“ ließ auch noch vier Gendarme in das Lager kommen, die Tag und Nacht in Filzpantoffeln und mit gespanntem Revolver durch das Lager schlichen. Die Gendarme hatten sich bald in den untern Zimmern versteckt, um zu sehen, ob jemand aus den obern Zimmern herüberwinkte, bald saßen sie in den obern Zimmern und spähten vorsichtig hinter den Fenstern nach unten. Bald kamen sie ganz plötzlich aus den Abort-Räumen im „Türkischen Garten“ hervorgesprungen, bald saßen sie in einem kleinen Raume unter der Treppe, um dieser Verschwörung gegen den französischen Staat auf den Grund zu kommen. Als sie merkten, daß wir uns gegenseitig sofort durch Klopfen verständigten, wenn jemand auf der Lauer lag, verlegten sie ihre Tätigkeit in die untere Etage desselben Hauses, in dem die belgische Familie wohnte; schließlich saßen die Gendarme sogar stundenlang auf dem Dache unsrer Kaserne. Die Korporäle, die sich für besonders talentiert zum Kundschaften hielten, leisteten ihnen nach Kräften Hilfe. Man konnte sich vor den Spähern gar nicht mehr retten. Sie lagen nach Indianerart auf dem Bauche in unsern Zimmern und hoben die Nase vorsichtig bis zum Fensterbrett. Sie setzten sich unsere Gefangenenmützen

auf und zogen sich Zivil an. Wir merkten, daß sogar scheinbar harmlose Spaziergänger auf der Straße sich gleichfalls in den Dienst der guten Sache gestellt hatten, um dem staatsgefährlichen Treiben der Belgierin auf die Spur zu kommen.

Die kleine Person benahm sich sehr geschickt. Sie hatte wirklich schauspielerisches Talent. Sie ließ sich in ihrer Unbefangenheit zuerst überhaupt nicht stören und obgleich sie stets von uns durch Zeichen benachrichtigt wurde, wenn jemand auf der Lauer lag, so blieb sie doch ruhig am Fenster sitzen, lächelte wohl auch mal herüber, mußte sich aber doch jetzt Schranken auferlegen. Die veränderten Verhältnisse gingen ihr nahe. Sie wurde traurig und bekam allmählich Weltschmerz, schüttelte immer nur das Köpfchen, wenn sie zu uns hinübersah, und verlor wie ein Vogel im Bauer alle Munterkeit und Fröhlichkeit.

Die Franzosen verstanden nicht die geschickten Wege, die Gott Amor über Mauern und Krieg, Heimatlosigkeit und Gendarme zu finden gewußt hatte, und sahen in dem Treiben nur eine weitverzweigte Lager-Verschwörung, um Briefe nach Deutschland durchzubringen oder Fluchtpläne vorzubereiten. Der „Mohr" konnte nicht mehr ruhig schlafen, und da er der belgischen Familie trotz vieler Haussuchungen nichts nachweisen konnte, so beschloß er auch nach dieser Seite hin zur Sicherheit Frankreichs die Welt mit Brettern zu vernageln und ließ von außen an die Fenster Kästen ansetzen, die jeden Durchblick verhinderten. Damit war unser Kinoschauspiel zu Ende und von da an herrschte Dunkelheit in allen Räumen, die früher eine Aussicht auf die Gassen des Städtchens hatten.

Abfahrt von Uzès.

Eines Tages hieß es im Lager, es existierte eine Liste von 150 namentlich aufgeführten Gefangenen. Zu welchem Zwecke diese Liste aufgestellt war, erfuhr man zunächst nicht, aber immerhin war dies eine große Sache, die eifriges Nachdenken hervorrief, beunruhigte man sich doch sonst schon im Lager, wenn jemand gesehen hatte, daß irgend ein Korporal etwas zu einem andern gesagt hatte, was auf uns Bezug hätte haben können. Allmählich wurden auch die 150 Mann bekannt. Es waren zum größten Teil Kranke, aber auch einige der Kräftigsten und Gesundesten dabei. Es gab nur noch ein Gesprächsthema: die geheimnisvolle Liste. Einige meinten, vielleicht kämen diese 150 Mann in die Schweiz, um dort interniert zu werden. Andere meinten, daß es sich nur um neue Repressalien handeln könne. Ein paar von denen, die auf der Liste standen und die anfangs allgemein beneidet wurden, wandten sich hilfesuchend an den Lagerarzt, sie wären zu alt oder zu krank, als daß man an ihnen noch neue Repressalien vornehmen könnte. Der Lagerarzt hielt sich für verpflichtet, von der Kenntnis der Boches bezüglich der geheimen Liste Anzeige zu machen, und der „Mohr" witterte daraufhin sofort eine große Verschwörung und wollte wissen, wer die Sache verraten. Verhöre über Verhöre, einer berief sich auf den andern und jeder kam sofort, wenn er seinen Gewährsmann angegeben, in das Cachot. Bereits saß der dritte Teil der auf der Liste Stehenden in dem Cachot, auch einzelne der Franzosen, die verdächtig waren, die Namen der Liste weitergegeben zu haben, saßen schon in der Einzelzelle, da hieß es plötzlich, aus Paris sei An-

ordnung gekommen, die 150 Mann sofort abzutransportieren. Beim Appell wurden offiziell die Namen verlesen, in einer halben Stunde müßten alle auf dem hintern Hofe zur Abreise bereit antreten. So ging es immer, wenn jemand ausgetauscht oder in der Schweiz interniert werden sollte, wurde das große Staatsgeheimnis erst 10 Minuten vor der Abreise bekanntgegeben.

Nach einer halben Stunde, während der alles drüber und drunter ging, standen wir 150 Mann mit unsern seit anderthalb Jahren angehäuften Sachen, die aus dem verschlossenen Zimmer hervorgeholt worden waren, reisefertig auf dem hintern Hofe im „Türkischen Garten".

Die Franzosen wußten nicht mehr ein noch aus. Anderthalb Jahre hatten sie jede Woche die Decken und Gamellen, Löffel und Strohsäcke registriert, ob noch alles vorhanden, jetzt kümmerte sich kein Mensch mehr darum. Es kam ihnen nur darauf an, die sämtlichen Gepäckstücke, die schon 20- bis 30 mal untersucht waren, wieder neu zu durchsuchen, die Bücher und Briefe, die längst den Zensurstempel trugen, nochmals durchzusehen und uns das Geld, das wir bei uns hatten, abzunehmen. Drei bis vier Stunden lang, während wir streng von den andern Gefangenen isoliert waren, herrschte im „Türkischen Garten" ein wüstes Durcheinander. Als alles Gepäck glücklich auf einem Leiterwagen verstaut worden war, waren wir von diesem blödsinnigen Wirrwarr bereits vollkommen erschöpft. Großmütig erhielt jeder noch einmal einen Teller Kohlsuppe, ein halbes Brot und drei schmale Sardinenbüchsen für die Reise. Wir sollten sparsam sein, für drei Tage müßte es reichen.

Inzwischen war es doch bekannt geworden, wohin man uns schickte. Es ging nach Ile Longue bei Brest und es handelte sich keineswegs um Repressalien, sondern um eine beabsichtigte Aufbesserung unsrer Gefangenschaft. Wir wußten aus den Schilderungen der für

die Schweiz bestimmt Gewesenen, aber in Lyon Zurückgewiesenen und in unser Lager Gesandten, daß die Zustände auf Ile Longue bedeutend bessere waren. Man hatte uns also in Deutschland doch nicht ganz vergessen und die Repressalien der deutschen Regierung hatten endlich Erfolg gehabt. Das ganze Lager, hieß es, sollte aufgehoben werden, die andern kämen bald nach. Das war ja alles ganz schön, leider war aber diese Reise nach Brest für die 150 Mann, die der „Mohr" zur Vorausreise bestimmt hatte, ein recht böses Danaergeschenk. Unter diesen 150 Mann befanden sich nämlich nahezu sämtliche Kranke im Lager, die mehr oder weniger begründete Aussicht auf die Internierung in der Schweiz hatten. Schon eine Stunde, nachdem diese Kranken aus dem Lager fort und unterwegs nach Brest waren, ließ der „Mohr" verkünden, wer sich krank fühlte, sollte sich für die Schweizer Kommission melden, worauf schon am nächsten Tage über 50 Mann nach Untersuchung durch die Schweizer Aerzte nach Lyon geschickt wurden, um dort der Schweizer Hauptkommission für die Internierung in der Schweiz vorgestellt zu werden. Das war ein häufig von den Franzosen gebrauchter Trick, wenn die Schweizer Kommission im Anmarsch war. Auch in den Soldatenlagern wurden dann alle Krüppel und Kranken schleunigst in ein anderes Lager geschafft, wo die Kommission schon gewesen, so daß die Schweizer Aerzte nachher über den guten Gesundheitszustand im Lager erstaunt waren und Mühe hatten, die nötige Zahl für die Schweiz zusammenzubekommen.

Man kann sich die Entrüstung der 150 Mann vorstellen, als sie von diesen Vorgängen später in Ile Longue erfuhren. Sie waren aber immer noch besser dran als die übrigen Lagerinsassen, die nicht in die Schweiz kamen und die erst nach Monaten denselben Weg nach Ile Longue machen mußten und dabei vier Wochen unterwegs waren.

Sie mußten nämlich diesen Weg zum größten Teil zu Fuß zurücklegen, wie ich später in der Schweiz erfahren habe. Zugleich eine Erklärung dafür, warum man außer den Kranken eine Anzahl der Kräftigsten und Gesündesten mitschickte, sie hätten sonst bei dem spätern Transport Gelegenheit zur Flucht gehabt.

Als sich die Tore öffneten, waren wir alle bewegt. Zum ersten Male nach anderthalb Jahren atmeten wir wieder die Luft außerhalb der Mauern, zum ersten Male hatten wir eine Vorahnung der Freiheit. Es ging nicht wie bei unserm Einzuge durch das Städtchen, sondern im Bogen um die Stadt herum, mitten durch die Wiesen und Felder. Niemand war weit und breit zu sehen, nur ein paar alte Weiblein, mit Feldarbeiten beschäftigt, schauten uns nach. Am Bahnhof erkannten wir die Stelle wieder, wo wir vor anderthalb Jahren angekommen waren. und da kam auch der „Mohr" schon in dem Omnibus angefahren, den wir immer vor unserm Fenster in der Kaserne gesehen hatten, um zum letzten Male die Parade abzunehmen und noch einigen, die ihre Nummer nicht mehr am Arme hatten, ein paar Tage Cachot wegen Fluchtverdachts mit auf den Weg zu geben. Sie mußten diese Strafe später in Ile Longue absitzen, allerdings unter erheblich angenehmeren Verhältnissen als in Uzès.

Von der Reise, die uns in etwa 100 Stunden ohne Unterbrechung um ganz Frankreich herum über Cette, Toulouse und Bordeaux an der Meeresküste entlang nach Brest brachte, sind mir nur einige verworrene Erinnerungen geblieben. Wir saßen so zusammengepfercht, daß wir nicht umfallen konnten, und blieben so länger als drei Tage und Nächte ohne Schlaf, nur mit den drei Sardinenbüchsen ausgerüstet, sitzen; hin und wieder wurden wir gezählt oder mußten in einen andern Zug steigen oder wurden wohl auch mal, wenn wir gerade einen wohlgesinnteren Transportführer hatten, zum Waschen

oder Trinken geführt. Man dämmerte vor sich hin oder versuchte zu schlafen, den Kopf auf die Hand gestützt oder an den Nebenmann angelehnt. Wir hatten viele ältere Leute unter uns, die diese Fahrt bis an den Rand der Erschöpfung brachte, so daß sie sich in Ile Longue erst nach Wochen und Monaten wieder erholten.

Verzerrte Augenblicksbilder der Außenwelt tanzten an uns vorüber, wenn wir mal den Kopf zum Fenster hinausstecken konnten. In Nîmes, dem kleinen eleganten südfranzösischen Städtchen, sah ich zwei Rote-Kreuz-Schwestern ganz im schneeigsten, elegantesten Weiß, reizvollen Hauben, Lackstiefeln und Florstrümpfen, die uns Kaffee geben wollten, bis sie uns mit Entsetzen als Boches erkannten. Man glaubt es ja gar nicht, was es für ein Vergnügen bereitet, nach so langer Zeit wieder weibliche Gestalten aus nächster Nähe zu sehen. In Cette gewahrten wir einen kindischen Greis, wie es deren ach so viele in Frankreich gibt, der wie verrückt von dem Balkon seines Hauses die Trikolore hinter uns herschwenkte, als er die Boches erkannte, und vom Balkon heruntergefallen wäre, wenn ihn nicht Frau und Tochter etwas mißbilligend festgehalten hätten. Irgendwo an einer malerischen Brücke, in der schon an Spanien erinnernden Landschaft schrie und heulte eine Volksmenge: spanische Frauentypen mit bunten Schals, junge Burschen mit scharfen spanischen Gesichtszügen. Wir näherten uns der Strecke, wo die Bahn eine Zeitlang den Pyrenäen parallel fährt.

Die Wachmannschaften waren während der Fahrt auf dieser Strecke verstärkt worden und wir standen alle auf dem Sprunge, eine günstige Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Es wurde aber nichts daraus.

Die nächste größere Station war Bordeaux. Ich erkannte die Einfahrt wieder von jener Fahrt her aus der Bretagne nach Spanien, trotzdem ich diesmal von der entgegengesetzten Seite kam. Wir mußten in Bordeaux

umsteigen und ich ging auf denselben Bahnsteigen und an denselben Warteräumen vorüber, wo ich im Sommer 1914 vor mehr als zwei Jahren jene aufregenden Momente mit Frau und Kind erlebt hatte. Diesmal war ich ohne Hoffnung, die Freiheit so bald wiederzuerlangen, und darum gleichgültig und wenig eindrucksfähig. Es war alles ruhiger als damals. Der große Bahnhof schien fast ausgestorben.

Auf irgend einer andern Station stieß ein Senegalneger ganz plötzlich mit dem Bajonett nach mir, was mich veranlaßte, den Kopf schleunigst wieder in das Abteil zurückzuziehen. In Nantes sprachen uns französische Soldaten mit Sturmhelmen an. Sie deuteten mit der Hand zur Kehle. Wir kannten diese Bewegung schon und dachten, sie wollten uns die Kehle abschneiden, aber sie wollten nur andeuten, daß sie die Sache bis zum Halse satt hätten, sie wären gerade eben von ihren Wunden geheilt und aus dem Lazarett entlassen und kämen geraden Weges wieder an die Front. Sie wollten Revolution machen und maßen ihre Offiziere, die nur ein paar Schritte davon standen, ohne sich irgend einen Zwang anzutun, mit drohenden Blicken.

In Brest fanden wir uns nach einem kleinen Marsche durch die Stadt in einem Soldaten-Barackenlager wieder. Man wollte uns noch etwas zu essen geben, aber niemand verspürte Hunger. Wir sanken auf den Strohsack nieder und schliefen sofort ein. Noch beim Einschlafen hörten wir vor unsrer Baracke undeutlich einen Schuß fallen. Irgend jemand kam in die Baracke gestürzt und rief, es wäre soeben einer von uns erschossen. „Es wird wohl ein Versehen sein," wurde geäußert, „schönes Versehen" kam aus irgend einer Ecke zurück, dann rührte sich niemand mehr. Es war uns alles egal. Man hätte uns ruhig sagen können, daß unter unsern Strohsäcken Klapperschlangen lägen, wir

hätten uns nicht darum gekümmert. Die Erschöpfung nach dieser 100stündigen, fast ununterbrochenen Fahrt, auf der wir so gut wie nichts gegessen, ging so ziemlich bis an die Grenze des Menschenmöglichen.

Erst am nächsten Tage erfuhren wir, was geschehen war. Einer der Gefangenen war noch nach unsrer Ankunft ausgetreten, was natürlich auch während der Nachtzeit gestattet ist. Irgend ein französischer Soldat war ihm entgegengetreten und hatte aus nächster Nähe, ohne ein Wort zu sagen, das Gewehr auf den Gefangenen angelegt und ihn durch die Brust geschossen. Er war dann ein paar Minuten später gestorben. Der Lagerkommandant stellte den Tatbestand fest und gab zu, daß kein Anlaß zu der Tat vorgelegen, andererseits könne der Mann auch nicht verantwortlich gemacht werden, da er eine Kugel im Kopf habe und nicht wisse, was er tue. Weiter haben wir von dem Vorfall nichts gehört. Schon am selben Morgen ging es hinaus in den Hafen, wo uns ein Dampfer erwartete, der uns nach Ile Longue bringen sollte.

Die „Lotophageninsel."

So etwas von dem Duft jener Insel von Ploumanach, wo ich im Sommer 1914 geweilt, der Insel mit den langen, gelben Blumen, den magern Ziegen und wilden Hasen, wehte mir wieder entgegen, als unser Schiff langsam an einem der großen Felsen, die nicht ganz die gigantische Form der Felsen von Ploumanach hatten, anlegte. Der Dolmetscher Hase und ein paar Gendarme standen zu unserm Empfang bereit. Sie wollten unsere Handkoffer durchsuchen, aber sie waren nicht ganz sicher in ihrem Auftreten; und richtig, als der Lageradjutant kam,

drückten sich die Gendarmen beiseite. Man hatte sofort das Gefühl, daß wir in ganz andere Verhältnisse hineinkamen als in Uzès. Gilt doch mit Recht Ile longue als eines der besten, wenn nicht das allerbeste Gefangenenlager in ganz Frankreich, wobei man freilich nicht vergessen darf, daß wir, die wir aus Uzès kamen, wirklich keine großen Ansprüche mehr stellten und für das geringste dankbar waren.

Wir marschierten in das Lager ein. Es ging etwas in die Höhe; durch einen Engpaß zwischen dünenartigen, grünbewachsenen Hügeln. Oben auf den Hügeln standen viele der Gefangenen von Ile Longue und sahen sich die Neuankommenden an. Ausrufe des Staunens und des Mitleids wurden laut. Wir müssen wirklich in unsrer geradezu grotesken Gefangenentracht, zerrissen und zerlumpt, verhungert und gänzlich erschöpft, wie wir da ins Lager einmarschierten, einen erbärmlichen Eindruck gewährt haben. Freilich, unsere Landsleute da oben auf den Hügeln schienen nach ihrem Aussehen auch unter ganz andern Bedingungen gelebt zu haben als wir; ich mußte unwillkürlich an den armen Teufel in Uzès denken, den Professor aus Neapel, wie er ohne Hose und Schuhe zu uns kam und bei uns alles so fein und vornehm fand. Es ist doch alles relativ in der Welt. Wie hatten wir damals über den Menschen gelacht und heute hatten wir gegenüber diesen gutgekleideten Landsleuten so ein ähnliches Gefühl, wie jener Landstreicher. Sie standen da oben, unsere Landsleute, so elegant und sauber, mit Blumen in den Knopflöchern, wie gelangweilte Badegäste, die mit Mißfallen auf etwas minderwertige Badegäste herabschauen, deren Anblick schon unsympathisch berührt. Ich erkannte plötzlich einen guten Freund, ehemaligen Mitschüler, in dieser Gesellschaft wieder, einen der elegantesten dieser eleganten „Badegäste". „Guten Tag, Ahrens," rief ich, „bist du

auch hier?" Ahrens wandte den Kopf ab; noch schöner, jetzt reden einen diese Leute schon an. Das konnte ja noch gut werden. „Guten Tag, Ahrens, du kennst mich wohl nicht mehr?" Langes Staunen und Betrachten, dann endlich erkennt er mich: „Mensch, was siehst du aus, wo kommst du her?" Das gar zu deutlich gezeigte Mitleid ist ja auch nicht immer gerade sehr angenehm. Ich meinte darum: „Ja, du lieber Gott, man trägt noch etwas den Reisestaub an sich und dann haben wir auch noch nicht gefrühstückt." „Na, denn komm man gleich zu ein paar Spiegeleiern in die „Haitibude", links von der „Hindenburgstraße." Macht doch bloß eure blödsinnigen Gefangenenabzeichen ab, man kann schließlich nicht wissen, der Kommandant hat schon mit Interesse davon gehört und möchte gar zu gern mal so einen Mann in voller Ausrüstung sehen."

Einen Augenblick später saß ich in der Haitibude, so genannt, weil sie mehrere Gefangene aus Haiti, Söhne deutscher Kaufleute, beherbergte, bei einem sauber zubereiteten Gericht Spiegeleier an einem weißgedeckten Tischchen. In das Fenster der kleinen Kabine rankten Winden, Erbsen und Bohnen herein in solcher Ueppigkeit, daß sie fast das Fenster verdunkelten. Sie hatten in den drei Jahren Zeit gehabt, in dem trockenen Sandboden der Insel recht gründlich Wurzel zu schlagen. In der Mitte der Kabine um den kleinen Tisch herum standen ein paar Stühle und auf jeder Seite befanden sich übereinander je zwei aus alten Holzkisten und Brettern angefertigte Verschläge, deren unterste gedreht und auch als Sofa benutzt werden konnten. Die ganze Einrichtung nannte man Betten. Man hatte das Gefühl, als befinde man sich in einer kleinen Schiffskabine und machte eine Seereise. Nur leider dauerte diese Seereise etwas recht lange. Heute sind es bereits vier Jahre, daß diese unglücklichen Passagiere nicht aussteigen können.

Im neunten Gesange der Odyssee wurden die Gefährten des Odysseus auf die Insel der Lotophagen verschlagen, die sich von den Lotosfrüchten nährten. „Wer nur die Honigsüße der Lotosfrüchte gekostet, dieser dachte nicht mehr an Kundschaft oder an Heimkehr, sondern sie wollten stets in der Lotophagengesellschaft bleiben und Lotos pflücken und ihrer Heimat entsagen."

Ile Longue hatte so etwas von dieser Lotophageninsel. Es wachsen zwar auf Ile Longue keine Lotosfrüchte, aber ich habe gefunden, daß auf einer einsamen Insel der Alkohol, wenn er auch nicht ganz so heftige Wirkungen auslöst, doch ein recht heilsames Mittel ist, um ähnliches Vergessen hervorzurufen.

Am Eingang des Lagers, gleich hinter dem Stacheldrahtzaun, lag die hölzerne, recht große Baracke, in der aus großen Fässern zweimal am Tage frisches Bier, Rotwein und Cider zu verhältnismäßig billigem Preise ausgeschenkt wurde. An kleinen Tischen mit allerlei seltsamen Krügen und Gefäßen saßen die „Lotophagen" und tranken Vergessenheit. Stammtische hatten sich gebildet, wo sich immer wieder dieselbe Gesellschaft zusammenfand. An größern Tischen, oft zu zwanzig und dreißig Mann, saßen die Mitglieder der verschiedenen Sportklubs in bunten Jacken und Mützen. In schwarz und weiß gestreiften Jacken und Mützen der Hockey-Klub, in schwarzroten der Fußballklub, in grünweißen der Tennisklub. Die Mützen und Jacken waren im Lager angefertigt und unterschieden nicht nur in sportsmäßiger Beziehung die Klubmitglieder, sondern auch in gesellschaftlicher. Der eine Klub war noch vornehmer als der andere.

Nur eine Stunde dauerte jedesmal diese Sitzung in der Kantine, dann blies der dicke Clairon, der auch nie nüchtern war, sein: Tatatata, Tatatata, le chanson du poilu, wie er es nannte, das Zeichen des Kantinenschluf-

ses; aber hinten in den Baracken, wohin man schon vorher in immer erneuerten, fleißigen Gängen den Alkohol geschafft hatte — es durfte nur glasweise ausgeschenkt werden —, wurde die Sitzung fortgesetzt. Wenn es sein mußte, auch über 9 Uhr, wo alles Licht gelöscht sein mußte, hinaus, denn unter den Baracken gab es unterirdische, geheime Keller, aus denen kein Licht und Lärm hervordrang. Sie tranken alle von diesem Lotos-Ersatz, Ungarn und Kroaten, Deutsche und Oesterreicher, auch die Türken. Die Türken hatten am längsten gezögert, von dieser Frucht zu kosten, ihre Religion verbot es ihnen ja; dann aber tranken sie am meisten und duselten Tag und Nacht selig vor sich hin.

Die Franzosen ließen die Gefangenen zufrieden. Ließen sie eigentlich machen, was sie wollten, und aus dem Sande der bretonischen Insel ist so eine Art Wild-West oder Tertianer-Romantik emporgeblüht, wo alles notdürftig für den Augenblick eingerichtet ist und doch für Jahre und Jahrzehnte dauert. Es gab besondere Holzbuden für Wäscherei und Haarschneiden, zum Kochen und zum Baden; Schneider, Schuster und Friseure boten ihre Kunst an und inserierten in der kleinen hektographierten Zeitung, die jeden Monat erschien. Große Plakate in schreienden Farben, die Sport- und Turnfeste ankündigten, waren an den Buden angeheftet, Zigaretten- und Tabak-Händler gingen durch das Lager und Bretzelbäcker verkauften ihre frischgebackenen Bretzel. In der großen Bibliothekhalle, in der veraltete Zeitschriften aus noch glücklichern Zeiten auslagen, saßen die „Lotophagen" und vertieften sich in die Ereignisse der Vergangenheit, wenn sie es nicht vorzogen, in der geheimen Lager-Bibliothek zu abonnieren, die sich aus verbotener und sogar aus pikanter Lektüre zusammensetzte. Wahrscheinlich aus dieser Lektüre rührte der Spruch her, den sich manche aus den Memoiren Casanovas an die Tür ihrer

Baracke geheftet hatten und der die Eintretenden davor warnte, die Schläfer im Traume zu stören, weil derjenige, der schläft, wenigstens im Traume ein freier Mann ist.

Zwischen den Baracken liegen vereinzelt kleine grüne Oasen, in denen die Gefangenen allerlei Gemüse, Kohl, Erbsen, Bohnen und Radieschen gepflanzt haben. An einigen dieser Felder sind Zettel angesteckt: „Jemand will seine Radieschen-Felder verkaufen." Der französische Lageradjutant läßt sich das Kaufangebot übersetzen; er lacht. Die „Boches" bringen doch alles fertig. Jetzt verkaufen sie sogar schon französischen Grund und Boden.

Des Nachmittags, wenn die Sonne etwas tiefer steht, sitzen die Epigonen der Lotophagen in ihren bequemen Stühlen, schauen auf die Wiesen und silbrigen Kornfelder jenseits des Stacheldrahtzaunes, sehen die Wellen von weitem an den Strand kriechen und beobachten die Schießübungen der Torpedoboote und alten Kriegsschiffe vor der Hafeneinfahrt von Brest, von wo des Abends von dem erhöhten Stadtteile die Lichter der großen Hafenstadt herüberfunkeln, während über den Häuptern der Gefangenen der surrende Raubvogel seine Kreise zieht.

Andere gehen spazieren mit ihren Hunden an einem Bindfaden, Terriern und kleinen Pinschern und andern unbestimmten Lagermischungen, die sich zusehends vermehren. Der „strohblaue Emil" (er hat rote Haare und einen knallblauen Anzug) führt seine Kücken spazieren, die er dressiert hat und die ihm wie Hunde im Lager folgen. Er hat sie selber ausgebrütet, d. h. mit Hilfe einer Brutmaschine. In einer alten Zeitschrift fand er die Beschreibung dieser Brutmaschine und hat danach einen Apparat hergestellt, der mit einer kleinen Petroleum-Lampe gewärmt wurde. Wenn die Kücken groß sind und Eier legen, wird er im Lager ein reicher Mann werden. Er hat aber auch noble Passionen. Schon

früher als Zigaretten-Verkäufer hatte er sich von dem Maler Primavera, der gleichfalls als Gefangener auf der Insel weilt, sein Bild in Aquarell malen lassen. Wenn er erst Eier verkauft, will er sich lebensgroß in Oel malen lassen. Irgend jemand hat dasselbe Experiment mit Enteneiern versucht. Es ist ihm gleichfalls gelungen und in seinem Teiche, den er sich in dem Sandboden neben der Baracke angelegt, plätschern zwei junge Enten umher. Vor mehreren Baracken hängen gefangene Raben und allerlei Vogelgetier in selbst verfertigten Käfigen. Ein anderer Gefangener verdient sich damit Geld, daß er sein Grammophon für einen Franc die Stunde zu Geburtstagsfesten vermietet. Dann sitzen die Freunde und Bekannten um den Kaffeetisch, lauschen den deutschen Weisen, während außerhalb des Stacheldrahtzaunes der „Poilu“ in seinem Wachthäuschen steht und neugierig hinüberlauscht. Man kann es verstehen, wenn einer dieser Landsturmleute, nachdem er lange die Kaffeegesellschaft angestaunt, schließlich sein Bajonett durch das Dach des Häuschens stieß und sich auf Nimmerwiedersehen entfernte. Das Bild hatte ihn zu lebhaft an irgend eine traute Kaffeegesellschaft in seiner Heimat erinnert.

Das sind die Sommermonate in Ile Longue, die freilich nur die kürzeste Zeit im Jahre ausmachen. Eigentlich sind es nur zwei Monate; die übrige Zeit regnet es von morgens bis abends. Das sind böse Zeiten auf Ile Longue, wenn das Wasser in großen Löchern in dem Lehmboden steht und den Gefangenen die Holzpantoffeln in dem nassen Lehm stecken bleiben. Immer wieder träufelt der Regen durch die Decken der Baracken, immer wieder steigt jemand mit einem Stückchen Teerpappe auf das Dach, um das Loch zu verstopfen. Dann pfeift der Wind über die Insel, dringt überall durch die Ritzen der primitiven Holzbaracken und weht den Schläfern nasse

Tropfen in das Gesicht. Das ist die Zeit, wo der Lotos-Ersatz noch reichlicher fließt als sonst und die Schleier der Vergessenheit sich immer tiefer und dichter auf die vergessene Insel herniedersenken.

Es dauert zu lange für die Gefangenen. Vier Jahre sind heute über die Insel dahingegangen, während die Gefangenen untätig herumsitzen und schwatzen und immer wieder schwatzen; von der Gegenwart und der erhofften Zukunft und ganz selten auch noch manchmal von der Vergangenheit. Vier Jahre wären selbst in einem goldenen Käfig zuviel gewesen, und daß dieser Käfig auf Ile Longue nun gerade von Gold gewesen, werden die Franzosen selber nicht behaupten wollen.

Es sind längst andere Menschen geworden als jene waren, die vor vier Jahren aus glühender Vaterlandsliebe von Amerika aus versucht haben, auf einem Dampfer nach Deutschland zu fahren, um mitzuerleben und mitzuhelfen. Mag sein, daß manche sich immer noch nach der Heimat und der Familie sehnen, die meisten haben alles vergessen und dämmern Tag für Tag vor sich hin, in geistiger Verkümmertheit, nur an die Befriedigung des nächsten Augenblicks denkend.

Abfahrt nach Lyon.

Anfang 1915 hatten die ersten Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland bezüglich einer Internierung der an chronischen Krankheiten Leidenden, namentlich der Herz- und Lungenkranken in der Schweiz begonnen. Fast über ein Jahr lang hatten wir dann in den französischen Zeitungen all die tausend Klippen der Verhandlungen miterlebt, bis es endlich hieß: der Vertrag wäre zustande gekommen. Endlose Untersuchungen folgten beim dem französischen Arzt im Lager von Uzès. Es kam ja nicht darauf an, daß man krank war, sondern vor allem darauf, dem Arzte die Ueberzeugung davon beizubringen, und das war noch schwerer als krank sein.

Es galt damals im Lager als die größte Beleidigung, jemandem zu sagen er sei gesund. Man lebte ja nur noch in der Hoffnung in die Schweiz zu kommen. Jedes Wort, jede Miene, jede Bewegung derjenigen, die nur irgendwie auf die Internierung Anspruch zu haben glaubten, wurde auf die Krankheit eingerichtet. Dann kam die Schweizer Kommission nach Uzès und in etwa zwei Stunden schritten 300 bis 400 Mann, die Anspruch auf die Internierung zu haben glaubten, an den beiden Schweizer Aerzten vorüber. Die Lungen rasselten und die Herzen klopften in allen möglichen verkehrten Tonarten. Manche hatten gleich Urinproben in Flaschen mitgebracht, in denen Flüssigkeiten von geradezu unheimlichen Farben schillerten, andere hatten ärztliche Atteste in den Händen oder Fetzen aus dem französischen Krankenbuch sich zu verschaffen gewußt, zu denen die Schweizer Aerzte freilich meinten, für diese Diagnosen seien die kranken Gefan-

genen nicht verantwortlich zu machen. Der Mohr von Uzèes stand daneben und rang um jeden einzelnen, ihn dazubehalten, wie der Teufel um eine arme Seele.

Nach langen Monaten reisten zwölf Mann wirklich in die Schweiz. Dann vergingen wieder Monate und als dann die Schweizer Kommission erwartet wurde, schickt der Mohr fast alle Kranken fort nach Ile Longue. Es ist klar, daß wir uns danach keine großen Hoffnungen mehr machten. Es kam aber wieder mal anders. Schon am Tage nach unsrer Ankunft in Ile Longue wurden zwölf Mann, darunter auch ich, zum französischen Lagerarzt beordert. Mit einer Abteilung Soldaten ging es außerhalb des Stacheldrahtzaunes zu einer etwa zehn Minuten entfernten kleinen Anhöhe, unmittelbar am Meere, wo das steinerne feste Gebäude der Infirmerie für die Kranken lag. Die Untersuchung war durchaus wohlwollend und das Resultat wurde auch keineswegs, wie in Uzès, ängstlich geheim gehalten, sondern wir erfuhren sofort, daß acht von uns, darunter auch ich, für die Internierung vorgeschlagen werden sollten. Das sagte nun noch nicht viel. In Uzès waren schon oft Kranke für die Schweiz bestimmt worden, die zwei- bis dreimal aus Lyon zurückkamen und zum Teil noch heute in Frankreich sitzen. Ich erinnere mich eines an Nierentuberkulose Erkrankten, der getragen werden mußte und den ein französischer Arzt in Marseille gleich wieder zurückschickte, weil er das Aussehen eines Spions hätte. Zunächst hatten wir jedoch Glück. Schon vier Wochen später hieß es, es wäre Nachricht aus Paris da, und nach abermals zwei Wochen hieß es eines Morgens: Fertig machen zur Abreise nach Lyon. Ausgerechnet in dem Augenblick als ich mit meinem Gepäck zur Reise antrat, bekam ich aus dem Büro einen Brief von der amerikanischen Botschaft, worin mir mitgeteilt wurde, daß mein Gesuch bezüglich Internierung in der Schweiz abgelehnt wäre, da ich

nach dem Urteil der Schweizer Aerzte nicht genügend krank sei.

In der Kantine waren wir zum letzten Male zur Abreise versammelt. Man zahlte uns das Gelddepot aus und verschonte uns mit jeder Untersuchung. Die Abreise hatte nur das Unangenehme, daß man uns verbot, mehr von unsern Sachen mitzunehmen, als wir in einem kleinen Handkoffer tragen konnten. Man sagte, es geschähe das aus Repressalien, da die Franzosen auch nur mit einem kleinen Bündel in der Hand in der Schweiz angekommen wären. Man war nun zwar bei der Abreise insofern nicht kleinlich als dem Lageradjutanten gleichgültig war, was wir schließlich mitnahmen, er ordnete aber an, daß uns niemand beim Tragen helfen dürfte.

Mir war es an sich gleichgültig. Ich wäre auch mit dem Wanderstabe in der Hand aus dem Lager gegangen. Die meisten andern aber luden sich weit mehr auf als sie tragen konnten, und mußten es nachher auf dem Transport schwer büßen. Einige hatten sich bretterne Gestelle hinten auf dem Rücken festgebunden, die hoch über ihre Köpfe emporragten, so daß sie Mühe hatten, das ganze auch nur im Gleichgewicht zu halten. Bis ins Schiff und bis nach Brest ging es noch, dann aber begann der unvergeßliche Marsch durch die Stadt zum Bahnhof.

Es war um die Mittagszeit in der heißesten Julihitze. Die Leute waren ganz verschieden beladen, manche trugen anderthalb Zentner und mehr auf dem Rücken. Und gerade die ältesten und schwächsten hatten sich die stärksten Lasten aufgeladen. Schon nach zehn Minuten war die ganze Kolonne in der Stadt versprengt. Ueberall brach irgend jemand mit seinen Kisten und Kasten zusammen und blieb auf der Straße liegen. An einer Straßenecke saß der „Greif" auf seinen Kisten und Kasten, an denen der Bindfaden gerissen war; die Passanten

auf der Straße hatten sich um ihn gesammelt und betrachteten staunend auf seiner entblößten Brust die tätowierte japanische Landschaft. An einer andern Stelle saß in ähnlicher Situation Kullerbacke, der aus Furcht, sich zu erkälten, trotz der großen Hitze es nicht über sich gebracht hatte, seinen Wintermantel auszuziehen.

Der Transportführer hatte zu jedem Zurückbleibenden ein paar Soldaten beordert, die bei dem Betreffenden stehen bleiben mußten, während die andern weiterzogen. Geholfen wurde niemandem. Jeder mußte seine Sachen wieder zusammensuchen und sehen, wie er weiterkam. Die kräftigsten trugen ihre eigenen Sachen ein Stück voraus und halfen dann so gut es ging den andern weiter. Die ganze Kolonne war schließlich kilometerweit auseinandergezogen und brauchte zu dem Wege, der sonst vielleicht eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, fast drei Stunden. Aber wir kamen unter Verlust von einigen Gepäckstücken doch schließlich auf dem Bahnhof an.

Die Reise durch Frankreich, natürlich wieder im Bummelzuge, war diesmal ganz erträglich; denn wir hatten unser Geld in der Tasche und man ließ uns sogar auf dem Bahnperron spazieren gehen und in dem Bahnhofsrestaurant einkaufen, was wir wollten. Wir trauten uns freilich zuerst nicht recht unter freie Menschen. Durch die Glasscheiben sahen wir in die erleuchteten Räume, wo gutgekleidete Reisende an Tischen mit weißen Tüchern saßen und feierlich mit beinahe silbernen Messern und Gabeln zu Abend aßen. Unser Poilu, der uns führte, stockte gleichfalls. Wir mußten uns erst einen ordentlichen Ruck geben, um in diese Räume einzutreten.

Die braven Landsturmleute, die uns begleiteten, nahmen es nicht mehr sehr ernst mit dem Wachtdienst und glaubten wohl auch nicht, daß wir jetzt, wo wir in die Schweiz kamen, fliehen würden. „Für Euch ist der Krieg zu Ende, wir, wir müssen noch weiter kämpfen," sagten

sie und dann fingen sie an, sich zu betrinken und lagen bald schnarchend auf dem Boden des Abteils.

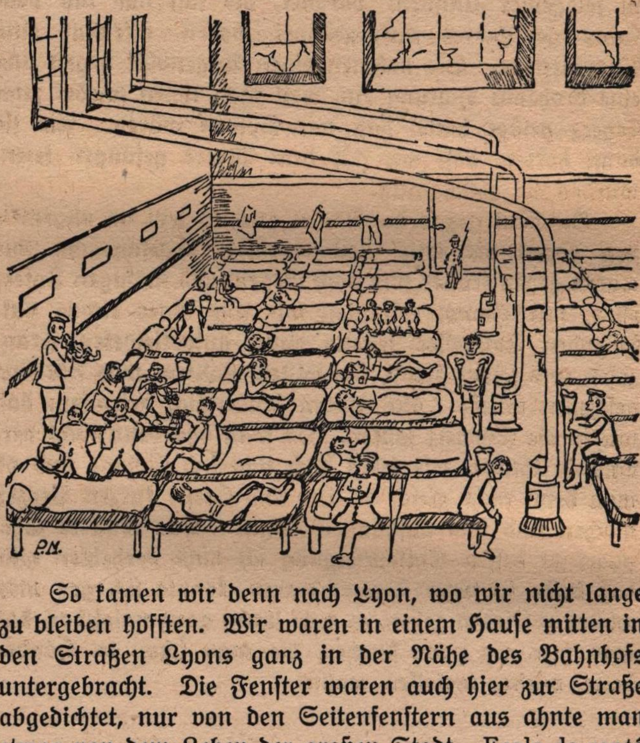
Die Fahrt ging mitten durch Frankreich über Rennes-Lemans-Tours-Bourges nach Lyon. Mehrmals fuhren wir an Russentransporten vorbei. Die Russen wurden durch Frankreich eigentlich nicht wie Bundesgenossen geleitet. In jedem Zuge gab es vorn einige verschlossene Güterwagen, die die Gewehre und Waffen der russischen Soldaten enthielten. Die Russen selber waren alle vollkommen unbewaffnet und bekamen wahrscheinlich ihre Waffen erst an der Front. Sie fuhren in den Bahnhof jedesmal mit einem wüsten Gebrüll ein, das von den Franzosen nachäffend und ironisch erwidert wurde. Wer näher zusah, wurde aber gewahr, daß die paar Russen, die an den Fenstern standen und Hurra schrien, offenbar besonders dazu angestellt waren, während alle andern schweigend und beinahe drohend im Hintergrunde des Abteils verharrten. Auf einem Bahnhof, wo unser Zug längere Zeit hielt, sahen wir Russen, die durch einen ziemlich dichten Kordon französischer Truppen vom Publikum streng getrennt waren. Man sah nirgendwo Blumenschmuck an den Wagen, den die Franzosen sonst doch den Indern und Senegalnegern in so verschwenderischer Fülle spendeten. Das Interesse des Publikums für die Russen war auch nicht besonders groß. Als unser Zug auf dem gegenüberliegenden Geleis einfuhr und es bekannt wurde, daß einige „Boches" da wären, war sofort alles Interesse für die Russen verloren und konzentrierte sich auf die paar kranken Boches-Gestalten. Ein Lampenputzer machte sich den Scherz, stieg auf das Trittbrett eines Abteils des uns gegenüber haltenden Russenzuges, faßte einen der Russen leise an der Schulter und sagte ihm, indem er mit der Hand auf uns deutete, das Wort: Espion ins Ohr. Der naive, einfältige russische Bauernbursche zuckte zusammen wie von einer Viper gestochen und starrte uns

entsetzt an, während alle Umstehenden in Gelächter ausbrachen.

An einer andern Station kamen wir an einem größern Trupp Marokkaner, gelben und braunen Kerlen in feldgelber Uniform vorüber, die fast alle mit dem Croix de guerre ausgezeichnet waren, offenbar eine Sturmtruppe. Sie nahmen einen Augenblick gegen uns eine drohende Haltung ein, weil man ihnen wieder zum Scherz gesagt hatte, daß wir Spione wären. Als sie dann hörten, daß wir auf dem Meere gefangen seien, wurden sie gleichgültig.

Die Wut gegen die Boches erschien jetzt im allgemeinen gegen die erste Zeit erheblich abgeschwächt, wir waren gegen früher nur noch Gegenstand mäßigen Interesses; nur einmal erfreuten wir uns eines etwas auffallenden Interesses seitens eines gutgekleideten Franzosen und seiner Frau, die wissen wollten, was mit uns geschehen würde. Sie waren schmerzlich betroffen, daß wir in die Schweiz sollten. Ob man das denn nicht verhindern könnte, wir seien doch sicherlich Spione und ob man denn nicht gleich an Ort und Stelle kurzen Prozeß machen und uns aufhängen könnte. Das wackere Ehepaar, zu dessen Entschuldigung ich nicht verhehlen will, daß beide in tiefer Trauer waren, konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben, es war ihnen ganz unfaßbar, daß man hier ein paar Boches, die man schon in Händen hatte, wieder loslassen wollte.

Lyon.



So kamen wir denn nach Lyon, wo wir nicht lange zu bleiben hofften. Wir waren in einem Hause mitten in den Straßen Lyons ganz in der Nähe des Bahnhofs untergebracht. Die Fenster waren auch hier zur Straße abgedichtet, nur von den Seitenfenstern aus ahnte man etwas von dem Leben der großen Stadt. Ecole de santé nannte sich das Haus mit den großen Räumen und den vielen eisernen Betten, auf denen sogar weiße oder einmal weiß gewesene Laken zu sehen waren. So eine Art Sanitätsschule mochte es gewesen sein für Krankenpfleger, aus der freilich alle Einrichtungen, die der Gesundheit förderlich sein konnten, herausgenommen waren und wo

man dafür sorgte, daß die Kranken, in ihren Zimmern eingeschlossen, dem tödlichsten Stumpfsinn anheimfielen. Man wurde hier zwar nur selten schikaniert und war sich im großen und ganzen selbst überlassen, aber dafür fehlte es an manchem, das selbst das Lagerleben in Uzès noch geboten hatte. Es gab keine Kantine, man hatte keinen Putzer, mußte alles selbst machen, hatte die ersten Wochen weder Geld noch Pakete; denn es dauerte fast acht Wochen, bis man die Verbindung nach Hause wiederhergestellt hatte. Das waren alles Nachteile, die durch den Kaninchenbraten und das zähe Kuhfleisch, das es hier jeden Tag gab, nicht aufgehoben wurden. Selbst in Uzès hatten wir doch auf dem Hofe noch etwas Bewegungsfreiheit gehabt. Hier in Lyon saß man vom Morgen bis Abend in der „Gesundheitsschule" auf seinem Bette und wartete auf die Schweizer Kommission, die über vier Monate auf sich warten ließ. Nur eine Stunde am Tage durften wir in Abteilungen hinten auf dem kleinen, schmalen Hofe spazieren gehen und auch diese Zeit wurde vielfach beschränkt, wenn die französischen Verwundeten und die Kreolen und Neger es für nötig hielten, in dem neben dem Hofe gelegenen Baderaum ihre Dusche zu nehmen.

An den Hof schloß sich eine Reitbahn, in der Holzgestelle und darüber gelegte Strohsäcke aufgestellt waren, wo die Kranken untergebracht wurden, wenn das vordere Gebäude überfüllt war. Es kamen ständig frische Verwundete nach dort, die entweder von der Front oder von unmittelbar hinter der Front gelegenen Hospitälern nach hier zur bessern Pflege kamen. Der ständige Zuzug frischer Verwundeter hatte zur Folge, daß wir Zivilgefangenen eigentlich immer auf dem Umzug waren. Die Franzosen versuchten immer wieder, die Gefangenen, die gleichartige Verwundungen und Krankheiten hatten, in einem gemeinsamen Zimmer unterzubringen, was ihnen nur schwer gelang.

Ueber unserm ersten Zimmer lag der Klub der „Grashüpfer", wie sie sich selbst nannten, der Soldaten mit nur einem Beine, die über uns, wenn sie ihre Krücken fortgelegt hatten, herumhupften und die auch manchmal im Hofe untergefaßt mit einem Bein Parademarsch versuchten. Auf der andern Seite lag der Klub der Einarmigen, auch einige Irre und Blödsinnige waren darunter, deren Schreie manchmal zu uns herüber drangen.

Gegenüber unserm Gebäude, durch eine verdeckte Brücke über die Straße verbunden, lag das Hospital der Franzosen, von wo manchmal die Marseillaise herübertönte oder wo wir ein paar weißgekleidete Krankenschwestern an den Fenstern stehen sahen. Dort drüben lag auch der große Operationssaal, wohin man fast täglich einen der verwundeten deutschen Soldaten zur Operation hinübertrug, der dann durch unser Zimmer, noch in der Narkose schreiend oder singend, später zurückgetragen wurde.

Mit uns Zivilgefangenen machte man wenig Umstände. Unsere Hauptbeschäftigung bestand, wie gesagt, in dem fortwährenden Umziehen von einem Zimmer in das andere, von der Ecole in die Manege und wieder zurück. Meistens kamen wir bei diesen ewigen Umzügen in der Manege zu liegen, zusammen mit den weniger kranken Soldaten, die die Zugluft in der Manege mit ihren zerbrochenen Fenstern besser vertragen konnten.

Hin und wieder, wenn einer der Soldaten seiner Verwundung erlegen war, besuchte uns der elsässische evangelische Pfarrer, um uns im salbungsvollen Tone Entsagung und Hoffnungslosigkeit zu predigen. Wir durchschauten diesen Heuchler, dem es nur darauf ankam, uns auszuforschen, was wir über unsere Behandlung in Frankreich äußerten und wo wir vor dem Kriege in Frankreich gewesen, um daraufhin bei den französischen Dolmetschern und bei dem französischen Arzte unsere dem-

nächstige Internierung zu hintertreiben. Viel lieber als der evangelische war den Soldaten der katholische Pfarrer, der immer freundlich lächelnd hereinkam, seine Zigaretten verteilte und dann schnell wieder ging. Noch lebten wir ja, hatten jetzt sogar große Hoffnung, befreit zu werden, und wollten darum von diesem Elsässer nicht schon vorher unsere eigene Leichenrede hören. Wir wollten froher Stimmung sein, Musik wollten wir haben, und da wir keine Instrumente hatten, machten wir uns selber welche. Die Soldaten brachten ein Orchester fertig, das wahrhaftig aus dem Nichts heraus geschaffen war. Irgend einer von ihnen, von Beruf Friseur, war in Nordafrika mit einem Geigenbauer in einem Konzentrationslager zusammen gewesen und hatte ihm abgesehen, wie man eine Geige anfertigt. Aus alten Börten und Zigarrenkistenholz, die mit Glasscherben und glühenden Drähten bearbeitet wurden, fertigte er in wenigen Tagen drei bis vier Geigen, die einen ganz guten Ton von sich gaben. Mund- und Ziehharmonika waren vorhanden, der Baß war eine alte Krücke, deren Gummiende kunstvoll gegen den Boden gerieben wurde. Um dem Ganzen Schwung und Schmalz zu geben, hatte man endlich noch ein besonderes Instrument erfunden, das aus zwei Konservenbüchsen bestand, die aufeinander befestigt, klirrende Laute von sich gaben, wenn man mit einem gezackten Holz über den Draht strich, an dem die beiden Konservendosen und noch andere Blechstücke befestigt waren.

Ein groteskes Bild, der Abend in der Manege, wenn die Gasflamme brannte, die Einarmigen und Krüppel um den Ofen standen, im Hintergrunde dieses merkwürdige Orchester deutsche Märsche oder Tänze spielte und der irrsinnige Lehmann sich im Kreise drehte und seine unartikulierten Laute hin und wieder dazwischen brüllte, die so ähnlich wie das Wort „Luft“ klangen. Wenn dann endlich die Lichter gelöscht, die Musik ver-

stummt, die Krüppel und Kranken aufgehört hatten zu schreien und zu lärmen, und man gerade versuchte einzuschlafen, wurden noch in der Nacht plötzlich die Türen in der Manege aufgerissen und von draußen schwankte wieder ein Zug von Verwundeten, die gerade von der Front kamen, auf ihren Bahren herein.

Lyon — die Boches
In einer Reitbahn — es ist Nacht.
Der Wind pfeift durch zerbrochne Scheiben,
Die Kranken wachen auf den Strohmatratzen
— Es ist ein Hospital.
Die Züge heulen in der Nacht minutenlang,
Ganz nah, es geht durch Mark und Bein,
Es fahren wieder Russen durch,
Man kennt sie schon an dem Geheul.
Von ferne tönt gedämpft herüber
Der Lärm der großen, fremden Stadt.
Man amüsiert sich trefflich in Lyon.
Cafés und Kinos übervoll, Musik und Marseillaise.
Und Frauen gibt's so viel man will,
Für jeden zwei und mehr.
Die Wache, die erst gestern in der Stadt,
Kam heute früh und sagte uns:
C'est une orgie, c'est vraiment une orgie.

— — — — — — — — — —

Von ferne plötzlich Stimmen, Schritte,
Das Licht wird angedreht,
Sie bringen Neue von der Front.
Französische Krankenwärter mit den Bahren,
Es sind wohl mehr wie hundert.
Ein jeder Boche trägt seinen Zettel auf der Brust.
Da steht es drauf:
Mit einem Arm, mit keinem Arm,
Mit einem Bein, mit keinem Bein,

Die Füße erfroren, ein Lungenschuß,
Gehirnerschütterung.
Man stellt sie auf in Reih und Glied,
Man zählt sie zwei-, drei-, viermal.
Die Franzosen zählen dreifach stets und mehr.
Man sucht sie durch nach Geld, nach Gott weiß was,
Man tat es mehr als zehnmal schon.
Dann gehen die Franzosen, nur der Charles,
Der Spitzbub, der die Kommissionen macht,
Bleibt etwas noch zurück, geht langsam durch die Reihen
(Es fehlen einem später auch zehn Mark)
Und lacht:
C'est bon la guerre, c'est magnifique,
C'est vraiment magnifique.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir schliefen diese Nacht nicht viel,
Es stöhnten die Verwundeten zu sehr,
Sind alte Veteranen drunter,
Die kaum erst 20 Jahre zählen.
Sie wußten vieles von Verdun:
Sie mußten als Gefangene in den Schützengräben
Den Franzmännern beim Graben helfen.
Sind manche, die den Tod sich dort geholt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen ging ein Arzt
Gelangweilt durch die Reihen,
Sah sich die Zettel an und kam nicht wieder.
Am Nachmittage fing das Sterben an,
Erst einer, der verschüttet war, bewußtlos blieb
Und so entschlief.
Dann einer, dessen Haut so gelb wie Schwefel,
Der ihn gefärbt, wie das versengte Gras.
Und dann noch einer mit dem Gummischlauch
Im Halse, der ihn allein vom Nichts noch trennte.
Er rang verzweifelt eine Stunde

Nach Luft und hatte keine Zeit zu sprechen,
Die Lunge war voll Eiter ihm gelaufen.
Er starb als letzter so beim Abendessen.
Kaum tat er noch den letzten Seufzer,
Da trugen sie ihn schon hinaus.
Es rief noch irgend jemand „Achtung",
Wir standen einen Augenblick ganz still,
Dann war auf immer er verschwunden,
Da draußen in der kalten Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Des Abends kamen die Studenten,
Die an den Boches die Studien machen,
Und fragten lachend, ob denn keiner
Vom Regimente 96, sie hätten gern
Die Achselklappen.

Ueber die Grenze.

Anfang Dezember, nach fast fünf Monaten, war eines Tages die Schweizer Kommission wirklich da. Wir hatten gedacht, nur einer Hauptkommission vorgestellt zu werden, da wir durch den französischen Arzt im Lager ja schon untersucht und für die Schweiz bestimmt waren. Statt dessen mußten wir im ganzen drei Kommissionen bestehen. Eine französische, eine Schweizer Vorkommission und die Hauptkommission.

Die französische Vorkommission war gnädig, sie stellte nur ganz wenige zurück, das war noch nicht schwer gewesen. Aber dann kam das ungleich schwierigere Examen durch die Schweizer Vorkommission. Dem Schweizer Arzte kam es hauptsächlich darauf an, den Franzosen durchweg nachzuweisen, daß ihre Diagnosen falsch waren, was häufig stimmen mochte, aber nicht hinderte, daß sie auch einmal richtig waren. Die Schweizer Aerzte hatten bei dieser Untersuchung zum ersten Male selbständig zu entscheiden und trotzdem kamen von den 18 Zivilisten, die mit mir zusammen untersucht wurden, schließlich nur sechs Mann in die Schweiz.

Ein letztes Mal standen wir in dem Hofe der Ecole de santé, jeder mit seinem Gepäck in der Hand, ein letztes Mal warteten wir auf die Durchsuchung unsers Gepäcks.

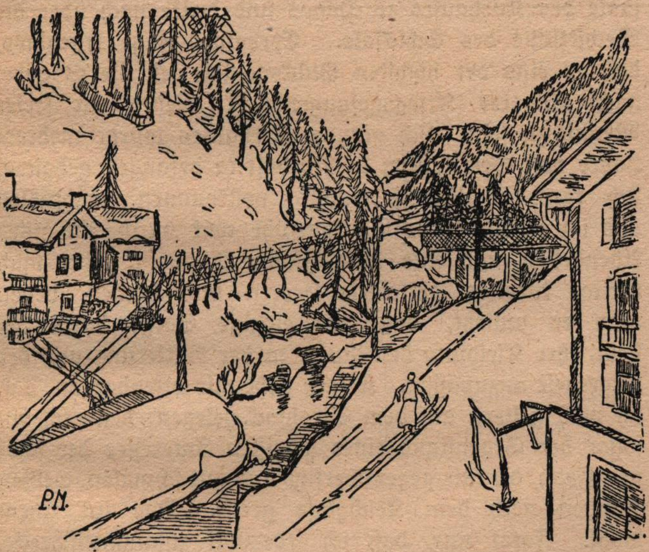
Unbeschreibliches Glücksgefühl, in einem von der Schweiz gestellten Extrazuge zu sitzen und zu wissen, in einigen Stunden liegt das alles hinter dir. Letzte Zweifel, wenn der Zug an der Grenze noch irgendwo hält, man ist Pessimist geworden — vielleicht holen sie einen noch wieder heraus; einmal haben sie jemanden wieder zurückgeholt, weil nachträglich bekannt geworden, daß er vor dem Kriege längere Zeit in Paris geweilt, aber nein,

wir halten nur, weil wir unmittelbar vor der Grenze sind. Die Vorhänge werden heruntergelassen, wir sollen nicht sehen, daß französische Truppenansammlungen zu beiden Seiten der Eisenbahn kampieren. Einen Augenblick später und wir sind auf Schweizer Grund und Boden; noch eine kleine Stunde und wir halten in Genf. Es gibt Blumensträuße, Bohnensuppe und warme Würstchen; Landsleute rufen Hurra und auf dem Bahnperron singt ein Damenchor.

Beim Morgengrauen waren wir schon in der Schneelandschaft der Graubündener Berge und um 11 Uhr vormittags in der rosigen und blauen Kälte der Schneeberge von Davos.

In der Schweiz.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Ratskeller zu Bremen.
Heine: Nordsee, im Hafen.



So war es mir denn nach fast drei Jahren gelungen, aus Frankreich über Spanien durch die Gefangenschaft hindurch Deutschland wieder etwas näher zu kommen. Wertobjekte hatte ich freilich nicht viele mit hinüber gerettet. Meine Möbel standen in Paris, Gott weiß, wer darin wohnen mochte, meine Koffer in der Bretagne, der Rest in Spanien. Was sich in der Gefangenschaft angesammelt hatte, hatte ich zuletzt in Ile Longue zurücklassen müssen; von meinen Zeichnungen und Tagebüchern gar

nicht zu reden. Frau und Kind hatte ich ja eigentlich auch verloren, als sie von Spanien nach Deutschland auf einem Passagierdampfer vorausgefahren waren, das einzige, was ich noch besaß, war ein Cutaway und meine Lackstiefel, die ich aus Alcalà de Guadaira auf das Knochenschiff mitgenommen und durch die Gefangenschaft hindurchgerettet hatte.

In diesem noch tadellosen Anzuge sitze ich im Speisesaale des Kurhauses zu Davos und denke nach über die Wechselfälle des Schicksals. Cervantes sagt irgendwo, daß es eins der höchsten Glücksgefühle sei, die es gäbe, nach längerer Kriegsgefangenschaft wieder ein freier Mensch zu sein. Ich glaube, Cervantes wurde mehrere Jahre von Seeräubern in Nordafrika gefangen gehalten. Ich kann es ihm jedenfalls vollkommen nachfühlen und ich erhöhe dieses Glücksgefühl noch durch ein gutes Abendessen und eine gute Flasche Rotwein. Um mich herum tadellos gekleidete Herren und Damen, denen man es ansieht, daß ihre einzige Sorge darin besteht, ihre Kleidung den Nuancen der Witterung und der Tageszeit anzupassen. Keiner sieht mir offenbar an, daß ich noch gestern auf dem Strohsack gelegen; denn ich bin sogar der Gegenstand eines gewissen Interesses der schönen Frau, die mir gegenübersitzt und mit schmalen, weißen Händen nach dem Kelchglase greift. Das tut einem wohl. Fatal nur, daß ich jedesmal zusammenschrecke, wenn draußen die Gittertür des Aufzuges zugeschlagen wird; das ist genau dasselbe Geräusch, wie das Klirren der alten Gewehre der Humpelgarde auf dem Kasernenhofe von Uzès. Eine große Freude erwartet mich noch, ich werde diese Nacht wieder eine der höchsten Errungenschaften unsrer modernen Kultur in vollen Zügen genießen, ich werde wieder in einem saubern weißen Bette schlafen.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Verzeichnis der Abbildungen

Gemälde

Zeichnungen

Druck von Julius Klinkhardt
in Leipzig.

Paul Madsack, Vae Victis